Boccaccio's
sämmtliche
Romane und Novellen.

Zum ersten Mal getreu übersetzt

von

Dr. W. Röder.

Erster Band.

Zweite durchaus mit Registern versehene Auflage.

Stuttgart,
Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.
1844.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

GESCHENK FRESENIUS

Dekameron.

Erster Band.

GESCHENK
FREIBURG

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede des Uebersetzers.

Italien bietet eine solche Menge literarischer Erzeugnisse von den fernen mittelalterlichen bis auf die neuesten Zeiten, daß das Unternehmen, die werthvollsten derselben dem deutschen Publikum zugänglich zu machen, keiner Rechtfertigung bedarf.

Eher dürfte dieß einem Tadel unterliegen, daß ich mit Boccaccio, und von diesem gerade mit dem Dekameron den Anfang mache, der den frommen Herren schon zur Zeit des Tridentinum höchst anstößig erschien, und unsern modernen Clerikern wohl eben so wenig zusagen dürfte.

Allein Boccaccio ist einmal der Schöpfer der italienischen Prosa, und verdient schon in dieser Beziehung an der Spitze der italienischen Prosaiker zu stehen; der Dekameron aber enthält eine solche Fülle von Geist,

Witz, feinem Spott und Satyre, tiefer, auf die reichste Erfahrung gegründeter, Psychologie in sich, er ist ferner von den frühesten Zeiten bis auf heute so sehr das Volksbuch der Italiener gewesen, daß ich auf die Bedenklichkeiten gewisser Herren keine Rücksicht nehmen konnte, und mir vielmehr zum Grundsatz machte, dasselbe so getreu als möglich in die deutsche Sprache zu übertragen.

Auf den Dekameron wird der Roman Fiammetta folgen, der dem deutschen Publikum beinahe ganz unbekannt ist; und von den Classikern, welche nach Boccaccio zunächst an die Reihe kommen sollen, nenne ich vorläufig Machiavell.

Der Uebersetzer.

Boccaccio's Leben.

Giovanni Boccaccio war der Sohn des Boccaccio di Chellino und stammte aus Certaldo, einem Schloß im florentinischen Gebiet, zwanzig Meilen von der Stadt. Man nennt ihn daher gewöhnlich Giovanni di Boccaccio von Certaldo. Er war jedoch nicht in Certaldo geboren, sondern entweder in Paris oder in Florenz, ob aus rechtmäßiger Ehe, ist ebenfalls nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Daß er jedoch im Jahr 1313 geboren wurde, ist außer Zweifel. Er widmete sich zuerst dem Handelsstande, der jedoch seinem Hang zur Poesie nicht entsprach. Sein Vater willigte endlich ein, ihn ganz den Studien leben zu lassen. Durch den Umgang mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, durch das Studium der alten lateinischen und griechischen Schriftsteller, die er sogar abschrieb, wurde endlich Boccaccio nicht bloß einer der besten Schriftsteller, sondern überhaupt einer der unterrichtetsten Männer seiner Zeit. Die mancherlei Reisen, die er machte, waren für ihn ebenfalls sehr günstig. Aber hauptsächlich vortheilhaft für Boccaccio war die Freundschaft und der starke briefliche Verkehr mit Petrarka, dem er im Jahr 1350 im Namen seiner Vaterstadt ein Schreiben nach Padua zu überbringen beauftragt wurde, worin ihm seine Güter wieder zurückgegeben und er aufs inständigste eingeladen wurde, ihre Universität mit seiner Gegenwart zu beehren. Boccaccio wurde überhaupt in seiner Vaterstadt mehrmals zu sehr ehrenvollen Botschaften verwendet; und in den letzten Jahren seines Lebens, als man in Florenz den Entschluß faßte, einen Lehrstuhl für Dante's Comödie zu errichten, hielt

man Boccaccio dazu am tauglichsten. Doch bekleidete er diese Stelle nicht mehr lang. Er starb zu Certaldo, wohin er sich von Zeit zu Zeit zurückzog, um ganz den Studien zu leben, am 21. Dez. 1375, kaum über ein Jahr nach dem Tode seines Freundes Petrarka. Alle Biographen des Boccaccio erwähnen seiner Liebe zu einer Dame, die er in Neapel kennen lernte und die er unter dem Namen Fiammetta verherrlichte. Es liegt ein Dunkel über der ganzen Sache; doch scheint diese Fiammetta eine natürliche Tochter des Königs Robert von Sicilien gewesen zu seyn.

Von Boccaccio sind viele Schriften auf uns gekommen, die einen sehr ungleichen Werth haben. Seine lyrischen Gedichte sind unbedeutend. Mehrere lateinische Abhandlungen stehen, was die Eleganz der Schreibart betrifft, ebenfalls nicht hoch. Seine in Prosa geschriebenen italienischen Werke sind das Merkwürdigste von ihm. Durch sie hat er die ganze italienische Prosa begründet. Es sind besonders die drei Romane zu erwähnen: Fiammetta, das Labyrinth der Liebe und Filokopo. Am berühmtesten wurde seine Novellensammlung, der Dekameron, der von seinem Erscheinen an auf der einen Seite die lebhafteste Theilnahme erregte, und bis auf den heutigen Tag das Volksbuch der Italiener blieb, auf der andern Seite der darin vorkommenden frivolen Stellen und seiner Satyren gegen den Clerus wegen heftigen Anstoß erregte. — Viele andere mythologische und geographische Werke bekunden zwar die Gelehrsamkeit des Verfassers, sind jedoch für uns bedeutungslos.

N.

Vorrede.

Es ist menschliche Pflicht, mit den Unglücklichen Mitleid zu haben; und obwohl dieß einem Jeden gut ansteht, so kann es doch hauptsächlich von denen gefordert werden, die selbst schon Trost nöthig gehabt, und ihn bei Jemanden gefunden haben; und wenn irgend Einer je desselben bedürftig war, oder ihn hochschätzte, oder ein Vergnügen daran fand, so bin ich es. Denn seit meiner frühesten Jugend war ich in hohem Grade entzündet von einer überaus erhabnen Liebe, die man vielleicht gerade deßhalb meinem niedern Stande unangemessen halten würde, wenn ich in das Nähere darüber

eingehen wollte; und obgleich ich von den Verständigen, die Kunde davon erhielten, deßhalb gelobt und nur desto höher geschätzt wurde, so brachte mir jene Liebe dennoch die größten Leiden, nicht etwa wegen der Grausamkeit der Geliebten, sondern wegen der übermäßigen Leidenschaft, die sich in meinem feurigen Gemüth festsetzte. Denn weil sie mich über die gebührenden Schranken hinausführte, wurde sie für mich oft die Ursache größerer Beschwerden, als nöthig war. In diesem traurigen Zustande brachten mir die anmuthigen Unterhaltungen eines Freundes und seine herrlichen Tröstungen so viele Linderung, daß ich der festesten Ueberzeugung bin, nur diesem habe ich es zu verdanken, daß ich nicht gestorben bin. Aber sobald es Dem gefiel, der in seiner Unendlichkeit allen irdischen Dingen ihr Ziel gesteckt hat, verminderte sich meine Leidenschaft, die heftiger war, als bei irgend Einem, und die weder durch Stärke des Vorsatzes, noch des Verstandes, noch durch die Möglichkeit offenbarer Schande oder Gefahr entkräftet oder ermäßigt werden konnte, im Laufe der Zeit von sich selbst, so daß sie nur das Vergnügen in mir zurückließ, welches sie denen zu gewähren pflegt, die sich nicht zu tief in ihre gefährliche See hineingewagt haben; und da, wo sie mir früher beschwerlich war, jetzt, nachdem alle Täuschung hinweg-

genommen ist, nur ein heiteres Gefühl zurück blieb. Aber wenn auch die Leiden aufgehört haben, so ist doch die Erinnerung an die Wohlthaten nicht entflohen, die ich von denen empfing, welche vermöge des Wohlwollens, das sie gegen mich hegten, durch meine Beschwerden gerührt wurden, und diese Erinnerung wird auch nie verscheucht werden, außer durch den Tod. Und da meiner Ansicht nach die Dankbarkeit unter allen Tugenden hauptsächlich zu empfehlen, und das Gegentheil zu tadeln ist, so habe ich mich, um nicht undankbar zu erscheinen, entschlossen, zur Erwiederung dessen, was ich empfangen habe, jezt, da ich mich frei nennen kann, wenn auch nicht denen, welche mir ihre Hülfe schenkten, und die vermöge ihres Verstandes oder ihres Glückes dessen nicht bedürftig sind, doch wenigstens denen, die es bedürfen, so weit es in meinen Kräften steht, eine kleine Linderung zu verschaffen. Und wenn auch meine Hülfe, oder, will ich lieber sagen, mein Trost für die Bedürftigen nur sehr unbedeutend seyn mag und wirklich ist, so glaube ich doch, man müsse ihn vor Allem dorthin spenden, wo die Noth am größten ist; einmal weil er hier am meisten Nutzen bringt, und dann, weil er hier höher geschätzt wird. Wer mag aber läugnen, daß derselbe, mag er auch noch so gering seyn, immerhin weit mehr für verliebte Damen,

als für Männer, nothwendig ist. Denn jene halten aus Scheu und Schaam in ihrer zarten Brust die Liebesflammen verborgen; und wie sehr eine offene Leidenschaft von einer verborgenen an Stärke überstiegen wird, das wissen diejenigen, welche dieses erfahren haben. Zudem müssen die Damen, durch den Willen, die Wünsche und Befehle ihrer Väter, Mütter, Brüder und Ehemänner genöthigt, den größten Theil ihrer Zeit in dem engen Umkreise ihrer Zimmer eingeschlossen zubringen, und wenn sie hier müßig dasitzen, müssen ihnen, ob sie wollen oder nicht, in einer Stunde sehr verschiedene Gedanken durch den Kopf gehen, die unmöglich alle angenehm seyn können. Wenn dann in Folge glühender Sehnsucht eine Schwermuth ihren Geist befällt, so setzt sie sich mit großen Leiden fest, wenn sie nicht durch immer neue Unterhaltungen entfernt wird; ohnehin sind ja die Frauen weit weniger als die Männer im Stande, den Schmerz zu ertragen.

Alles dieß ist, wie wir deutlich sehen können, bei verliebten Männern nicht der Fall. Wenn sie von einer Schwermuth oder von trüben Gedanken befallen werden, so haben sie viele Mittel, sich Ruhe oder Linderung zu verschaffen; weil es ihnen, wenn sie nur wollen, stets frei steht, auszugehen, Vieles zu sehen und zu hören, den Vögeln nachzustellen, zu jagen, zu

fischen, zu reiten, zu spielen oder Handel zu treiben. Ein jedes dieser Mittel ist im Stande, den Geist ganz oder theilweise anzuziehen, und ihn seinen schmerzlichen Gedanken zu entreißen, wenigstens auf eine gewisse Zeit, nach deren Verfluß auf die eine oder andere Weise entweder Trost kommt, oder der Schmerz gelindert wird. Damit also der Fehler des Geschicks, das, wie wir bei den zarten Damen sehen, da, wo am wenigsten Kraft ist, mit seiner Hülfe am geizigsten ist, wenigstens zum Theil von mir gut gemacht werde, will ich zum Trost und zur Linderung der liebenden Frauen — denn für die andern reicht die Nadel, die Spindel und der Haspel hin — hundert Novellen oder Fabeln oder Parabeln oder Geschichten, wie man sie nennen will, erzählen, die von einer ehrbaren Gesellschaft von sieben Damen und drei jungen Herren zur Zeit der verderblichen Pest innerhalb zehn Tagen erzählt wurden; und auch einige Lieder einschalten, die von den genannten Damen zu ihrem Vergnügen gesungen wurden. In diesen Novellen werden anmuthige und verwickelte Liebesfälle und andere glückliche Ereignisse berichtet werden, die sich sowohl in neueren, als in den alten Zeiten ereignet haben. Die schon bezeichneten Damen, welche dieses lesen werden, werden aus den ergötzlichen Geschichten, die darin vorkommen, sowohl

Unterhaltung als auch nützlichen Rath schöpfen, in so fern sie daraus lernen können, was sie zu thun und was sie zu unterlassen haben; und meiner Ansicht nach müssen diese Erzählungen nothwendig zur Linderung des Schmerzes beitragen. Wenn dieß geschieht, (wollte Gott, es geschähe!) so mögen sie der Liebe dafür danken, die mich von ihren Banden befreit und dadurch befähigt hat, zu ihrem Vergnügen beizutragen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Es beginnt der erste Tag des Dekameron,

an welchem, nachdem der Verfasser die Veranlassung erzählt hat, durch welche die nachher auftretenden Personen zu geselliger Unterhaltung zusammengeführt wurden, unter dem Regiment der Pampinea über das gesprochen wird, was gerade einem Jeden gefällt.

So oft ich, meine anmuthigen Damen, darüber nachdenke, wie Ihr alle von Natur so mitleidsvoll seyd, so oft sehe ich ein, daß das gegenwärtige Werk nach Eurem Urtheil einen unangenehmen und widrigen Anfang haben wird; denn es trägt an seiner Stirne die schmerzliche Erinnerung an die verderbliche Pest, die einem Jeden, der sie erlebte, oder sonst kennen lernte, leidensvoll wurde. Aber Ihr sollt Euch dadurch nicht abschrecken lassen, weiter zu lesen, und Euch nicht zu dem Wahne bewegen lassen, als gehe der Weg immer so zwischen Seufzern und Thränen hin. Jener gräßliche Eingang soll nichts anders für Euch seyn, als was für den Reisenden ein

rauher und steiler Berg ist, hinter welchem sich die schönste und anmuthigste Ebene ausbreitet, die dem Pilger um so lieblicher vorkommt, je beschwerlicher ihm das Auf- und Absteigen gefallen ist. So wie auf die Freude der Schmerz folgt, so gränzt auch an das Unglück eine darauffolgende Fröhlichkeit. Auf diese kurze Trauer (kurz nenne ich sie, weil sie auf wenigen Seiten enthalten ist), folgt sogleich die Lust und Freude, die ich Euch versprochen habe, und die man wohl auf einen solchen Anfang nicht erwarten würde, wenn ich es nicht zuvor bemerkt hätte. In der That, wäre es mir möglich, Euch auf einem andern Wege, als durch diesen rauhen Fußpfad, zu dem Ziele zu führen, das ich mir gesteckt habe, so hätte ich es mit Vergnügen gethan. Aber weil jene Pest die Veranlassung war, welche die Dinge, die wir später lesen werden, herbeiführte, so kann ich Euch die Erwähnung derselben nicht ersparen. Die Nothwendigkeit führt mir die Feder, und ich beginne also:

Die Jahre seit der segensreichen Menschwerdung des Sohnes Gottes hatten bereits die Zahl eintausend dreihundert und achtundvierzig erreicht, da brach in der herrlichen Stadt Florenz, die jede andere in Italien an Schönheit übertrifft, eine tödtliche Pest aus. Sie hatte, durch den Einfluß der Himmelskörper, oder durch den gerechten Zorn Gottes wegen unserer lasterhaften Handlungen zu unserer Besserung über die Sterblichen verhängt, einige Jahre zuvor im Orient angefangen, und diesen Gegenden eine zahllose Menge lebender Wesen geraubt. Unaufhaltsam drang sie weiter von Ort zu Ort, und verbreitete sich auf jammervolle Weise auch über den Occident. Weder Verstand noch irgend eine menschliche Veranstaltung konnte gegen sie etwas ausrichten. Durch eigens dazu aufgestellte Personen ließ man die Stadt von allem Schmutze

reinigen; man verbot jedem Kranken den Eintritt und gab viele Rathschläge zur Erhaltung der Gesundheit; man hielt demuthsvolle Bußgänge, nicht blos einmal, sondern oft, und ließ noch auf andere Weise durch fromme Personen zu Gott bitten, aber umsonst. Im Anfange des Frühlings des genannten Jahres begann sie auf eine schauderhafte Weise ihre furchtbaren und unglaublichen Verheerungen. Und zwar nicht in derselben Gestalt, in welcher sie im Orient aufgetreten war, wo dieß für das deutliche Zeichen eines unvermeidlichen Todes gegolten hatte, wenn Einem Blut aus der Nase floß; sondern hier entstanden im Beginne der Krankheit, beim männlichen wie beim weiblichen Geschlechte, entweder an den Schamtheilen, oder unter der Achselhöhle Geschwülste, von denen einige die Größe eines mittleren Apfels, andere die eines Eies erreichten, und einige größer, einige kleiner wurden. Man nannte diese Geschwüre Pestbeulen. Von den genannten zwei Theilen des Körpers aus verbreitete sich diese tödtliche Pestbeule über alle Körpertheile ohne Unterschied. Hierauf begann der Charakter der Krankheit sich in schwarze oder schwarzgelbe Flecken zu verändern, die bei Vielen an den Armen und an den Schenkeln und an jedem andern Theile des Körpers sichtbar wurden, bei den Einen groß und selten, bei den Andern klein und in Menge. Und wie zuerst die Pestbeule das sicherste Anzeichen des Todes gewesen und noch war, so waren es auch diese Flecken für Jeden, an dem sie sich zeigten. Gegen diese Krankheit konnte weder die Einsicht des Arztes, noch die Kraft irgend eines Heilmittels etwas ausrichten; vielmehr, sey es, daß das Uebel gar nicht geheilt werden konnte, sey es, daß die Unwissenheit der Aerzte (deren Anzahl, außer den wissenschaftlich gebildeten, durch Männer und Weiber, die niemals einen Begriff von Medicin erhalten hatten,

zu einer ungeheuren Menge herangewachsen war), nicht erkannte, woher die Krankheit rühre und somit auch nicht den richtigen Heilplan entwerfen konnte; es kamen nicht blos nur sehr wenige davon, sondern beinahe alle starben innerhalb drei Tagen nach der Erscheinung der erwähnten Zeichen, einige früher, andere später, und die meisten ohne ein Fieber oder irgend einen andern Zufall. Und diese Pest hatte eine furchtbare Macht; denn von den Kranken kam sie durch den Umgang an Gesunde, gerade wie die Flamme trockene und geölte Gegenstände, die ihr nahe kommen, ergreift. Aber was noch viel schlimmer war, nicht blos durch die Sprache und den Umgang mit den Kranken wurde Gesunden die Krankheit und der Saame des gemeinschaftlichen Todes mitgetheilt, sondern sogar die Berührung der Kleider oder jedes andern Gegenstandes, der von den Kranken berührt oder benützt worden war, theilte den Berührenden die Krankheit mit. Was ich hier erzählen muß, ist höchst wunderbar zu hören, und wenn es nicht von mir und von Vielen mit eigenen Augen gesehen worden wäre, so würde ich es schwerlich zu glauben, geschweige denn zu schreiben wagen, hätte ich es auch von den glaubwürdigsten Personen gehört. Es war nämlich die Ansteckungskraft dieser Pest so groß, daß nicht blos der Mensch den Menschen ansteckte, sondern, was noch weit mehr ist, und sehr häufig vorkam, daß wenn ein Gegenstand, der einem Menschen angehörte, welcher krank gewesen, oder an der Krankheit gestorben war, von einem Thiere berührt wurde, dieses nicht blos von der Krankheit angesteckt wurde, sondern in kürzester Zeit daran starb. Hievon habe ich eines Tages mit meinen eigenen Augen, wie ich eben bemerkt habe, unter andern folgendes Beispiel mit angesehen: es waren die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Krankheit gestorben war, auf

die öffentliche Straße geworfen worden, und als zwei Schweine an sie heran kamen, und dieselben ihrer Gewohnheit gemäß zuerst mit ihren Rüsseln und dann mit ihren Zähnen berührten und darauf herum wühlten, so fielen sie, nachdem es ihnen zuerst ein Grimmen verursacht hatte, wie wenn sie Gift genommen hätten, nach einer kleinen Weile auf den zerrissenen Lumpen todt zur Erde nieder.

Solche Vorfälle und noch viele andere ähnliche oder bedeutendere verbreiteten bei denen, welche am Leben blieben, gräßliche Vorstellungen, und bald kamen beinahe alle auf den grausamen Entschluß, die Kranken und ihre Gegenstände zu meiden und zu fliehen, um sich dadurch am Leben zu erhalten. Viele waren der Meinung, eine mäßige Lebensweise und die Enthaltung von allem Ueberflusse müsse ein gutes Mittel gegen dieses Unglück seyn; sie bildeten daher Gesellschaften und lebten von allen Andern getrennt, versammelten und verschloßen sich in solche Häuser, in denen Niemand krank war, genoßen nur die feinsten Speisen und die besten Weine, aber ganz mäßig, flohen alle Schwelgerei, sprachen mit Niemanden, wollten von der Sterblichkeit und den Kranken draußen nichts Neues hören, sondern unterhielten sich mit Musik und andern Vergnügungen, die sie sich bereiten konnten. Andere waren der entgegengesetzten Ansicht und behaupteten, tüchtig zu essen und sich zu freuen, scherzend und singend umher zu ziehen, auf alle Art dem Gaumen Genüge zu thun und über Alles, was vorfalle, zu lachen und sich lustig zu machen, dieß sey das sicherste Heilmittel gegen dieses Uebel. Dieses führten sie auch nach Vermögen aus: Tag und Nacht zogen sie von einer Schenke in die andere und tranken ohne Maaß und Ziel; am liebsten zogen sie jedoch in fremde Häuser, wenn sie Dinge daselbst zu

treffen hofften, zu denen sie Lust hatten; was sie ganz leicht thun konnten, da ein Jeder, wie wenn er nicht mehr länger zu leben hätte, sich und sein ganzes Eigenthum preis gegeben hatte. So waren die meisten Häuser ein Gemeingut geworden und der Fremde benützte dieselben eben so gut, wie es der Eigenthümer benützt haben würde, und alle hatten dabei den grausamen Grundsatz, nur überall nach Vermögen die Kranken zu fliehen.

In diesem jammervollen Zustande der Stadt war das ehrwürdige Ansehen der göttlichen und menschlichen Gesetze beinahe ganz in Verfall gerathen; die Diener und Vollzieher derselben konnten sie nicht aufrecht erhalten; denn sie waren wie alle andere Mensc hen todt oder krank, oder es fehlte ihnen so sehr an Unterbeamten, daß sie ihr Amt unmöglich verrichten konnten. Es war deßhalb einem Jeden erlaubt, Alles, was ihm gefiel, für sich zu benützen.

Viele Andere schlugen zwischen jenen zwei obengenannten Classen einen Mittelweg ein, indem sie sich in den Lebensmitteln nicht so sehr beschränkten, wie die Ersten, noch sich dem Trunk und andern Schwelgereien so hingaben, wie die Zweiten, sondern die Speisen, ihrem Appetit gemäß, hinreichend genoßen, und, ohne sich einzuschließen, mit Blumen, wohlriechenden Kräutern und andern Arten von Spezereien umhergingen, die sie oft an die Nase hielten, und glaubten, es sey das Beste, ihr Gehirn mit solchen Gerüchen zu stärken: weil die ganze Luft von der Ausdünstung der Leichname, der Krankheit und der Heilmittel geschwängert und übelriechend war. Andere hatten eine Ansicht, die zwar grausam, aber vielleicht das Sicherste war. Sie sagten nämlich, es gäbe kein anderes besseres Mittel gegen die Pest, als die Flucht. Ohne sich also

um irgend Jemand außer sich zu bekümmern, verließen viele Männer und Frauen ihre Stadt, ihre Häuser, ihre Verwandten und ihr Eigenthum, und gingen in das Ausland, oder wenigstens auf die Dörfer umher, als ob der Zorn Gottes, welcher die Ungerechtigkeit der Menschen mit dieser Pest strafte, sich nicht überall geltend machen könnte, sondern nur die treffen wollte, die sich innerhalb der Mauern ihrer Stadt befänden; oder gleichsam in der Meinung, Niemand dürfe in der Stadt übrig bleiben und ihre letzte Stunde sey gekommen.

Obgleich diese Leute von so verschiedener Ansicht nicht alle starben, so blieben doch auch nicht alle am Leben, sondern es erkrankten viele von ihnen und an jedem Orte, und nachdem sie zuvor, als sie noch gesund waren, denen, welche gesund blieben, selbst das Beispiel dazu gegeben hatten, so ließ man nun auch sie, von Allen verlassen, überall hinschmachten. Wir wollen nicht davon reden, daß ein Bürger den andern verließ und beinahe kein Nachbar sich um den andern bekümmerte, und Verwandte sich nur selten oder gar nicht besuchten; die gräßlichen Auftritte hatten Männern und Frauen eine solche Hartherzigkeit eingeflößt, daß ein Bruder den andern, der Oheim den Neffen, die Schwester den Bruder, und oft die Gattin den Gatten verließ, ja was noch schrecklicher und beinahe unglaublich ist, Väter und Mütter besuchten und pflegten ihre Kinder nicht, wie wenn sie dieselben gar nichts angingen. Dadurch blieb den Erkrankten männlichen und weiblichen Geschlechts, (und deren war eine zahllose Menge) keine andere Hülfe übrig, als entweder die Liebe ihrer Freunde (aber solche Freunde waren sehr selten), oder die Habsucht der Diener, die ihre Bedienung um übermäßig hohen Lohn verkauften. Aber auch dieser waren nicht Viele, und dann waren es Leute ohne

Verstand und in solchen Diensten nicht geübt, die nichts anderes thaten, als den Kranken das Geforderte geben und sehen, wann sie starben; oft verließen sie sogar mit ihrem Gewinnste plötzlich ihren Dienst. Da nun so die Kranken von Nachbarn, Verwandten und Freunden verlassen waren und Mangel an Dienern hatten, so entstand ein Gebrauch, von dem man zuvor nie etwas gehört hatte, daß nämlich keine Frau, so lieblich, schön und edel sie auch seyn möchte, Anstand nahm, sobald sie erkrankte, einen Mann, wer er auch seyn mochte, jung oder alt, in ihre Dienste zu nehmen und ohne alle Scham jeden Theil des Körpers vor ihm zu entblößen, wenn es die Nothwendigkeit erforderte, gerade wie wenn sie eine weibliche Dienerin hätte. Dieß war wohl in der Folgezeit bei denen, welche davon kamen, eine Hauptveranlassung zu dem Verfall der Sittlichkeit.

Bei Vielen erfolgte der Tod, die, wenn sie eine Hülfe gehabt hätten, vielleicht gerettet worden wären, aber bei dem Mangel an geschickter Bedienung für die Kranken und bei der Ansteckungskraft der Pest war die Menge derer, die Tag und Nacht in der Stadt hinstarben, so groß, daß es schaudererregend zu hören, geschweige denn zu sehen war. Hiedurch entstanden nothwendig bei denen, die am Leben blieben, Gebräuche, die den früheren Sitten der Stadtbewohner entgegengesetzt waren.

Es war Sitte (und wir sehen sie auch heute noch), daß be einem Todesfall die Nachbarinnen und verwandten Frauen im Hause des Verstorbenen sich versammelten und daselbst mit den näheren Angehörigen weinten, und daß sich die Nachbarn und viele andere Bürger mit den nächsten männlichen Anverwandten des Verstorbenen vor dem Hause einfanden, an die sich, je nach ·r Eigenschaft des Verstorbenen, auch die Geistlichkeit anschloß;

daß er alsdann auf den Schultern seiner Standesgenossen mit Leichengepränge, Kerzen und Gesang in die Kirche getragen wurde, die er bei Lebzeiten für sich bestimmt hatte. Diese Gebräuche hörten, nachdem sich die Wuth der Pest zu zeigen begonnen hatte, entweder ganz oder größtentheils auf, und andere neue traten an ihre Stelle; denn nicht blos starben die Leute, ohne viele Frauen um sich her zu haben, sondern viele verschieden auch ganz ohne Zeugen, und den wenigsten waren fromme Klagen und bittre Thränen von ihren Freunden vergönnt; an die Stelle derselben traten Gelächter, Scherzreden und gesellige Mahle, ein Gebrauch, den selbst Damen mit großer Hintansetzung des weiblichen Zartgefühls um ihrer Rettung willen annahmen. Nur selten wurde der Leichnam eines Menschen von mehr als zehn oder zwölf seiner Nachbarn in die Kirche begleitet, und nicht etwa angesehene und menschenfreundliche Bürger, sondern eine Art Todtengräber, die sich Todtenwärter nennen ließen und ihre Dienste um Geld verrichteten, gingen mit dem Sarge und trugen diesen mit eiligen Schritten, nicht in die Kirche, die sich der Verstorbene bei Lebzeiten erwählt hatte, sondern in die, welche am nächsten lag; meistens folgten vier bis sechs Geistliche mit ein wenig Licht, manchmal aber auch ohne Licht, und diese legten den Leichnam mit Hülfe der genannten Todtenwärter, ohne sich lang mit einem feierlichen Gottesdienste aufzuhalten, in irgend ein Grab, welches sie gerade leer fanden.

Der Anblick der unteren Classen und großentheils auch der mittleren war noch weit schauderhafter; denn diese, die, von Hoffnung oder Armuth zurückgehalten, in ihren Häusern oder in ihrer Nachbarschaft blieben, erkrankten täglich tausendweise, und da sie weder bedient wurden, noch irgend einen Beistand

erhielten, starben beinahe Alle hülflos hin. Viele starben bei Tag und bei Nacht auf der öffentlichen Straße, und von Vielen, die in ihren Häusern starben, erfuhren ihre Nachbarn den Tod zuerst durch den Geruch ihrer in Verwesung übergegangenen Leichname. Alles war mit Todten angefüllt. Meistens beobachteten die Nachbarn ein und dasselbe Verfahren, zu dem sie sowohl durch die Furcht, die Verwesung der Leichname möchte ihnen schaden, als durch die Liebe zu dem Verstorbenen bewogen wurden. Sie zogen nämlich, entweder selbst, oder mit Hülfe von Tagelöhnern, wenn sie solche haben konnten, die Körper der Verschiedenen aus ihren Häusern heraus und legten sie an ihre Thüre nieder, wo man besonders des Morgens zahllose Leichen sehen konnte. Alsdann ließ man Bahren kommen, und in Ermanglung derselben legte man Viele auch auf bloße Bretter. Oft wurden auf einer Bahre zwei und drei zugleich hinausgetragen, und nicht blos einmal, sondern sehr oft traf es sich, daß die Frau und der Mann, zwei oder drei Brüder, der Vater und der Sohn u. s. w. auf einer Bahre lagen. Unzählige Male geschah es, daß, wenn zwei Priester mit einem Kreuze vor einer Leiche herschritten, sich drei oder vier Bahren an sie anschloßen, und wo die Priester einen Verstorbenen beerdigen zu müssen glaubten, hatten sie deren acht und manchmal wohl noch mehr. Diese wurden nicht durch Thränen, oder Kerzen oder durch eine Leichenbegleitung geehrt, ja so weit kam es, daß man sich um todte Menschen nicht mehr bekümmerte, als man sich heut zu Tage um eine Ziege bekümmern würde. Daraus sieht man deutlich, daß, während der natürliche Lauf der Dinge durch kleine und seltene Schläge des Schicksals nicht einmal den Weisen Geduld lehren kann, das

Uebermaß des Unglücks auch gewöhnliche Menschen gleichgültig dagegen macht.

Da für die große Masse von Leichnamen, die sich an jeder Kirche jeden Tag und beinahe jede Stunde ansammelten, die geweihte Erde zur Beerdigung nicht hinreichte, besonders wenn man nach der alten Gewohnheit einem jeden einen eigenen Platz anweisen wollte, so machte man nun, nachdem Alles voll war, auf den Kirchhöfen große Gruben, in welche man die ankommenden Leichname zu Hunderten hineinlegte. In diesen wurden die Leichen, wie die Waaren auf einem Schiffe, schichtenweise aufgehäuft und, wenn die Grube angefüllt war, mit etwas Erde bedeckt.

Um nicht in alle Einzelheiten unseres Unglückes einzugehen, sage ich nur noch dieß: So grausam die Krankheit in unserer Stadt wüthete, so blieb auch die umliegende Gegend nicht davon verschont. Hier (ich übergehe die Schlösser, in denen es verhältnißmäßig eben so war, wie in der Stadt,) wurden in den umher zerstreuten Landgütern und Dörfern die armen und unglücklichen Bauern und ihre Familien, die ganz ohne Hülfe des Arztes und eines Wärters waren, auf den Straßen, Feldern und in ihren Häusern, bei Tag und bei Nacht, ohne Unterschied, nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh, hinweggerafft. Deßhalb bekümmerten sie sich, indem sie eben so, wie die Städter, leichtsinnig wurden, nicht mehr um ihr Hab und Gut; und alle, wie wenn sie an jedem Tage, den sie noch erlebten, der Tod erwartete, suchten nicht ihr Vieh zu pflegen oder die Früchte des Landes und ihrer vorangegangenen Mühen zu besorgen, sondern sie wandten allen ihren Scharfsinn darauf, das, was sie schon vorfanden, zu verzehren. Deßhalb geschah es, daß die Ochsen, Esel, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hühner und selbst

die Hunde, die dem Menschen so treu sind, aus dem Hause gejagt wurden und auf den Feldern sich frei herum trieben, wo das Getreide, das noch nicht eingeheimst war, von ihnen verwüstet wurde; und viele derselben, wie wenn sie mit Vernunft begabt wären, kehrten, nachdem sie den Tag über gefressen hatten, des Nachts gesättigt, ohne Aufsicht des Hirten in ihre Ställe zurück.

Kehren wir vom Lande in die Stadt zurück, so ist hier nichts weiter mehr zu sagen, als daß die Grausamkeit des Himmels und vielleicht auch zum Theil die der Menschen so groß war, daß zwischen dem März und dem nächsten Julius in Folge der tödtlichen Krankheit, der schlechten Bedienung der Kranken und der Weigerung der Gesunden, für die Bedürfnisse der Kranken zu sorgen, innerhalb der Mauern der Stadt Florenz nach sicherer Annahme mehr als 100,000 Menschen starben; eine Anzahl, die so groß ist, daß man vielleicht vor der Krankheit nicht für möglich gehalten hätte, daß nur so viele Einwohner in der Stadt lebten. O wie viele große Palläste, wie viele schöne Häuser, wie viele herrliche Wohnungen, die zuvor voll Familien, Herren und Damen, gewesen, standen jetzt ganz leer! Wie viele berühmte Geschlechter, wie viele reiche Erbschaften, wie bedeutende Reichthümer blieben ohne rechtmäßige Herren! Wie viele kräftige Männer, wie viele schöne Damen, wie viele anmuthige Jünglinge, welche selbst Galienus, Hippokrates und Aeskulap für ganz gesund gehalten hätten, speisten des Morgens mit ihren Eltern, Genossen und Freunden, und am kommenden Abend waren sie in der andern Welt mit ihren Ahnen vereint.

Nur mit Schmerz kann ich all dieses Unglück in der Erinnerung wieder durchleben. Ich will deßhalb übergehen, was ich

übergehen kann und sage nur noch dieß: zu jener Zeit, als unsere Stadt von Bewohnern beinahe leer stand, traf es sich, daß, wie ich später von einer glaubwürdigen Person gehört habe, in der Kirche der heiligen Maria an einem Dienstag frühe, als beinahe Niemand darin war, sieben junge Damen, die alle unter einander durch Freundschaft, Nachbarschaft oder Verwandtschaft verbunden waren, und von denen keine über acht und zwanzig und keine unter achtzehn Jahr alt war, nachdem sie den Gottesdienst in Trauerkleidern, wie es in einer solchen Zeit erforderlich war, angehört hatten, sich zusammen fanden; sie waren alle verständig, von edlem Geschlechte, schöner Gestalt, voll Sittsamkeit und feiner Bildung. Ich würde die Namen derselben anführen können, wenn mich nicht ein wichtiger Grund davon abhielte, der nämlich, es möchten die hier folgenden, von ihnen theils erzählten, theils angehörten Geschichten der einen oder andern derselben später eine Schamröthe verursachen. Denn heut zu Tage sind die Gränzen des Vergnügens und der geselligen Unterhaltung weit enger gezogen, als sie es in Folge der erzählten Begebenheiten damals waren. Auch will ich der üblen Nachrede, die gerne das tadelloseste Leben verläumdet, keine Gelegenheit geben, die Ehrbarkeit der edlen Damen mit Lästerungen anzugreifen. Damit jedoch das, was eine Jede gesagt hat, deutlich verstanden werden kann, will ich einer Jeden einen Namen geben, der entweder ganz oder theilweise für ihren Charakter paßt. Die erste und älteste derselben wollen wir Pampinea nennen, die zweite Fiammetta, die dritte Filomena, die vierte Emilia, sodann die fünfte Lauretta, die sechste Neifile und endlich die letzte nicht ohne Grund Elise. Diese trafen ohne alle Verabredung zufällig in einem Theil der Kirche zusammen. Im Kreise sitzend hörten sie nach langem Seufzen

zuletzt mit ihrem Paternoster auf und sprachen Vieles über die Lage der Stadt. Endlich nach einer Weile, als die Andern schwiegen, begann Pampinea also zu sprechen:

„Meine lieben Damen, Ihr werdet, wie ich, schon oft gehört haben, daß es Niemand Schaden bringe, wenn er seine Vernunft auf eine ehrbare Weise gebraucht. Die natürliche Vernunft eines Jeden sagt ihm, daß er sein Leben, so gut er kann, erhalten und vertheidigen soll. Dieß ist allgemein zugestanden, so sehr, daß es schon hie und da geschehen ist, daß man, um es zu beschützen, Menschen um's Leben brachte, ohne daß ein Verbrechen daraus gemacht wurde. Wenn dieß von den Gesetzen erlaubt ist, deren Pflicht es ist, für das Wohl aller Menschen zu sorgen, so muß es uns und einem jeden rechtschaffenen Menschen Pflicht seyn, alle Mittel zu ergreifen, um unser Leben zu erhalten. So oft ich an unser Benehmen diesen Morgen denke, und an unser Benehmen an früheren Tagen, und so oft ich überlege, welches unsere Unterhaltungen gegenwärtig sind, so muß ich einsehen und auch Ihr werdet es einsehen, daß Jede von uns für ihr Leben fürchtet, und ich wundere mich darüber nicht; darüber aber wundere ich mich sehr, daß, da wir doch Alle einen weiblichen Verstand haben, noch keine von uns ein Mittel gegen das aufgefunden hat, was wir mit Recht fürchten. Wir leben hier meiner Ansicht nach gerade so, wie wenn wir Zeugen davon seyn sollten, wie viele Leichen hierher zur Bestattung gebracht werden, oder um zuzuhören, wenn die Mönche von diesem Kloster, deren Anzahl beinahe ganz zusammengeschmolzen ist, zu den vorgeschriebenen Stunden ihre Messe singen, oder um einem Jeden, der uns begegnet, durch unsere Kleidung das Wesen und die Größe unsers Unglücks zu zeigen. Und treten wir aus dieser Kirche hinaus,

so sehen wir entweder Todte oder Kranke daherträgen, oder wir sehen diejenigen, welche wegen ihrer Missethaten von den Gesetzen zur Verbannung verurtheilt sind, mit widriger Frechheit sich in den Straßen herum treiben, gleichsam zum Hohn jener nämlichen Gesetze, weil sie wissen, daß die Vollzieher derselben entweder todt oder krank sind; oder wir sehen die unterste Klasse unserer Stadt nach unserem Blute gieren, sich Todtenwärter nennen, uns zum Verdrusse zu Pferd und zu Fuß herumschweifen und uns in unehrbaren Gesängen an unsere Verluste erinnern. Und nichts Anderes hören wir, als dieß: der und der ist gestorben und ein paar Andere sind am Sterben, und wenn es nicht an Leuten fehlte, so würden wir überall schmerzliche Klagen vernehmen. Wenn wir in unsere Häuser zurückkehren, (ich weiß nicht, ob es Euch auch so geht wie mir,) und ich von einer großen Familie nur noch meine Dienerin antreffe, dann durchfröstelt mich ein Schauder und ich fühle alle meine Haare mir zu Berge stehen; und wo ich gehe und stehe, glaube ich die Schatten der Verblichenen zu sehen, und nicht mit den Gesichtern, die ich an ihnen gewohnt war, sondern mit einem gräßlichen Gesichte erschrecken sie mich, von dem ich nicht begreife, wie dasselbe auf einmal an sie gekommen ist. So tritt mir hier und draußen und in meinem Hause das Unglück entgegen, und was noch viel schlimmer ist, es scheint mir, es seye Niemand mehr übrig, der noch lebenskräftig umhergehen könnte, außer uns. Gibt es aber auch noch solche, so habe ich einigemal von ihnen gehört und gesehen, daß sie, ohne zwischen ehrbaren und unehrbaren Dingen einen Unterschied zu machen, nur ihren Lüsten folgend, allein und in Gesellschaft, bei Tag und bei Nacht gerade das thun, was ihnen am meisten Genuß verschafft. Und nicht blos freie Personen, sondern auch

solche, die in Klöstern eingeschlossen sind, scheinen zu glauben, daß ihnen alles erlaubt sey, was den Uebrigen nicht verboten ist. Mit Verachtung der Klostergesetze geben sie sich der fleischlichen Lust hin und sind zügellos und schwelgerisch geworden, indem sie auf solche Weise der Krankheit zu entgehen vermeinen. Und wenn sich dieß alles so verhält, (und daß dieß der Fall ist, liegt am Tage,) was thun wir hier? was erwarten wir? was denken wir? warum sind wir träger und sorgloser um unser Wohl, als der ganze Rest der Einwohnerschaft? Halten wir uns denn weniger werth, als alle Andern? oder glauben wir unser Leben mit einer stärkeren Kette an unsern Körper gebunden, als das der Anderen? Und dürfen wir uns deßhalb um nichts bekümmern, was die Macht haben kann, dasselbe zu vertheidigen? Wir irren, wir täuschen uns; welche Thorheit, wenn dieß unsere Ansicht ist! So oft wir hier darüber nachdenken wollen, welche und wie viele junge Männer und Damen schon der grausamen Pest unterlagen, so oft werden wir uns deutlich von unserem Irrthum überzeugen müssen. Damit wir deßhalb nicht durch Eigensinn oder Vermessenheit von Etwas betroffen werden möchten, dem wir vielleicht entrinnen könnten, so würde ich es (ich weiß nicht, ob Ihr diese Ansicht mit mir theilet,) für das Beste halten, wenn wir, so wie wir hier sind, die Stadt verlassen, wie so Viele vor uns gethan haben und noch thun, und, sowohl dem Tode, als dem unehrbaren Beispiele Anderer entfliehend, uns ehrbar auf unsere Landgüter begeben würden, deren Jede von uns eine große Anzahl besitzt. Dort würden wir alle Lust, Freude und Vergnügungen genießen, die wir uns bereiten könnten, ohne auf irgend eine Art die Gesetze der Vernunft zu überschreiten. Dort hört man die Vögel singen; man sieht die Hügel und Ebenen

grünen und die Felder voll Getreide wie das Meer wogen; wir erblicken tausend Arten von Bäumen, den freien Himmel, der, obgleich er sehr erzürnt ist, doch seine ewige Schönheit nicht verläugnet. Alles dieses ist um Vieles schöner, als die öden Mauern unserer Stadt. Außerdem ist dort die Luft viel frischer; Alles, was man zu dieser Zeit für das Leben bedarf, findet sich dort in größerer Menge, während die Zahl der Leiden dort geringer ist, denn obgleich daselbst die Landleute eben so sterben, wie hier die Städter, so ist doch der Jammer geringer, weil es dort nicht so viel Häuser und Bewohner gibt. Wenn ich recht sehe, so läßt Keine von uns hier Jemand zurück, ja wir können mit Wahrheit sagen, wir sind vielmehr zurückgelassen worden, denn die Unsrigen sind entweder gestorben, oder, wie wenn wir sie nichts angingen, vor dem Tode geflohen und haben uns allein in diesem Elend zurückgelassen. Deßhalb wollen wir, wenn es Euch so recht ist, mit unsern Dienerinnen und Allem, was nöthig ist, heute auf dieses Landhaus, morgen auf jenes ziehen, uns freuen und fröhlich seyn, so gut es in dieser Zeit möglich ist, und diese Lebensweise so lange fortsetzen, bis wir, wenn uns der Tod nicht vorher überrascht, absehen, welchen Ausgang der Himmel dieser Lage der Dinge bestimmt hat. Ich gebe Euch zu bedenken, daß es uns nicht mehr zu verübeln ist, wenn wir uns auf eine ehrbare Weise entfernen, als einem großen Theil der Andern übel genommen werden kann, daß sie auf unehrbare Weise hier bleiben."

Die übrigen Damen lobten nicht blos den Rath der Pampinea, sondern sehnsüchtig, ihn ausgeführt zu sehen, sprachen sie schon über die Art und Weise, wie man ihn in's Werk setzen müsse. Sie erhoben sich Hand in Hand von ihren Sitzen, wie wenn sie sich jetzt sogleich auf den Weg machen

wollten. Aber Filomena, die ein höchst verständiges Mädchen war, sprach: „Meine Damen, obgleich das, was Pampinea sagt, sehr wohl gesprochen ist, so muß man doch nicht so sehr eilen, wie Ihr thun zu wollen scheint. Erinnert Euch, daß wir alle Frauen sind, und keine von uns ist so kindisch, daß sie nicht recht wohl wüßte, wie Frauen, wenn sie allein sind, sich mit einander unterhalten, und auf welche Art sie ihre Anordnungen treffen, wenn sie nicht von einem Manne unterstützt werden. Wir sind unbeständig, eigensinnig, mißtrauisch, verzagt und furchtsam. Deßhalb zweifle ich sehr, ob diese Gesellschaft, wenn sie sich nicht einer andern Leitung, als unserer eigenen, anvertraut, sich nicht bälder auflösen würde und mit weniger Ehre für uns, als uns Noth thut; und deßhalb ist es gut, wenn wir überlegen, ehe wir den Anfang machen." Hierauf sprach Elisa: „Die Männer sind in Wahrheit das Haupt der Frauen; ohne ihre Anordnung gewinnen unsere Entwürfe selten ein löbliches Ziel. Aber wie können wir diese Männer uns verschaffen? Jede von uns weiß, daß der größte Theil der Ihrigen gestorben ist, und daß die Uebriggebliebenen, da und dort in verschiedenen Gesellschaften zerstreut, ohne daß wir sie zu finden wüßten, dasselbe zu fliehen suchen, was auch wir fliehen wollen. Fremde dazu zu nehmen, wäre nicht räthlich, weil, wenn wir zu unserem Heile uns entfernen wollen, wir Mittel finden müssen, es so einzurichten, daß nicht, während wir Ruhe und Freude zu gewinnen suchen, Beschwerden und Aergernisse daraus entstehen."

Während die Damen sich so miteinander besprachen, traten eben drei junge Männer in die Kirche, jedoch nicht so jung, daß der jüngste nicht wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt gewesen wäre. Bei diesen hatte weder das Unglück der Zeit,

noch der Verlust von Freunden und Verwandten, noch die Furcht für sich selbst ihre Liebe erkälten, geschweige denn verlöschen können. Einer derselben hieß Panfilo, der zweite Filostrato und der dritte Dioneo. Alle waren von anmuthiger Gestalt und feiner Bildung, und sie suchten eben zu ihrem größten Trost in dieser Verwirrung der Dinge ihre Damen, die sich zufällig alle drei unter den vorgenannten sieben befanden, und von den andern war jede mit einem der jungen Herren verwandt. Die Damen wurden zuerst der Herren ansichtig, weßhalb Pampinea lächelnd begann: „Sehet doch, wie das Glück unserem Plane günstig ist; es schickt uns die verständigen und klugen Männer entgegen, die mit Vergnügen unsere Führer und Diener seyn werden, wenn wir sie zu diesem Amte ernennen mögen.“ Neifile wurde aus Schaam ganz roth im Gesichte, denn sie war eine von den Geliebten der jungen Männer, und sprach: „Pampinea, achte doch um Gotteswillen auf deine Worte; ich weiß allerdings recht wohl, daß man nichts als Gutes von einem jeden dieser Herren sprechen kann. Auch halte ich sie für noch viel Größeres, als dieses ist, tauglich, und glaube, daß sie eine Gesellschaft von viel schöneren und liebenswürdigeren Damen verdienen. Aber da es eine ziemlich bekannte Sache ist, daß sie in einige von uns verliebt sind, so fürchte ich, es möchte uns ohne ihre und unsere Schuld üble Nachrede und Tadel treffen, wenn wir sie mit uns nehmen.“ Hierauf sprach Filomena: „Das thut nichts zur Sache; wenn ich nur ehrbar lebe und mein Gewissen mir keine Vorwürfe macht, so kann Jeder, der will, das Gegentheil behaupten. Gott und die Wahrheit werden schon die Waffen für mich ergreifen. Wären also diese Männer geneigt, uns zu begleiten, so können wir in Wahrheit, wie Pampinea sagt,

annehmen, daß das Glück unsern Entschluß begünstige.“ Als die Andern diese also sprechen hörten, schwiegen sie nicht blos, sondern erklärten einstimmig ihre Einwilligung, daß man die Herren rufen, ihnen ihre Absicht erklären und sie bitten solle, sie möchten ihnen auf ihrer Reise Gesellschaft leisten. Hierauf erhob sich nun Pampinea, die mit einem derselben verwandt war, ohne Weiteres und ging den jungen Männern entgegen, die in einiger Entfernung standen und die Damen betrachteten. Sie grüßte sie freundlich, erklärte ihnen ihre Absicht und bat sie im Namen Aller, sie möchten sich entschließen, ihnen mit brüderlicher Gesinnung Gesellschaft zu leisten. Die Jünglinge glaubten zuerst, man mache sich über sie lustig; als sie jedoch sahen, daß es der Dame Ernst war, antworteten sie fröhlich, sie seyen bereit. Ohne weitern Verzug verabredeten sie sich nun mit einander über die Anordnungen, die man vor der Abreise noch zu treffen hatte, und nachdem man Alles ordentlich gerüstet und das Nöthige an den Ort, wohin sie sich zuerst begeben wollten, voraus gesandt hatte, verließen am folgenden Morgen, am Mittwoch, mit Tagesanbruch die Damen mit einigen ihrer Dienerinnen, und die drei jungen Herren mit ihren drei Bedienten die Stadt und machten sich auf den Weg. Zwei kleine Meilen von der Stadt gelangten sie auf das Landhaus, welches sie zuerst besuchen wollten. Dieses Landhaus lag auf einem kleinen Hügel, der nach allen Seiten von unsern Landstraßen ziemlich weit entfernt und mit mannichfaltigen grünen Bäumen und Pflanzen besetzt war, die einen lieblichen Anblick gewährten. Auf dem Gipfel des Hügels stand ein Palast mit einem schönen großen Hofe, mit Zimmern, Sälen und Gemächern, die alle sowohl an sich sehr schön, als auch mit heitern und anmuthigen Gemälden verziert waren; Wiesen, herrliche

Gärten mit Brunnen von frischem Wasser lagen umher; die Keller hatten kostbare Weine, die mehr für lüsterne Trinker, als für nüchterne und ehrbare Damen paßten. Die ankommende Gesellschaft fand zu ihrem großen Vergnügen Alles gereinigt, die Betten hergerichtet, Alles mit Blumen, wie man sie in dieser Jahreszeit haben konnte, bestreut und geschmückt. Nachdem sie gleich nach ihrer Ankunft Platz genommen hatten, nahm Dioneo, welcher mehr als die andern von schöner Gestalt und voll Witz war, das Wort und sprach: „Meine Damen, nicht unsere Klugheit, sondern Euer Verstand hat uns hieher geführt. Ich weiß nicht, was Ihr im Sinne habt, mit Euren betrübten Gedanken anzufangen; ich aber ließ die meinigen innerhalb der Stadtthore zurück, als ich vor Kurzem mit Euch herauszog. Deßhalb entschließet Euch, entweder mit mir zu scherzen, zu lachen und zu singen, (natürlich so weit es Eure Würde gestattet,) oder erlaubt mir, daß ich zu meinen Gedanken zurückkehre und in der unglücklichen Stadt bleibe." Hierauf antwortete Pampinea nicht anders, als hätte auch sie die ihrigen alle verbannt, heiter: „Dioneo, du hast sehr wohl gesprochen; fröhlich wollen wir leben, denn dieß war der Grund, der uns bewog, der Trauer zu entfliehen; aber da dasjenige, was ohne Ordnung begonnen wird, nicht lange dauern kann, so glaube ich, die ich den Anfang zu den Verhandlungen machte, welche eine so schöne Gesellschaft zu Stande brachten, um unser Vergnügen dauernd zu machen, wird es nöthig seyn, Einem von uns die Herrschaft zu übergeben, den wir alsdann als unseren Vorgesetzten ehren und ihm gehorchen müssen, und der die Pflicht hat, alle Anordnungen zu einem fröhlichen Leben zu treffen. Und damit Jedes von uns sowohl die Schwere dieser Obliegenheit, als das Vergnügen der Herrschaft kosten möge,

und damit so bei Uebergang des Regiments von Einem zum Andern keines einen Neid haben könne, so schlage ich vor, einem Jeden soll die Last und die Ehre auf einen Tag übertragen werden. Wer den Anfang zu machen habe, soll durch eine allgemeine Wahl bestimmt werden. Die Nachfolger sollen beim Herannahen des Abends nach dem Gutdünken des Herrn oder der Dame gewählt werden, welche den Tag über die Herrschaft geführet hat; und der Erwählte hat alsdann, so lange seine Herrschaft dauert, über den Ort und die Art und Weise, wie wir leben sollen, frei zu verfügen."

Diese Worte fanden lauten Beifall und einstimmig wurde Pampinea zur Königin des ersten Tages erwählt. Filomena, die schon oft hatte sagen hören, wie ehrenvoll die Blätter des Maulbeerbaums seyen, und wie sehr derjenige dadurch geehrt sey, der verdientermaßen damit bekränzt werde, lief schnell zu einem solchen Baume, pflückte einige Zweige und machte einen schönen und herrlichen Kranz, den sie der Königin auf den Kopf setzte, und der während der Dauer der Gesellschaft für einen Jeden das untrügliche Zeichen der wirklichen Herrschaft war.

Nachdem Pampinea zur Königin erwählt war, ließ sie die Diener der drei jungen Männer und ihre vier Dienerinnen rufen, gebot Stillschweigen, und als Alles schwieg, sprach sie: „Damit ich zuerst Euch Allen ein Beispiel gebe, wie unsere Gesellschaft in Ordnung und Freude und ohne Schande leben und so lange bestehen kann, als es uns gefällt, ernenne ich zuerst Parmeno, den Diener des Dioneo, zu meinem Haushofmeister und übertrage ihm die Sorge für die Bedürfnisse unserer ganzen Gesellschaft und Alles, was zum Speisesaal gehört. Sirisco, der Diener des Panfilo, soll unser Zahlmeister seyn

und die Anordnungen des Parmeno ausführen. Tindaro, im Dienste des Filostrato, soll auch den zwei übrigen Herren in ihren Zimmern aufwarten, wenn die andern Diener durch ihre neuen Aemter daran verhindert sind. Meine Dienerin Misia und die der Filomena, Licisca, sollen immer in der Küche seyn und die Speisen, welche Parmeno anordnet, sorgfältig zubereiten. Lauretta's Chimera uud Fiammetta's Stratilia haben für die Zimmer der Damen und für die Reinlichkeit der Orte, wo wir uns aufhalten, zu sorgen; und Allen und Jeden befehlen wir bei unserer Ungnade, daß sie sich, wo sie auch hinkommen und sich aufhalten, was sie hören oder sehen mögen, wohl hüten sollen, irgend eine andere als eine freudige Nachricht von Außen zu überbringen."

Nachdem diese Befehle mit kurzen Worten gegeben und von Allen gebilligt worden waren, sprach Pampinea, sich erhebend, fröhlich zu den Uebrigen: „Hier sind Gärten, hier sind Wiesen, hier viele andere ergötzliche Orte, auf denen Jedes nach Gefallen lustwandeln darf; wenn die dritte Stunde schlägt, mögen Alle sich hier einfinden, um im Kühlen zu speisen."

Nachdem so die fröhliche Gesellschaft von der neuen Königin beurlaubt war, ergingen sich die jungen Männer mit den schönen Damen unter ergötzlichen Gesprächen langsam in einem Garten, wanden schöne Kränze von mannichfaltigem Laubwerk und sangen verliebte Lieder. Und nachdem sie so lange daselbst verweilt, als sie von der Königin Erlaubniß hatten, kehrten sie nach Hause zurück. Hier fanden sie, daß Parmeno sein neues Amt mit vielem Eifer angetreten hatte. Denn als sie in einen Saal zu ebener Erde eingetreten waren, fanden sie hier die Tische mit schneeweißen Tüchern bedeckt und silberne Becher darauf; Alles war mit Blumen bestreut. Auf den

Befehl der Königin wurde Wasser zum Waschen herumgeboten und Alle nahmen nach der Anordnung des Parmeno Platz. Herrlich zubereitete Speisen wurden aufgetragen, die feinsten Weine standen bereit, und die drei Diener versorgten fleißig die Tische. Ueber diese schöne Zurichtung freute sich Jedermann; sie speisten unter anmuthigen Gesprächen und allgemeiner Heiterkeit. Als die Tafel aufgehoben war, befahl die Königin, da alle Damen und auch die Herren gerne tanzten, und einige derselben musiciren und singen konnten, Instrumente herbeizubringen. Auf ihr Gebot nahm Dioneo eine Laute und Fiammetta eine Geige, und fingen an, einen hübschen Tanz zu spielen. Nachdem man die Dienerschaft zum Speisen weggeschickt hatte, begann die Königin mit den Damen und zwei Herren einen Tanz mit langsamen Schritten; nach Beendigung desselben sangen sie heitere und verliebte Lieder. Diese Unterhaltung setzten sie fort, bis es der Königin Zeit schien, zur Ruhe zu gehen. Sie beurlaubte also die Gesellschaft, und die Herren begaben sich auf ihre Zimmer, die von denen der Damen getrennt waren. Diese fanden sie mit wohlzugerüsteten Betten versehen und, wie den Saal, voll Blumen; eben so auch die Damen. Sie entkleideten sich also und begaben sich zur Ruhe.

Bald nachdem die neunte Stunde geschlagen hatte, erhob sich die Königin, weckte die andern Damen und ließ auch die Herren zum Aufstehen ermuntern, indem sie behauptete, es sey schädlich, bei Tage so lange zu schlafen. Hierauf gingen sie auf eine Wiese, auf der ein hohes, grünes Gras stund, und die vor den Strahlen der Sonne geschützt war. Während sich ein liebliches Lüftchen erhob, ließen sie sich auf den Befehl der Königin Alle im Kreise nieder und Jene begann zu sprechen:

„Wie Ihr sehet, steht die Sonne hoch und die Hitze ist groß; man hört nur die Heuschrecken auf den Olivenbäumen; deßhalb wäre es thöricht, wenn man jetzt irgend wohin spazieren gehen wollte. Hier ist es hübsch kühl, hier seht ihr Brett- und Schachspiele, und es kann sich ein Jedes unterhalten, wie es ihm gefällt. Aber wenn Ihr meiner Ansicht folgen wolltet, so würde ich nicht Spiele vorschlagen, bei denen der eine Theil sich gewöhnlich erzürnt, ohne daß der Andere oder gar der Zuschauer viel Vergnügen davon hat, sondern wir wollen diesen heißen Theil des Tages mit Erzählungen hinbringen, an denen, während Einer spricht, die ganze zuhörende Gesellschaft Vergnügen finden kann. Bis Jedes von Euch seine Geschichte erzählt hat, wird die Sonne sich neigen und die Hitze nachlassen, und dann können wir zu unserem Vergnügen hingehen, wohin es uns beliebt. Wenn Euch nun dieser mein Vorschlag gefällt, (denn ich will mich hierin ganz nach Euch richten,) so wollen wir dieß thun, und gefällt es Euch nicht, so kann ein Jedes bis zur Abendstunde thun, was ihm beliebt."

Die Damen, wie die Männer, sprachen sich einstimmig fürs Erzählen aus. „Wenn euch also," sagte die Königin, „mein Vorschlag gefällt, so soll es an diesem ersten Tage einem Jeden freistehen, zu sprechen über was er will." Und zu Panfilo, der zu ihrer Rechten saß, gewendet, sagte sie ihm anmuthig, er möchte mit einer Erzählung den Anfang machen. Dieser begann, als er den Befehl vernommen hatte, sogleich, und erzählte, während Alle aufmerksam zuhörten, folgende Novelle.

Erste Novelle.

Ciappelletto betrügt durch eine falsche Beichte einen frommen Bruder und stirbt; und obgleich er zu Lebzeiten ein sehr schlechter Mensch gewesen war, wird er nach seinem Tode für sehr fromm gehalten und San Ciappelletto genannt.

Meine lieben Damen, es ist schicklich, daß Alles, was der Mensch thut, in dem hohen und heiligen Namen Dessen begonnen werde, der der Schöpfer von Allem ist. Da ich nun den Anfang zu unsern Erzählungen machen muß, so will ich mit einer seiner vielen wundervollen Begebenheiten beginnen, durch welche, wenn wir sie angehört haben, unsere Hoffnung auf Ihn, als auf ein unveränderliches Gut, sich befestigen wird und wir zur steten Verherrlichung seines Namens aufgefordert werden müssen.

Es ist bekannt, daß alles Zeitliche vergänglich und deßhalb auch in und außer sich vielen Schmerzen, traurigen Zufällen und unzähligen Gefahren unterworfen ist, denen wir, so lange wir auf der Erde leben und ein Theil des Irdischen sind, ohne allen Zweifel immer unterliegen müßten, wenn nicht die besondere Gnade Gottes Kraft und Mittel zum Widerstande uns

darböte. Diese haben wir aber keineswegs unserem eigenen Verdienste zu verdanken, sondern wir erhalten sie durch das freiwillige Erbarmen Gottes und durch die Bitten derer, die, so wie wir jetzt, sterblich waren und dadurch, daß sie, so lange sie am Leben waren, die Gebote Gottes treu erfüllten, jetzt bei ihm die Seligkeit des Himmels genießen. An diese also, als an Fürsprecher, die aus eigener Erfahrung unser Elend kennen, dürfen wir uns wenden, wenn wir etwas Nützliches wünschen, und es vielleicht nicht wagen, unsere Bitten dem großen Richter unmittelbar vorzulegen. Und noch viel weiter erstreckt sich sein gnädiges Mitleid. Denn da die Schärfe des menschlichen Auges in das Geheimniß des göttlichen Geistes auf keine Weise eindringen kann, so kann es sich leicht fügen, daß wir, getäuscht, solche zu Fürsprecher für uns wählen, die auf ewig vom Himmel ausgeschlossen sind, und alsdann sieht Er, dem nichts verborgen ist, mehr auf die gute Absicht des Flehenden, als auf seine Unwissenheit oder auf die Unwürdigkeit des Fürsprechers, und erhört die Bitten eben so gut, als wäre der zum Fürsprecher Erwählte ein Heiliger des Himmels. Dieß zeigt sich deutlich in der Novelle, die ich erzählen will. Ich sage deutlich, so weit dem schwachen menschlichen Geiste Etwas deutlich vorkommen kann.

Die Sage erzählt: Musciatto Franzesi wurde aus einem sehr reichen großen Kaufmann ein Ritter, und sollte mit Carl ohne Land, dem Bruder des Königs von Frankreich, nach Toskana reisen, als dieser auf das Begehren des Papstes Bonifazius diesen besuchen wollte. Da er nun einsah, daß seine Geschäfte, wie es meistens bei den Kaufleuten der Fall ist, hie und da sehr verwickelt waren, und er sie nicht so schnell und leicht selbst ordnen könne, so beschloß er, sie einigen Personen

zu übergeben. Auch fand er zu Allem Rath, nur darüber blieb er im Zweifel, wem er die Erhebung der bei mehreren Burgundern ausstehenden Gelder anvertrauen sollte; denn er wußte, daß die Burgunder schlimme, streitsüchtige und unredliche Leute seyen, und es wollte ihm Niemand einfallen, der ein so schlechter Mensch wäre, um ihm zutrauen zu können, er werde der Schlechtigkeit jener Leute mit Erfolg entgegentreten. Nachdem er sich lange darüber besonnen hatte, fiel ihm ein gewisser Ceparello von Prato ein, der in Paris oft in sein Haus gekommen war. Dieser war klein von Person und sehr zierlich; und da die Franzosen nicht wußten, was Ceparello bedeutete, sondern annahmen, es heiße Cappello, was nach ihrer Sprache einen Kranz bedeutet, so nannten sie ihn, weil er, wie gesagt, klein war, statt Cappello Ciappelletto; und als Ciappelletto war er überall bekannt, während ihn als Ceparello nur Wenige kannten. Dieser Ciappelletto führte folgendes Leben. Als Notar schämte er sich überaus, wenn eine seiner Urkunden (obgleich dieß nur höchst selten vorkam) anders als falsch befunden wurde; er würde deren so viele gemacht haben, als man nur von ihm verlangt hätte, und zwar lieber eine falsche unentgeldlich, als eine andere um die beste Bezahlung. Falsche Zeugnisse legte er mit der höchsten Freude ab, ob man es von ihm gefordert hatte oder nicht, und da man zu jener Zeit in Frankreich noch sehr viel auf Eidschwüre hielt, und er sich nicht darum bekümmerte, einen falschen abzulegen, so gewann er ungerechter Weise alle Processe, bei denen es darauf ankam, zur Bekräftigung der Wahrheit einen Eid zu schwören. Es machte ihm außerordentlich viel Vergnügen, und er legte sich förmlich darauf, zwischen Freunden, Verwandten und anderen Personen Feindschaften und Aergernisse zu erregen, und je mehr Unheil

er daraus entstehen sah, desto größer war seine Freude. Wurde er zu einem Morde oder zu irgend einer Unthat aufgefordert, so war er stets bereit, ohne jemals seinen Beistand zu versagen, und oft ließ er sich leicht bewegen, mit eigener Hand einen Menschen durchzuprügeln oder umzubringen. Er war ein großer Lästerer Gottes und der Heiligen, und zwar wegen der geringsten Sache, auch war er jähzorniger als irgend Jemand. In die Kirche ging er nie, und verspottete ihre Sakramente alle mit abscheulichen Worten als etwas gemeines; dagegen besuchte er desto häufiger die Schenken und andere unehrbare Orte. Anständige Frauen liebte er so, wie die Hunde den Stock; an den Frauen der entgegengesetzten Art fand er mehr Freude, als irgend ein anderer noch so schlechter Mensch. Betrogen und geraubt hätte er mit derselben Gesinnung, mit welcher ein frommer Mann Almosen gibt. Er war höchst gefräßig und ein solcher Säufer, daß er oft die schlimmsten Folgen davon zu leiden hatte. Als Spieler und Verfertiger falscher Würfel war er berüchtigt. Doch was verschwende ich so viele Worte? Er war ein schlechterer Mensch, als vielleicht je einer geboren wurde. Seiner Schlechtigkeit diente die Macht und das Ansehen Musciatto's lange zum Schutz, weßhalb er oft sowohl von Privatpersonen, denen er nicht selten Beleidigungen zufügte, als von Hofleuten, denen er stets feind war, geschont wurde.

Dieser Cepparello war es also, der dem Herrn Musciatto, welcher sein ganzes Leben sehr gut kannte, in den Sinn kam, denn dieser Herr Musciatto dachte, jener sey ganz der Mann, wie ihn die Schlechtigkeit der Burgunder erfordere. Er ließ ihn deßhalb rufen und sprach zu ihm folgendermaßen: „Ciappelletto, wie Du weißt, bin ich im Begriff, mich von hier zu entfernen, und da ich unter andern mit den Burgundern, die

voll Betrug sind, zu thun habe, so weiß ich Niemand, der geeigneter wäre, mein Eigenthum von ihnen einzufordern, als Du, und da Du gegenwärtig nichts zu thun hast, so will ich Dir, wenn Du Lust dazu hast, die Empfehlung des Hofes verschaffen und Dir einen ansehnlichen Theil von dem geben, was Du erheben wirst.“ Ciappelletto, der sich gerade in einer sehr schlimmen Lage befand, sein Vermögen zerrüttet, und den, der lange seine Unterstützung und sein Rückhalt gewesen war, im Begriffe sah, sich zu entfernen, entschloß sich ohne Bedenken und gleichsam von der Nothwendigkeit getrieben, und erklärte sich bereit, den Vorschlag anzunehmen. Sie beriethen sich also, Ciappelletto empfing die Vollmacht und die Empfehlungsschreiben des Königs und begab sich, nachdem Musciatto abgereist war, nach Burgund, wo ihn beinahe Niemand kannte. Hier fing er, ganz gegen sein sonstiges Wesen, seine Forderungen mit Güte und Sanftmuth zu betreiben an, wie wenn er den Zorn bis zum Ende auffsparen wollte. Dadurch erhielt er Zutritt in das Haus zweier Brüder aus Florenz, die hier auf Zinsen ausliehen, und ihm um Musciattos willen sehr viel Ehre anthaten. Als er daher in ihrem Hause erkrankte, ließen die beiden Brüder sogleich Aerzte und Wärter holen und schafften Alles herbei, was zu seiner Genesung zuträglich schien. Aber alle Bemühungen waren fruchtlos, denn der gute Mann war schon alt und hatte unordentlich gelebt, und so wurde er, wie die Aerzte sagten, von Tag zu Tag schlimmer und hatte den Tod im Herzen, worüber die beiden Brüder sehr bekümmert waren.

Eines Tags berathschlagten sie miteinander in einem Zimmer, neben dem, in welchem Ciappelletto krank lag. „Was wollen wir mit ihm anfangen?“ sagte der Eine zum Andern. „Seine Handlungen können uns in die schlimmste Verlegenheit bringen.

Würden wir ihn so krank aus unserem Hause schicken, so würde uns dieß zu keiner Ehre gereichen und wäre sehr thöricht, denn die Leute wissen ja, daß wir ihn zuerst aufgenommen und dann in seiner Krankheit so sorgsam gepflegt haben, und was würden sie denken müssen, wenn wir ihn jetzt so plötzlich todtkrank aus dem Hause schicken würden, wo er durchaus nicht im Stande war, irgend etwas zu thun, das uns hätte mißfallen können. Andererseits aber war er ein so schlechter Mensch, daß er nicht wird beichten und kein Sakrament der Kirche wird nehmen wollen. Stirbt er aber ohne Beichte, so wird keine Kirche seinen Leichnam aufnehmen wollen und man wird ihn wie einen Hund in eine Grube werfen. Wenn er aber auch beichtet, so sind seine Sünden so groß und so schrecklich, daß wieder ein ganz ähnlicher Fall eintreten wird, denn kein Mönch oder Priester wird ihn absolviren können oder wollen, und als nicht absolvirt wird er ebenfalls in eine Grube geworfen; und wenn dieß geschieht, so wird das Volk in diesem Lande, das erstens auf unser Gewerbe, welches ihnen höchst eigennützig dünkt, nicht gut zu sprechen ist, und zweitens uns schon lange gerne berauben möchte, einen großen Aufruhr erregen und rufen: Diese Lombardischen Hunde, die man in keine Kirche aufnehmen will, wollen auch wir nicht länger dulden; sie werden unsere Wohnungen umringen und vielleicht nicht blos unsere Habe uns rauben, sondern noch überdieß an unserer Person sich vergreifen, so daß wir also jedenfalls schlimm daran sind, wenn dieser Mensch stirbt."

Ciappelletto, der wie gesagt, nahe an der Stelle lag, wo die beiden Brüder sich beriethen, und, wie man es meistens bei den Kranken findet, ein feines Ohr hatte, hörte, was jene über ihn sagten. Er ließ sie daher rufen und sagte zu ihnen: „Ich

will nicht, daß Ihr durch mich in irgend eine Verlegenheit kommen oder fürchten solltet, durch mich einen Schaden zu erleiden. Ich habe vernommen, was Ihr über mich gesprochen habt und bin fest überzeugt, daß es so kommen wird, wie Ihr gesagt habt, wenn die Sache so geht, wie Ihr fürchtet, aber sie wird anders gehen. Ich habe, so lange ich lebe, so viele Sünden gegen Gott begangen, daß, wenn ich jetzt bei meinem Tode noch eine begehe, dieß gar nichts ausmachen wird, deßhalb sorget, daß ein recht frommer und rechtschaffener Mönch, wenn es einen solchen hier gibt, zu mir komme und lasset mich machen, denn ich will gewiß Eure und meine Angelegenheiten so in Ordnung bringen, daß es ganz gut gehen, und Ihr damit zufrieden seyn werdet."

Die beiden Brüder, obgleich sie hierauf nicht viel Hoffnung setzten, gingen doch zu einem geistlichen Orden und verlangten nach irgend einem frommen und weisen Manne, der die Beichte eines Lombarden hören könnte, welcher in ihrem Hause krank darnieder liege. Man gab ihnen einen alten Bruder mit, der ein frommes und rechtschaffenes Leben führte, in der Schrift sehr gelehrt und ein sehr ehrwürdiger Mann war, für den alle Bewohner der Stadt eine ganz besonders hohe Verehrung hatten. Diesen nahmen sie mit. Als derselbe in das Zimmer kam, in welchem Ciappelletto lag, und sich ihm zur Seite gesetzt hatte, fing er zuerst an, ihn freundlich zu trösten, und als er ihn hierauf fragte, wie lange es sey, daß er zum letzten Male gebeichtet habe, antwortete Ciappelletto: „Mein Vater, ich bin gewohnt, jede Woche wenigstens einmal zu beichten, wiewohl ich sehr häufig auch noch öfter beichtete; seit ich jedoch erkrankt bin, sind acht Tage hingegangen, ohne daß ich gebeichtet hätte, so groß waren die Leiden, die mir meine Krankheit verursachte."

Hierauf sagte der Bruder: „Du hast wohlgethan, mein Sohn, fahre auch in Zukunft in dieser Weise fort, und da du so oft gebeichtet hast, so werde ich dich nur Weniges abzuhören oder zu befragen haben.“ Ciappelletto sagte: „Mein verehrter Bruder, sprechet nicht also, ich habe noch niemals so oft und so viel gebeichtet, daß ich nicht stets alle meine Sünden beichten wollte, deren ich mich seit meiner Geburt bis zum Tag meiner Beichte erinnere, deßhalb bitte ich Euch, mein guter Vater, ihr möchtet mich pünktlich über Alles und Jedes befragen, wie wenn ich noch niemals gebeichtet hätte; und meiner Krankheit wegen schonet mich gar nicht, denn lieber will ich meinem Fleische wehthun, als durch Schonung desselben irgend etwas thun, das zum Verderben meiner Seele ausschlagen könnte, welche mein Erlöser mit seinem kostbaren Blute erkauft hat.“

Diese Worte gefielen dem frommen Manne sehr und schienen ihm ein Beweis eines guten Herzens, und nachdem er gegen Ciappelletto dieses Verfahren sehr gelobt hatte, begann er zu fragen, ob er niemals einen sündhaften Umgang mit irgend einem Frauenzimmer gehabt habe. Hierauf antwortete Ciappelletto seufzend: „Mein Vater, über diesen Punkt schäme ich mich, die Wahrheit zu sagen, denn ich fürchte, in die Sünde der Prahlsucht zu verfallen.“ Hierauf sprach der fromme Bruder: „Sage es getrost, denn wenn man die Wahrheit spricht, kann man weder bei einer Beichte, noch bei einer andern Handlung jemals eine Sünde begehen.“ Hierauf sagte Ciappelletto: „Weil Ihr mir in dieser Beziehung Sicherheit gebt, so will ich es Euch sagen: Ich bin noch so unschuldig, wie ich aus dem Schoße meiner Mutter kam.“ „O gesegnet bist du von Gott!“ sagte der Bruder, „wie wohl hast Du gethan! Und Du hast desto mehr Verdienst dabei, als Dir, wenn Du gewollt hättest,

weit eher freistand, das Gegentheil zu thun, als uns und allen denen, die durch irgend eine Ordenspflicht gebunden sind." Und hierauf fragte er weiter: ob er vielleicht durch die Sünde der Gefräßigkeit Gott mißfallen habe. Hierauf antwortete Ciappelletto unter heftigen Seufzern: „Ja oftmals: denn obgleich er außer dem vierzigtägigen Fasten, welches fromme Christen das Jahr über beobachten, noch jede Woche wenigstens drei Tage bei Wasser und Brod zu fasten gepflegt habe, so habe er, besonders wenn er durch Verrichtung seiner Andacht oder durch eine Wallfahrt ermüdet gewesen sey, das Wasser zuweilen mit einer solchen Gier getrunken, wie große Weintrinker; oft habe er sich nach einem solchen Kräutersalat gesehnt, wie ihn die Weiber in die Stadt hereinbringen und manchmal habe ihm das Essen besser geschmeckt, als es seiner Meinung nach denen schmecken sollte, die, wie er, aus Andacht fasten." Hierauf sagte der Bruder: „Mein Sohn, solche Sünden sind natürlich und nicht sehr schwer; Du darfst sie also auch nicht sehr zu Herzen nehmen. Jedem Menschen, und wenn er auch noch so fromm ist, schmeckt nach langem Fasten das Essen und nach der Arbeit ein Trunk." „O mein Vater," sagte Ciappelletto, „saget dieß nicht zu meinem Troste. Seyd überzeugt, daß ich recht wohl weiß, daß das, was zu Ehren Gottes geschieht, mit Freuden und ohne Unwillen geschehen muß, und daß der, welcher anders handelt, sündigt." Der Bruder sagte äußerst zufrieden: „Ich freue mich sehr, daß dieß deine Gesinnung ist und dein reines und gutes Gemüth gefällt mir; aber sage mir, hast du die Sünde der Habsucht begangen, indem du mehr verlangtest, als dir gehörte, oder das behieltest, was du nicht behalten solltest?" Hierauf antwortete Ciappelletto: „Mein Vater, ich möchte nicht, daß Ihr mich darum ansähet, daß ich im Hause dieser Wucherer bin;

ich habe hier nichts zu thun; ich kam nur hieher, um sie zu ermahnen und zu tadeln, und sie ihrem abscheulichen Gewerbe zu entreißen, und ich glaube, es wäre mir gelungen, wenn mich Gott nicht so heimgesucht hätte. Aber Ihr müßt wissen, daß mein Vater mich als einen reichen Mann hinterließ. Nachdem er gestorben war, verschenkte ich den größten Theil meiner Habe um Gottes willen; nachher habe ich zur Erhaltung meines Lebens und um arme Christen unterstützen zu können, einen kleinen Handel getrieben und habe durch ihn etwas zu gewinnen gesucht, und immer habe ich das, was ich gewonnen habe, mit den Armen getheilt, wobei ich meinen Antheil auf meine Bedürfnisse verwandte und den andern Antheil ihnen schenkte. Deßhalb ist mir mein Schöpfer so beigestanden, daß meine Angelegenheiten sich immer verbesserten.“ „Du hast wohl gethan,“ sagte der Bruder, „aber hast du dich oft zum Jähzorn hinreißen lassen?“ „O,“ sagte Ciappelletto, „das, ich sage es frei, habe ich oft gethan, und wer könnte an sich halten, wenn er den ganzen Tag die Menschen Schändliches thun, Gottes Befehle verachten und sein Gericht nicht fürchten sieht? Oft hätte ich den Tag über lieber todt als lebendig seyn mögen, wenn ich die Jünglinge der Eitelkeit nachgehen, fluchen und schwören, Schenken besuchen und vor der Kirche vorübergehen, und weit öfter auf dem Wege der Welt, als auf dem Wege Gottes wandeln sah.“ Hierauf sagte der Bruder: „Mein Sohn, das ist ein frommer Zorn, und ich kann dir deßhalb keine Buße auflegen, aber sollte dich der Zorn vielleicht einmal hingerissen haben, einen Mord zu begehen, oder irgend Jemanden Schmähungen zu sagen, oder eine andere Beleidigung zuzufügen?“ Hierauf antwortete Ciappelletto: „das sey ferne. Ihr scheint mir ein Mann Gottes zu seyn, wie möget Ihr solche Worte

sprechen? Hätte ich nur einmal den Gedanken gehabt, etwas von dem zu thun, was Ihr so eben gesagt habt, wie könnte ich glauben, daß Gott mich so lange erhalten hätte? Das sind Dinge, welche die Bösewichter und Missethäter thun, von denen ich niemals einen sah, ohne zu sagen: Gehe, Gott möge dich bekehren." Darauf sprach der Bruder: „Nun sage mir, mein Sohn, der du von Gott gesegnet seyn mögest, hast du jemals ein falsches Zeugniß abgelegt gegen irgend Jemand, oder übel von einem gesprochen, oder fremdes Eigenthum mitgenommen, ohne den Willen des Eigenthümers?" „Ja," antwortete Ciappelletto, „einmal habe ich Uebles von einem gesprochen; ich hatte einmal einen Nachbar, der mit dem größten Unrecht von der Welt nichts Anderes that, als sein Weib schlagen, so daß ich einmal bei den Verwandten seines Weibes übel von ihm sprach; so großes Mitleid hatte ich mit dem armen Geschöpfe, das jedesmal, so oft er zu viel getrunken hatte, jämmerlich von ihm durchgeprügelt wurde." — „Nun gut," sagte der Bruder hierauf, „du sagst mir, du seyest ein Kaufmann gewesen, hast du niemals Jemanden betrogen, wie es die Kaufleute machen?" „Wahrhaftig ja," sagte Ciappelletto; „aber ich weiß nicht mehr, wer es war; ich erinnere mich nur, daß mir Jemand Geld brachte, welches er mir für angekauftes Tuch schuldete; dieses Geld legte ich ungezählt in eine Kasse, und erst nach einem starken Monat entdeckte ich, daß es um vier Heller mehr war, als er mir schuldete. Da ich ihn nun nicht mehr sah, und sie ein ganzes Jahr zurückbehalten hatte, um sie ihm wieder zu geben, schenkte ich sie endlich einem Armen." Der Bruder sagte: „Das ist etwas Unbedeutendes, und du hast wohl gethan, so zu handeln, wie du gehandelt hast." Hierauf fragte der fromme Bruder noch um vieles Andere, worauf ihm Ciappelletto immer auf

diese Art antwortete. Und als er ihm bereits die Absolution ertheilen wollte, sagte Ciappelletto: „Mein verehrter Herr, ich habe noch eine Sünde auf dem Gewissen, die ich Euch noch nicht gesagt habe?“ Der Bruder fragte ihn: welche denn? Und er sagte: „Ich erinnere mich, daß ich einmal am Samstag Abend noch nach neun Uhr mein Haus reinigen ließ, und die Ehrfurcht gegen den heiligen Sonntag dadurch verletze.“ „O mein Sohn, sagte der Bruder, das ist eine unbedeutende Sache.“ „Nein,“ sagte Ciappelletto, „nennt das nicht unbedeutend; der Sonntag muß geehrt werden, weil an diesem Tag unser Herr vom Tode zum Leben auferweckt wurde.“ Hierauf sprach der Bruder: „hast du noch etwas anderes gethan?“ — „Ja, geehrter Herr, versetzte Ciappelletto, ich habe einmal aus Unvorsichtigkeit in der Kirche Gottes ausgespuckt.“ Der Bruder mußte lächeln und sagte: „Mein Sohn, über diese Sache brauchst du dich nicht zu beunruhigen. Wir Mönche spucken immer in der Kirche aus.“ Darauf sprach Ciappelletto: „Da thut ihr sehr Unrecht daran, denn nichts muß man so rein halten, als den heiligen Tempel, in welchem man Gott seine Andacht darbringt.“ Kurz, er brachte noch viele solche Dinge vor, und zuletzt begann er zu seufzen und darauf sehr zu weinen, denn dieß konnte er thun, so oft er wollte. Der fromme Bruder sprach: „Mein Sohn, was hast Du?“ Ciappelletto antwortete: „Wehe mir, es bleibt mir noch eine Sünde übrig, die ich noch niemals gebeichtet habe, so sehr schäme ich mich, sie zu sagen, und so oft ich mich ihrer erinnere, muß ich weinen, wie Ihr es eben sehet; denn ich glaube überzeugt zu seyn, Gott könne wegen dieser Sünde niemals Erbarmen mit mir haben.“ Hierauf sprach der fromme Bruder: „Ei, ei, mein Sohn, was sagst Du da? Wenn alle Sünden, die jemals von allen

Menschen begangen wurden, oder die, so lange die Welt stehen wird, noch alle von den Menschen werden begangen werden, in einem einzigen Menschen alle vereinigt wären, und er bereuen würde und zerknirscht wäre, wie du es jetzt bist, so ist die Gnade und das Erbarmen Gottes so groß, daß, wenn er seine Sünden beichten würde, er ihm gerne vergäbe und deßhalb sage es getrost heraus." Hierauf sprach Ciappelletto unter beständigem starken Weinen: „Ach, mein Vater, meine Sünde ist zu groß, und kaum kann ich glauben, Gott werde mir dieselbe verzeihen, wenn nicht Eure Bitten dazu mitwirken." Der Bruder sprach zu ihm: „Sage es frei heraus, ich verspreche Dir, Gott für Dich zu bitten." Ciappelletto weinte beständig und sagte nichts, und der Bruder forderte ihn beständig auf, frei herauszusprechen; aber nachdem Ciappelletto weinend den Bruder lange Zeit in solcher Spannung gehalten hatte, sagte er endlich unter starken Seufzern: „Mein Vater, weil Ihr mir versprecht, Gott für mich zu bitten, so will ich es Euch sagen: Wisset denn, daß ich einst als kleines Kind meiner Mutter geflucht habe;" und nachdem er dieß gesagt, fing er wieder an heftig zu weinen. Der Bruder sagte: „O mein Sohn, scheint Dir denn dieß eine so große Sünde zu seyn? O die Menschen fluchen den ganzen Tag unserem Vater im Himmel und er verzeiht ihnen gerne, wenn sie es bereuen, ihm geflucht zu haben, und Du glaubst, er werde Dir nicht einmal dieß verzeihen? Weine nicht, tröste Dich, denn wärest Du auch einer von denen gewesen, die ihn ans Kreuz schlugen, so würde Dir doch, bei der Zerknirschung, die ich an Dir bemerke, ganz gewiß verziehen werden." Hierauf sagte Ciappelletto: „O mein Vater, was sagt Ihr! Meiner lieben Mutter, die mich neun Monate lang Tag und Nacht unter ihrem Herzen trug und mich

mehr als hundertmal in ihren Armen hatte, geflucht zu haben! — Das ist ein zu großes Unrecht, eine zu große Sünde, und wenn nicht Ihr für mich zu Gott bittet, so wird sie mir nicht vergeben werden.“

Als der Bruder sah, daß Ciappelletto nichts mehr zu sagen hatte, gab er ihm die Absolution und seinen Segen; denn er war lebhaft davon überzeugt, daß Alles, was Ciappelletto gesagt, wahr sey, und hielt ihn deßhalb für einen sehr frommen Mann, und wer würde auch nicht glauben, wenn man einen Menschen auf seinem Todtenbette so sprechen hört? Als dieß vorüber war, sagte er zu ihm: „Ciappelletto, mit der Hülfe Gottes werdet Ihr wieder ganz gesund werden. Sollte jedoch Gott eure fromme und wohl vorbereitete Seele zu sich rufen, würde Euch dann wohl gefallen, daß Euer Leib auf unserem Kirchhofe beerdigt werde?“ Hierauf antwortete Ciappelletto: „Ja, geehrter Bruder; denn ich möchte nirgends anders ruhen, weil Ihr mir versprochen habt, Gott für mich zu bitten. Außerdem habe ich stets eine besondere Verehrung gegen Euren Orden gehabt, und deßhalb bitte ich Euch, daß, wenn Ihr in Eurem Kloster angekommen seyd, Ihr dafür sorget, daß der wahrhafte Leib Christi mir gebracht werde, den Ihr in der Frühmesse über dem Altare weihet; denn obgleich ich desselben unwürdig bin, will ich ihn doch mit Eurer Erlaubniß genießen, und darauf die heilige letzte Oelung erhalten, damit ich, wenn ich auch als Sünder gelebt habe, doch wenigstens als Christ sterbe.“ Der fromme Mann drückte ihm seine Zufriedenheit aus, und sagte, dieß sey wohl gesprochen, er werde machen, daß man es ihm sogleich bringe; und so geschah es.

Die beiden Brüder, welche sehr befürchtet hatten, Ciappelletto möchte sie täuschen, hatten sich dicht an die Bretterwand

gestellt, durch welche das Zimmer, in dem Ciappelletto lag, von einem andern getrennt wurde, und als sie die Dinge, welche er beichtete, mit anhörten, hatten sie mehrmals so große Lust zum Lachen, daß sie beinahe ausbrachen, und sie sprachen so zu einander: „Dieß ist ein Mann, den weder Alter, noch Krankheit, noch Furcht vor dem Tode, den er so nahe vor sich sieht, noch vor Gott, vor dessen Richterstuhl er in kurzer Zeit zu treten gewärtig seyn muß, von seiner Bosheit abwendig machen oder bewegen können, anders zu sterben, als er gelebt hat.“ Aber da sie sahen, daß er ein Begräbniß in der Kirche erhalten werde, bekümmerten sie sich um das Uebrige nicht. Ciappelletto erhielt kurz darauf das heilige Abendmahl, und da sich sein Zustand sehr verschlimmerte, die letzte Oelung. Und noch am Abend desselben Tages, an welchem er seine treffliche Beichte abgelegt hatte, starb er. Die zwei Brüder besorgten das Nöthige zu einer anständigen Beerdigung, zeigten dem Kloster seinen Tod an, damit die Mönche am Abend die gewöhnliche Vigilie, am andern Tage das Morgengebet für den Leichnam halten könnten. Der fromme Bruder, der ihm die Beichte gehört hatte, ging sogleich, als er seinen Tod erfuhr, zum Prior des Klosters, ließ zum Kapitel läuten und pries den versammelten Brüdern des Klosters an: Ciappelletto sey ein frommer Mann gewesen, wie er es aus seiner Beichte erfahren habe, er hoffe, Gott werde viele Wunder durch ihn thun; und so überredete er sie, seinen Leichnam mit der höchsten Achtung und Ehrfurcht zu empfangen. Der Prior und die andern leichtgläubigen Brüder verstanden sich leicht dazu; sie begaben sich alle des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam Ciappelletto's lag, und hielten eine große und feierliche Vigilie. Des andern Morgens gingen sie sämmtlich

in Chorhemden und Vespermänteln, mit Büchern und Kreuzen in der Hand, singend zu dem Leichnam hin und brachten ihn unter großen Feierlichkeiten in ihre Kirche unter dem Zulauf der ganzen Einwohnerschaft der Stadt, Männer und Frauen. Nachdem sie ihn in der Kirche niedergesetzt hatten, trat der fromme Bruder, der ihm die Beichte gehört hatte, auf die Kanzel und fing an von seinem Leben, von seinem Fasten, von seiner Keuschheit, von seiner Rechtschaffenheit und Tugend wunderbare Dinge zu predigen, unter Anderem erzählte er, was ihm Ciappelletto als seine größte Sünde unter Thränen gebeichtet hatte, und wie er ihn nur mit Mühe habe bewegen können, zu glauben, Gott werde es ihm verzeihen. Hierauf wandte er sich an die Zuhörer, tadelte sie und sprach: „Und Ihr, von Gott Verdammte, fluchet wegen jedes Strohhalms, der Euch zwischen die Füße kommt, Gott und der heiligen Mutter und dem ganzen himmlischen Hof." Außerdem sagte er noch vieles Andere über seine Rechtschaffenheit und Reinheit; kurz, er stimmte durch seine Worte, denen alle Leute der Umgegend unbedingten Glauben schenkten, die Zuhörer so sehr zur Verehrung des Verstorbenen, daß nach Beendigung des Gottesdienstes die ganze ungeheure Menge sich zu dem Sarge drängte, um ihm die Füße und die Hände zu küssen, und ihm alle Kleider abgerissen wurden, da sich jeder glücklich schätzte, der ein Stück davon erhalten konnte. Es wurde beschlossen, ihn den ganzen Tag über so ausgestellt seyn zu lassen, damit er von Allen gesehen und berührt werden könnte. In der folgenden Nacht wurde er in einer Capelle unter einem Marmorbogen ehrenvoll bestattet, und an den folgenden Tagen gingen vom Morgen an Leute ein und aus, zündeten Kerzen an, brachten ihm ihre Verehrung dar, weihten ihm Gelübde

und hingen je nach der Art des Gelübdes Wachsbilder auf, ja so hoch stieg der Ruf seiner Heiligkeit und Frömmigkeit, daß beinahe jeder, dem ein Unglück begegnete, nur ihm statt einem andern Heiligen, ein Gelübde darbrachte. Sie nannten ihn und nennen ihn noch San Ciappelletto, und behaupteten, Gott habe viele Wunder durch ihn gethan und thue sie noch immer an einem Jeden, der sich andächtig an ihn wende.

So lebte und starb also Cepparello von Prato und wurde, wie Ihr gehört habt, ein Heiliger; und ich will nicht läugnen, daß es möglich sey, daß er sich der seligen Gemeinschaft Gottes erfreue; denn so frevelhaft und schlecht auch sein Leben gewesen ist, so kann er doch in seinen letzten Augenblicken eine solche Zerknirschung gefühlt haben, daß vielleicht Gott sich seiner erbarmte und ihn in sein Reich aufnahm. Da jedoch dieß unbekannt ist, so will ich lieber nach dem, was am Tage liegt, urtheilen, und sagen, dieser Mann verdiente eher zur ewigen Verderbniß in die Hände des Teufels zu fallen, als in das Paradies zu kommen. Und wenn dieß der Fall ist, so können wir hier die große Gnade Gottes gegen uns erkennen, welche nicht auf unsern Irrthum, sondern auf die Reinheit unseres Glaubens sieht, und daher, wenn wir einen seiner Feinde, den wir für einen Freund halten, zu unserem Fürsprecher machen, uns doch erhört, wie wenn wir uns an einen wirklichen Heiligen als Vermittler seiner Gnade gewandt hätten. Und damit wir also bei dem jetzigen Unglück und in dieser fröhlichen Gesellschaft durch seine Gnade gesund und wohl erhalten werden mögen, so wollen wir seinen Namen, in welchem wir begonnen haben, lobpreisen, ihm unsere Ehrfurcht erhalten und unsere Bedürfnisse ihm empfehlen, in der festen Ueberzeugung, von ihm erhört zu werden. — Und hier endete er.

Zweite Novelle.

Der Jude Abraham geht, von Jeannot de Sevigny veranlaßt, an den Hof nach Rom; und nachdem er die Schlechtigkeit der Geistlichen beobachtet hat, kehrt er nach Paris zurück und wird Christ.

Die Damen lachten zuweilen bei der Erzählung des Panfilo, und im Ganzen lobten sie dieselbe; und nachdem man sie aufmerksam bis zu Ende gehört hatte, gebot die Königin der Neifile, die neben dem Erzähler saß, sie möchte die angefangene Unterhaltung mit der Erzählung einer neuen Novelle fortsetzen. Diese, die eben so mit feinen Sitten als mit Schönheit geschmückt war, erklärte heiter ihre Bereitwilligkeit dazu und begann:

Panfilo hat in seiner Erzählung gezeigt, daß Gottes Gnade nicht auf unsere Irrthümer sehe, wenn sie in Dingen ihren Grund haben, die wir nicht wissen können; ich will in der meinigen zeigen, wie diese nämliche Gnade dadurch, daß sie geduldig die Fehler derer erträgt, die zwar durch Wort und That ein rechtes Zeugniß für dieselbe ablegen sollten, aber gerade das Gegentheil thun, durch sich selbst ihre ewige Wahrheit beweist, damit wir unserem Glauben mit noch lebhafterer Ueberzeugung anhängen.

Meine verehrten Damen! der Sage nach lebte in Paris ein großer Kaufmann, Namens Jeannot von Sevigny, ein rechtschaffener, tugendhafter und gerader Mann, der einen starken Handel mit Tuch trieb. Dieser unterhielt eine vertraute Freundschaft mit einem sehr reichen Juden, Namens Abraham, der ebenfalls ein Kaufmann, und auch ein gerader, rechtschaffener Mann war. Da nun Jeannot von dessen Rechtschaffenheit und Redlichkeit überzeugt war, so war ihm der Gedanke höchst schmerzlich, daß die Seele eines so vortrefflichen, verständigen und redlichen Mannes aus Mangel des Glaubens der ewigen Verdammniß anheimfallen sollte. Deßwegen begann er, ihn freundschaftlich zu bitten, er möchte die Irrthümer des jüdischen Glaubens verlassen und sich zur christlichen Kirche wenden, die er als heilig und gut in stetem Zunehmen begriffen sehe, während die seinige unstreitig immer mehr in Verfall gerathe und ihrer Vernichtung entgegen gehe. Der Jude antwortete: er halte keinen Glauben für heilig und gut, außer dem jüdischen; in diesem sey er geboren, in diesem wolle er auch leben und sterben, und nichts könne ihn jemals von ihm abwendig machen. Jeannot ließ sich dadurch nicht abhalten, einige Tage nachher wieder das nämliche Thema aufs Tapet zu bringen, indem er ihm auf jene plumpe Weise, wie sie den Kaufleuten eigen ist, zu beweisen suchte, aus welchen Gründen unser Glaube besser sey, als der jüdische. Und obgleich der Jude in dem jüdischen Gesetze sehr gelehrt war, so begann er doch, sey es nun, daß die große Freundschaft, die er gegen Jeannot hegte, ihn dazu bewog, oder daß vielleicht die Worte, welche der heilige Geist dem ungelehrten Manne auf die Zunge legte, dieses Wunder verrichteten; kurz, er begann, an den Beweisen Jeannots großes Gefallen zu finden, doch blieb er immer noch fest auf seinem

Glauben und ließ sich nicht abwendig machen. So hartnäckig er aber auch blieb, so hörte doch Jeannot nicht auf, in ihn zu dringen, bis endlich der Jude, von dieser Beharrlichkeit überwunden, sagte: „Du willst, ich soll ein Christ werden, Jeannot, und ich bin es auch entschlossen, so jedoch, daß ich zuvor eine Reise nach Rom machen und daselbst den sehen will, den Du den Statthalter Gottes auf Erden nennst; ich will seine Lebensweise und seine Sitten und eben so die seiner Brüder Cardinäle beobachten, und wenn sie mir so erscheinen, daß ich nicht blos aus Deinen Worten, sondern auch aus der Beobachtung jener Geistlichen die Ueberzeugung schöpfen kann, daß Euer Glaube besser ist, als der meinige, wie Du Dich bemüht hast, mir zu zeigen, so will ich den genannten Schritt thun; ist aber dieß nicht der Fall, so bleibe ich ein Jude, wie zuvor."

Als Jeannot dieß hörte, wurde er sehr traurig, denn er dachte: nun ist meine Mühe verloren, die ich so gut anzuwenden glaubte, indem ich wähnte, diesen bekehrt zu haben; denn wenn dieser an den Hof nach Rom kommt, und das lasterhafte, unflätige Leben der Geistlichen sieht, so wird er nicht nur nicht vom Judenthum zum Christenthum übergehen, sondern, wenn er schon Christ geworden wäre, so würde er ganz gewiß wieder ein Jude werden. Er wandte sich daher an Abraham und sprach: „Mein lieber Freund, warum willst Du Dich diesen Mühen und so großen Kosten unterziehen, und von hier nach Rom reisen? Zudem ist zu Wasser und zu Land für einen reichen Mann, wie Du bist, Alles voll Gefahren. Glaubst Du hier Niemand zu finden, der Dir die Taufe geben könnte? und wenn Du vielleicht noch einige Zweifel hast über den Glauben, den ich Dir empfahl, wo gibt es größere Lehrer und weisere Männer in dieser Beziehung, als hier, die Dir über Alles, was

Du willst und verlangst, Auskunft geben können; deßhalb ist meiner Ansicht nach diese Deine Reise überflüssig. Stelle Dir die Prälaten dort gerade so vor, wie Du sie hier hast sehen können, nur noch um so viel besser, als sie näher bei dem Oberhirten der Kirche sind. Folge also mir, und spare Dir diese Reise auf ein ander Mal auf, um etwa einen Ablaß zu holen, wo ich Dir dann vielleicht Gesellschaft leisten werde.“ Der Jude antwortete: „Ich bin überzeugt, Jeannot, daß sich die Sache so verhält, wie Du sagst, aber um es kurz zu sagen, wenn ich einmal den Schritt thun soll, um den Du mich so sehr gebeten hast, so bin ich schlechterdings entschlossen, die Reise zu unternehmen, sonst werde ich ihn niemals thun.“ Als Jeannot sah, daß er fest entschlossen war, sagte er: „Nun so geh mit gutem Glück!“ und bei sich selbst dachte er: Wenn Abraham den römischen Hof gesehen habe, werde er niemals ein Christ werden. Da jedoch nichts zu verlieren war, so ließ er es geschehen. Der Jude stieg zu Pferd, reiste so schnell als möglich an den Hof nach Rom und wurde daselbst von seinen Glaubensgenossen sehr gut empfangen. Hier lebte er, ohne Jemanden den Grund seiner Anwesenheit zu entdecken und begann die Sitten des Papstes, der Cardinäle, der übrigen Prälaten und aller Personen am Hofe aufmerksam zu beobachten; und da er selbst sehr verständig war und noch von Andern Belehrung erhielt, so bemerkte er bald, daß Alle, vom Höchsten bis zum Niedersten, sich auf die unehrbarste Weise sündhafter Schwelgerei hingaben, und nicht blos der natürlichen, sondern sogar dor Sodomiterei, ohne von ihrem Gewissen oder der Schaam abgehalten zu werden; so daß durch den Einfluß von Buhlerinnen und unzüchtigen Knaben das Wichtigste durchgesetzt werden konnte. Außerdem überzeugte er sich deutlich, daß alle gefräßig, Säufer und Trunkenbolde

seyen, und daß sie nach der Weise unvernünftiger Thiere nur ihrem Bauche dienten. Bei näherer Beobachtung sah er auch, daß Alle so geizig und habsüchtig waren, daß sie menschliches, ja christliches Blut, geistliche Güter, welcher Art sie auch seyn mochten, ob sie Klöstern oder Pfründen angehörten, um Geld kauften oder verkauften und einen größeren Handel trieben und mehr Mäkler besoldeten, als in Paris für Tuchhandel und andere Geschäfte angestellt sind; daß sie unter dem Namen der Procuratur offenbare Simonie trieben, und unter dem Namen Unterhaltsgelder ihre unmäßige Gefräßigkeit befriedigten, wie wenn Gott, ich will nicht sagen, die Bedeutung der Worte, sondern die schlechten Absichten nicht erkennte und, wie die Menschen, sich durch die Namen der Dinge täuschen ließe. Alles dieß und noch vieles Andere, das wir verschweigen, mißfiel dem Juden in hohem Grade, denn er war ein nüchterner und mäßiger Mann, und nachdem er genug gesehen hatte, entschloß er sich, nach Paris zurückzukehren und that es. Als Jeannot seine Ankunft erfuhr, kam er, ohne im Mindesten daran zu denken, daß Abraham ein Christ werden würde, zu ihm, und sie hielten ein großes Fest mit einander, und nachdem er einige Tage ausgeruht hatte, fragte ihn Jeannot, wie ihm der heilige Vater und die Cardinäle und die andern Leute am Hofe gefallen haben? Der Jude antwortete sogleich: „Möge Gott ihnen nach ihren schlimmen Werken vergelten; ich sage Dir, wenn ich zu beobachten verstand, so gibt es dort unter der ganzen Geistlichkeit keine Heiligkeit, keine Andacht, keine guten Werke oder Beispiele, sondern Schwelgerei, Geiz, Gefräßigkeit und ähnliche noch schlimmere Dinge, wenn man sich noch schlimmere denken kann, stehen dort bei Allen in solcher Gunst, daß ich Rom eher für eine Werkstätte teuflischer, als göttlicher Dinge halte. Mir kommt es vor,

als ob Euer Oberhirt und seinem Beispiel nach auch alle Andern daselbst alle Mühe und allen Scharfsinn und alle Kunst aufböten, um die christliche Religion zu vernichten und aus der Welt zu verbannen, während sie doch die Grundlage und Stütze derselben seyn sollten. Aber weil ich sehe, daß das, auf was sie es angelegt haben, nicht in Erfüllung geht, daß vielmehr Eure Religion sich stets weiter verbreitet und immer herrlichern Glanz gewinnt, so sehe ich deutlich ein, daß der heilige Geist ihre Grundlage und Stütze, und daß sie somit wahrhafter und heiliger ist, als jede andere. Während ich daher früher gegen Deine Ermahnungen kalt und taub blieb und kein Christ werden wollte, sage ich Dir jetzt ganz offen, daß ich mich durch nichts abhalten lassen werde, zum Christenthum überzugehen. Wir wollen also in die Kirche gehen, und dort lasse ich mich nach der herkömmlichen Sitte Eures heiligen Glaubens taufen." Jeannot, der gerade die entgegengesetzte Folgerung erwartet hatte, war, als er dieß hörte, der vergnügteste Mensch, den es jemals gab; sie gingen mit einander in die Kirche Notre Dame und dort bat Jeannot die Geistlichen, sie möchten Abraham die Taufe geben. Diese, als sie hörten, daß er es verlange, thaten es bereitwillig. Jeannot war der Taufzeuge und nannte ihn Johannes: darauf ließ er ihn von trefflichen Männern vollständig in unserem Glauben unterrichten, mit dem er bald vertraut wurde, und der Bekehrte führte nachher ein rechtschaffenes und frommes Leben.

Dritte Novelle.

Der Jude Melchisedek entgeht durch eine Erzählung von drei Ringen einer großen Gefahr, die ihm Saladin bereitet hatte.

Als Neifile geendet hatte, wurde ihre Erzählung allgemein gelobt und auf das Gebot der Königin begann Filomena folgendermaßen:

Die Erzählung der Neifile ruft mir den gefährlichen Fall in's Gedächtniß zurück, in den einmal ein Jude kam. Da von Gott und der Wahrheit unseres Glaubens schon so vieles Schöne gesprochen wurde, so wird es nicht unpassend seyn, wenn wir jetzt zu den Begebenheiten und Handlungen der Menschen herabsteigen, und ich will Euch daher eine Geschichte erzählen, die Euch vielleicht vorsichtiger in der Beantwortung der Euch vorgelegten Fragen machen wird.

Meine theuren Freundinnen, Ihr werdet wissen, daß, gleichwie die Thorheit oft Jemanden aus einer glücklichen Lage reißt und in großes Elend versetzt, so der Verstand den Weisen großen Gefahren entzieht und ihm vollkommene und sichere Ruhe verschafft. Wie wahr es sey, daß die Thorheit aus einem glücklichen Zustande zum Unglück führe, sieht man aus vielen

Beispielen, die wir jetzt nicht erzählen wollen, weil solche Beispiele tausendweise vor unsern Augen vorgehen, aber daß der Verstand uns aus Verlegenheiten ziehen kann, das will ich Euch, meinem Versprechen gemäß, in einer kurzen Erzählung zeigen.

Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß er sich nicht nur vom geringsten Manne zum Sultan von Babylonien emporschwang, sondern auch viele Siege über saracenische und christliche Könige errang, hatte in verschiedenen Kriegen und durch großen Aufwand und Pracht seinen ganzen Schatz geleert; und als er durch ein plötzliches Ereigniß eine große Summe Geldes nöthig hatte und er nicht wußte, wie er sich in der Eile dieselbe verschaffen sollte, fiel ihm ein reicher Jude mit Namen Melchisedek ein, der in Alexandrien auf Zinsen lieh. Dieser, glaubte er, sey im Stande, ihm zu helfen, wenn er wolle; aber derselbe war so geizig, daß er es freiwillig nicht gethan hätte, und Gewalt wollte er doch nicht anwenden. Da jedoch die Noth drängte, besann er sich hin und her auf ein Mittel, daß der Jude ihm aushelfen müsse, und entschloß sich, ihm unter einem scheinbaren Vorwand Gewalt anzuthun. Er ließ ihn also rufen, empfing ihn sehr freundlich, ließ ihn Platz nehmen und sprach zu ihm: „Vortrefflicher Mann, ich habe von mehreren Personen gehört, Du seyest ein sehr verständiger und in den göttlichen Dingen besonders erfahrener Mann. Ich möchte daher gerne von Dir hören, welche von den drei Lehren Du für die wahre hältst, die jüdische, die saracenische oder die christliche?“ — Der Jude, der wirklich ein verständiger Mann war, merkte nur zu gut, daß Saladin es darauf angelegt habe, ihn in seinen Worten zu fangen und Streit mit ihm zu beginnen; er sah daher ein, daß er keine von den drei Lehren mehr, als die andere, loben dürfe, damit Saladin seine Absicht nicht erreiche. Er

strengte also seinen Scharfsinn an, um eine Antwort zu finden, bei der man ihm nichts anhaben konnte, und alsbald kam ihm ein Einfall und er sprach: „Mein Herr, die Frage, die Ihr an mich stellt, ist schön, und um Euch meine Ansicht darüber auszudrücken, muß ich Euch eine Geschichte erzählen. Wenn ich mich nicht irre, so habe ich oft gehört, daß einmal ein vornehmer und reicher Mann gelebt habe, der unter andern werthvollen Kleinodien auch einen sehr schönen und kostbaren Ring in seinem Schatze besaß. Um diesen wegen seines Werthes und seiner Schönheit zu ehren und ihn auf ewig seinen Nachkommen zu hinterlassen, traf er die Anordnung, daß derjenige von seinen Söhnen, bei welchem nach seinem Tode dieser Ring als Hinterlassenschaft gefunden werde, sein Erbe seyn und von allen Andern als ihr Haupt geehrt werden solle. Derjenige, dem er hinterlassen wurde, traf dieselbe Anordnung mit seinen Kindern und machte es gerade so, wie sein Ahnherr. So wurde der Ring auf viele Geschlechter vererbt und kam endlich in die Hände eines Mannes, der drei schöne und tugendhafte Söhne hatte, die ihrem Vater sehr gehorsam waren, weßhalb er sie alle drei gleich sehr liebte. Und da die Jünglinge die Sitte mit diesem Ringe wußten und ein Jeder derselben der am meisten Geehrte seyn wollte, so ging ein Jeder, so gut er konnte, den Vater, der schon alt war, mit Bitten an, er möchte, wenn er sterbe, ihm den Ring hinterlassen. Der rechtschaffene Mann, der sie Alle gleich sehr liebte und selbst nicht wußte, welchem von ihnen er den Ring hinterlassen solle, versprach ihn einem Jeden und beschloß, alle drei zu befriedigen. Er ließ heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe machen, die dem ersten so ähnlich waren, daß selbst er, der sie hatte machen lassen, kaum erkannte, welches der wahre sey. Beim Herannahen

seines Todes nun gab er heimlicher Weise einem Jeden der Söhne seinen Ring; und als nach dem Tode des Vaters ein Jeder auf die Erbschaft und Ehre Anspruch, und sie dem Andern streitig machte, zog zur Bekräftigung seiner Ansprüche ein Jeder seinen Ring hervor; und da sie die Ringe einander so ähnlich fanden, daß man nicht erkennen konnte, welches der wahre sey, so blieb die Frage, welches der wahre Erbe des Vaters sey, unentschieden und ist es noch jetzt. Und dasselbe sage ich Euch, mein Herr, über die drei Gesetze, die von Gott den drei Völkern gegeben wurden, und über welche Ihr mir eine Frage vorgelegt habt; ein Jeder glaubt, sein sey das Erbe, sein das wahre Gesetz und sein die wahre Lehre, aber welches Volk sie wirklich hat, das ist noch unentschieden, wie bei den Ringen."

Saladin erkannte, daß der Jude sich trefflich aus der Schlinge zu ziehen gewußt habe, mit der er ihn hatte fangen wollen und entschloß sich deßhalb, ihm seine Noth zu entdecken und zu sehen, ob er ihm dienen wolle. Er that dieß und gestand ihm, was er habe thun wollen, wenn er nicht so verständig geantwortet hätte. Der Jude half gerne mit der Summe aus, die Saladin verlangte, und Saladin zahlte sie ihm später wieder zurück, gab ihm noch dazu große Geschenke, hielt ihn stets als seinen Freund und verlieh ihm eine hohe und ehrenvolle Stelle in seiner Umgebung.

Vierte Novelle.

Ein Mönch, der eine höchst strafwürdige Sünde begangen hat, entzieht sich dadurch, daß er denselben Fehler auf eine feine Weise seinem Abt vorhält, der verdienten Züchtigung.

Sobald Filomena ihre Novelle zu Ende gebracht hatte, begann Dioneo, der neben ihr saß, und aus der bisherigen Ordnung bereits ersah, daß nun die Reihe an ihn komme, ohne auf den weitern Befehl der Königin zu warten, folgendermaßen zu sprechen:

Meine liebenswürdigen Damen, wenn ich die Absicht Aller richtig verstanden habe, so sind wir hier, um uns durch Erzählungen Unterhaltung zu verschaffen, deßhalb wird es wohl einem Jeden, wenn er nur nichts gegen jenen unsern Zweck thut, erlaubt seyn (wie denn auch kurz vorhin unsere Königin es ausgesprochen hat), eine solche Geschichte zu erzählen, von der er glaubt, daß sie am besten unterhalten werde. Nachdem wir also gehört haben, wie durch die guten Rathschläge Jeannot von Sevigny's Abraham seine Seele rettete, und wie Melchisedek durch seine Klugheit seine Reichthümer gegen Saladins Nachstellungen sicher stellte, will ich, ohne einen Tadel von Euch zu erwarten, kurz erzählen, durch welche Vorsicht ein Mönch seinen Körper einer schweren Züchtigung entzog.

In Lunigiana, einer Landschaft, die nicht weit von hier entfernt ist, stand ein Kloster, in dem ehemals mehr Frömmigkeit und mehr Mönche wohnten, als heutzutage, und in dem unter andern ein junger Mönch lebte, dessen Kraft und Gesundheit weder durch Nachtwachen, noch durch Fasten geschwächt werden konnte. Als dieser zufällig einmal um die Mittagszeit, während die andern Mönche alle schliefen, ganz allein um seine Kirche herum ging, die an einem ziemlich einsamen Orte stand, erblickte er eine sehr schöne Jungfrau, die wahrscheinlich die Tochter eines Landmannes in der Umgegend war, und auf den Feldern Kräuter sammelte. Kaum hatte er sie erblickt, so erwachte die sinnliche Begierde mächtig in ihm; er ging daher auf sie zu und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, und so kam er immer weiter, bis er mit ihr einig wurde und sie mit sich auf seine Zelle führte, ohne daß Jemand es bemerkte. Aber während er, von allzu heftiger Begierde entflammt, mit wenig Vorsicht sich mit ihr die Zeit vertrieb, geschah es, daß der Abt vom Schlafe sich erhob, und als er leise an der Thüre des Mönchs vorüberging, die Küsse und Liebkosungen der Beiden deutlich hörte. Um nun die Stimmen besser zu erkennen, trat er leise an die Thüre der Zelle und überzeugte sich, daß ein weibliches Wesen darin eingeschlossen war. Anfangs hatte er gute Lust, sich die Thüre aufmachen zu lassen, doch besann er sich eines Andern, kehrte in sein Zimmer zurück und wartete, bis der Mönch ausginge. Der Mönch, ob er sich gleich mit dem Mädchen außerordentlich gut unterhielt, merkte doch etwas, und da es ihm vorkam, als höre er Fußtritte in dem Schlafsaale, so blickte er durch ein kleines Loch, und sah den Abt deutlich vor der Thüre stehen und lauschen. Da er recht wohl wußte, daß der Abt das Mädchen in seiner Zelle bemerken

konnte, und auch wußte, daß ihm dieß eine schwere Strafe zuziehen könne, so wurde er höchst ärgerlich; doch ließ er das Mädchen seinen Unwillen nicht merken, sondern er besann sich auf ein Mittel, das ihm helfen könne. Da fiel ihm eine seltsame List ein, die ihm auch glücklich gelang, wie er sich vorgestellt hatte. Er stellte sich also, als habe er jetzt genug gekurzweilt, und sagte zu dem Mädchen: „Ich will jetzt gehen und sehen, wie Du wieder hinauskommen kannst, ohne daß Dich Jemand sieht; halte Dich also hier ruhig, bis ich zurückkehre.“ Hierauf ging er hinaus, schloß die Zelle mit dem Schlüssel ab und ging gerade in das Zimmer des Abts, gab ihm den Schlüssel, wie es bei den Mönchen Sitte war, wenn sie ausgingen, und sagte mit unbefangener Miene: „Ehrwürdiger Herr, ich konnte heute Morgen nicht alles Holz herein bringen lassen, das ich habe fällen lassen; ich will deßhalb mit Eurer Erlaubniß jetzt in den Wald gehen und es vollends herein holen.“ Der Abt, der das Vergehen des Mönchs gerne genau untersuchen wollte, und nicht daran dachte, daß ihn jener gesehen haben könnte, war sehr erfreut, nahm den Schlüssel mit Vergnügen zu sich, und gab ihm die Erlaubniß. Nachdem der Mönch hinausgegangen war, dachte der Abt darüber nach, was er jetzt thun sollte, ob er in Gegenwart aller Mönche die Zelle des Mönches öffnen und seinen Fehltritt ihnen beweisen sollte, damit sie nachher keinen Grund hätten, gegen ihn zu murren, wenn er den Mönch strafen würde, oder ob er zuerst aus dem Mädchen herauslocken sollte, wie die Sache gegangen sey. Da er bei sich bedachte, daß es die Frau oder die Tochter eines Mannes seyn könnte, dem er nicht gern die Schande anthun würde, sie allen Mönchen zu zeigen, so dachte er, er wolle sie zuerst einmal sehen

und nachher seinen Entschluß fassen. Er ging daher leise zu der Zelle, öffnete sie, ging hinein und schloß hinter sich zu. Das Mädchen war, als sie den Abt kommen sah, ganz bestürzt, zitterte vor Scham und fing an zu weinen. Der Herr Abt betrachtete sie von der Seite, und da er ihre Schönheit und ihr frisches Wesen sah, fühlte er plötzlich, obgleich er schon alt war, die fleischliche Lust eben so heftig erwachen, wie zuvor sein junger Mönch, und er begann bei sich selbst zu denken: „Ei, warum soll ich das Vergnügen nicht mitnehmen, wo ich es finden kann; da ich doch Verdruß und Unannehmlichkeiten zu jeder Zeit haben kann? Dieß ist ein schönes Mädchen; sie ist hier, ohne daß es Jemand weiß; wenn ich sie dahin bringen kann, mir meinen Willen zu thun, so sehe ich nicht ein, warum ich es nicht mitnehmen soll. Wer kann es erfahren? Es wird es Niemand erfahren, und eine verborgene Sünde ist schon halb vergeben. Dieser Fall wird vielleicht niemals mehr vorkommen. Ich halte es für sehr verständig, das Vergnügen auch für sich zu genießen, wenn es Gott einem Andern schickt.“ — Unter solchen Gedanken gab er die Absicht, mit der er herein gekommen war, ganz auf, machte sich näher an das Mädchen und begann sie sanft zu trösten und zu bitten, sie solle nicht weinen; so gab ein Wort das andere, und endlich entdeckte er ihr sein Anliegen. Das Mädchen, das auch nicht von Stein oder Eisen war, fügte sich leicht in den Willen des Abts. Dieser umarmte und küßte sie oft und stieg auf das Bett des Mönchs; und in Berücksichtigung des schweren Gewichtes seiner Würde und des zarten Alters der Jungfrau, legte er sich, um ihr nicht durch seine allzu große Corpulenz wehe zu thun, nicht auf ihre Brust, sondern ließ sie auf seine Brust liegen,

und unterhielt sich so eine gute Weile mit ihr. Der Mönch, der sich gestellt hatte, als gehe er in das Holz, hatte sich indessen in dem Schlafsaal verborgen gehalten, und als er den Abt allein in seine Zelle treten sah, freute er sich schon und dachte, sein Anschlag sey gelungen, und da er vollends von innen verschließen hörte, war er ganz überzeugt davon, machte sich aus seinem Versteck hervor und trat leise zu einem Loch, durch welches er alles sehen und hören konnte, was der Abt that und sprach. Nachdem der Abt lange genug mit dem Mädchen sich unterhalten hatte, verschloß er sie wieder in die Zelle und kehrte auf sein Zimmer zurück, und als er nach einiger Zeit den Mönch hörte und glaubte, er sey aus dem Wald zurückgekehrt, beschloß er, ihm einen harten Verweis zu geben und ihn einsperren zu lassen, damit er die gewonnene Beute allein besitze. Er ließ ihn also zu sich rufen, gab ihm einen derben Verweis und befahl, ihn in's Gefängniß zu werfen. Der Mönch antwortete schnell: „Ehrwürdiger Herr, ich bin noch nicht so lang unter dem Orden des heiligen Benedikt, um alle Einzelheiten bereits wissen zu können, und Ihr hattet mir noch niemals gezeigt, daß die Mönche die Frauen auch über sich nehmen müssen, wie ihre Fasten und Nachtwachen, aber jetzt, da Ihr es mir gezeigt habt, verspreche ich Euch, wenn Ihr mir dießmal verzeihet, hierin niemals mehr fehlen zu wollen, sondern ich werde es immer so machen, wie ich es von Euch gesehen habe." Der Abt, der ein verständiger Mann war, merkte gleich, daß der Mönch mehr von ihm wisse und Alles gesehen hatte, was er gethan habe. Deßhalb schämte er sich, seines eigenen Vergehens eingedenk, dem Mönche eine Strafe zu geben, die er selbst eben so gut verdient hatte; er verzieh ihm also, legte ihm Stillschweigen auf über das, was

er geschehen, und alsdann ließen sie das Mädchen auf eine anständige Weise hinaus. Man kann jedoch annehmen, daß sie dasselbe in der Folge oft wieder hereinkommen ließen.

Fünfte Novelle.

Die Marquise von Montferrat löscht durch ein Hühnergericht und einige anmuthige Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich.

Die Erzählung des Dioneo färbte zuerst die Wangen der zuhörenden Damen mit einer zarten Schaamröthe, als sie jedoch nachher einander ansahen, konnten sie kaum das Lachen halten, und hörten schmunzelnd bis zum Ende zu. Als sie zu Ende war, gaben sie dem Erzähler durch einige feine Stichelworte zu verstehen, daß solche Geschichten nicht vor Damen erzählt werden dürften. Die Königin wandte sich hierauf an Fiammetta, die neben Dioneo im Grase saß und gebot ihr, weiter fortzufahren. Diese begann artig und mit heiterer Miene folgendermaßen:

Einmal, weil wir uns darauf eingelassen haben, in unseren Erzählungen zu zeigen, wie groß die Wirkung schöner und schneller Antworten ist, und dann weil, wenn es bei Männern von großem Verstande zeugt, solche Damen zu lieben, die einem höhern Stande angehören, es umgekehrt von den Damen sehr klug ist, wenn sie sich hüten, sich in vornehmere Männer zu

verlieben, ist es mir, meine schönen Damen, eingefallen, in meiner Novelle Euch zu erzählen, wie eine edle Dame durch Wort und That sich davor zu hüten und den Andern von seiner Liebe abzubringen wußte.

Der Marquis von Montferrat, ein Mann von hoher Tapferkeit und Pannerträger der Kirche, war in einem allgemeinen Kreuzzuge der Christenheit übers Meer gezogen; und als von seiner Tapferkeit am Hofe des Königs Philipp des Einäugigen gesprochen wurde, der sich zu demselben Kreuzzuge rüstete, so bemerkte ein Ritter, es gäbe unter den Sternen kein Ehepaar, das dem Marquis und seiner Gattin gleiche; denn wie der Marquis durch jeden Vorzug sich vor den Rittern auszeichne, so sey seine Gattin unter allen andern Frauen der Welt die schönste und trefflichste. Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf den König von Frankreich, daß er, ohne sie jemals gesehen zu haben, in glühender Liebe für sie entbrannte und beschloß, sich erst in Genua zu dem beabsichtigten Kreuzzuge einzuschiffen, um auf der Reise zu Lande dorthin einen anständigen Grund zu haben, die Marquise zu sehen. Denn er meinte, da der Marquis nicht zu Hause sey, so könne es ihm leicht gelingen, seine Sehnsucht zu stillen. Diesen Entschluß führte er auch aus. Nachdem er seine Leute vorausgesandt hatte, machte er sich mit einem kleinen Gefolge von Rittern auf den Weg, und als sie sich dem Gebiete des Marquis näherten, ließ er einen Tag vorher der Dame sagen, sie möge ihn am folgenden Morgen zum Mittagessen erwarten. Die verständige und kluge Dame antwortete freundlich: es sey ihr die höchste Ehre und er sey ihr willkommen. Nachher dachte sie darüber nach, was denn dieß bedeuten sollte, daß ein solcher König, ohne daß ihr Mann zu Hause sey, sie besuchen

wolle, und sie täuschte sich nicht in ihrer Ansicht, daß der Ruf ihrer Schönheit ihn angezogen habe. Doch traf sie als treffliche Dame alle Anordnungen, um ihn zu ehren, ließ die Edlen, die zurückgeblieben waren, rufen, und berathschlagte sich mit ihnen über die nöthigen Anstalten; nur die Anordnung der Mahlzeit und der Speisen behielt sie sich allein vor. Ohne Verzug ließ sie so viele Hühner zusammenbringen, als in der Umgegend zu haben waren, und gab ihren Köchen an, wie sie aus diesen Hühnern allein mannichfaltige Speisen bereiten müßten. Am bestimmten Tage kam der König, und wurde von der Dame mit großen Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen empfangen. Als er sie erblickte, erschien sie ihm noch weit schöner, trefflicher und gebildeter, als er sie sich nach den Worten des Ritters vorgestellt hatte; er wunderte sich sehr und lobte sie außerordentlich, und seine Begierde wurde um so glühender entzündet, je mehr der Anblick der Dame seine früheren Erwartungen übertraf. Nachdem er in Zimmern, die mit allen zum Empfange eines solchen Königs nöthigen Dingen verziert waren, ausgeruht hatte, nahm der König und die Marquise, als die Zeit zum Mittagessen gekommen war, an einem besondern Tische Platz, während die Uebrigen nach ihrem Range an anderen Tischen bedient wurden. Da dem Könige der Reihe nach viele Speisen und die herrlichsten und kostbarsten Weine aufgetragen wurden, und er zudem noch manchmal die wunderschöne Marquise anblickte, so war er ganz glücklich, nur begann er, als ein Gericht auf das andere kam, sich zu wundern, daß, so mannichfaltig auch die Speisen zubereitet waren, sie doch aus nichts Anderem als aus Hühnerfleisch bestanden, und obgleich der König wußte, daß der Ort, wo er war, an verschiedenem Wildpret Ueberfluß haben müsse,

und, da er ja seine Ankunft vorher gemeldet, die Dame Zeit genug gehabt hatte, um jagen zu lassen, so wollte er doch, so sehr er sich auch darüber wundern mußte, die Sache auf keine andere Art gegen sie zur Sprache bringen, als dadurch, daß er von ihren Hühnern anfing. Er wandte sich also freundlich zu ihr und sprach: „Meine Dame, gibt es denn in diesem Lande nur Hühner und keinen Hahn?“ Die Marquise, welche diese Sprache sehr gut verstand, und der Ansicht war, daß ihr jetzt Gott ihrem Wunsche gemäß den günstigen Augenblick gesandt habe, um ihm ihre Gesinnung auszudrücken, wandte sich unbefangen gegen den König und antwortete: „Nein, gnädiger Herr. Aber die Frauen sind hier, so sehr sie sich auch in Kleidern und im Range von einander unterscheiden, doch alle so beschaffen wie anderswo.“ Der König sah, nachdem er diese Worte gehört hatte, die Bedeutung des Hühnergerichtes und den verborgenen Sinn der Worte recht gut ein; und da er daraus schließen konnte, daß er bei dieser Dame seine Worte vergebens verschwenden würde und Gewalt ohnehin nicht anwenden könne, so bemühte er sich, die unvernünftig entzündete Liebesflamme um seiner Ehre willen verständig zu vertilgen. Ohne deßhalb weiter zu sticheln, aus Furcht vor ihren Antworten, beendete er nach aufgegebener Hoffnung sein Mahl, und um durch eine schleunige Abreise seinen unziemlichen Besuch wieder gut zu machen, dankte er ihr für die empfangene Ehre, empfahl sie dem Schutze Gottes und reiste nach Genua ab.

Sechste Novelle.

Ein ehrlicher Mann beschämt durch eine gute Rede die schlechte Heuchelei der Ordensbrüder.

Nachdem der Muth der Marquise und die schöne Strafe, die sie dem König von Frankreich auferlegt hatte, von Allen gelobt worden war, nahm Emilie, welche neben Fiammetta saß, in munterem Tone das Wort und begann:

Auch ich kann den Stich nicht verschweigen, den ein ehrlicher Laie einem habsüchtigen Ordensbruder gab, nebst einer Rede, über die man eben so sehr lachen muß, als man ihr beizupflichten genöthigt ist.

Vor noch nicht langer Zeit geschah es, daß in unserer Stadt ein Minorite Inquisitor der Ketzereien war. Derselbe, obgleich er sich viele Mühe gab, für einen frommen und heiligen Anhänger des christlichen Glaubens zu gelten, wie es Alle machen, verstand es doch auch eben so gut, die vollen Beutel als die Mängel des Glaubens aufzuspüren. Durch diese Thätigkeit war es ihm einmal gelungen, einen ehrlichen Mann ausfindig zu machen, der um Vieles reicher an Geld als an Verstand war. Dieser hatte einmal, nicht aus Mangel an Glauben, sondern wahrscheinlich vom Wein und der Lust erhitzt, in seiner Gesellschaft gesagt, er habe einen so guten Wein, daß Christus

selbst davon trinken würde. Als man dieß dem Inquisitor hinterbrachte, und dieser erfuhr, daß der Mann ein großes Vermögen und einen gespickten Beutel habe, warf er ihm **cum gladiis et fustibus** einen schweren Proceß an den Hals, nicht um den Angeklagten von seinem Unglauben zu befreien, sondern um seine Thaler sich in die Hand zu spielen. Er ließ ihn rufen und fragte ihn, ob es wahr sey, was man gegen ihn gesagt habe? Der gute Mann antwortete ja, und sagte ihm, wie es gegangen sey. Der fromme Inquisitor und Jünger des heiligen Johannes mit dem goldenen Barte sagte: „Also zum Trinker und Weinsäufer hast du Christus gemacht, als ob er ein Cinciglione oder ein anderer von Euren Trunkenbolden und Schlemmern gewesen wäre. Und jetzt willst du mir mit demüthigen Worten beweisen, die Sache sey viel leichter zu nehmen, aber du irrst dich; den Holzstoß hast du verdient, wenn wir nach unserer Gewalt gegen dich verfahren wollen.“ Mit solchen und andern Worten ließ er den Unglücklichen so hart an, als ob er ein Epikuräer gewesen und die Unsterblichkeit der Seele geläugnet hätte. Und in Kurzem hatte er ihn so in Angst versetzt, daß der gute Mann ihm durch gewisse Unterhändler mit einer guten Dosis von der Salbe des heiligen Johannes mit dem goldenen Munde die Hände schmieren ließ, welche Salbe ein gutes Mittel ist gegen die schädliche Habsucht der Geistlichen und besonders der Minoriten, die kein Geld anzurühren wagen, — damit er sollte barmherzig mit ihm verfahren. Diese kräftige Salbe wirkte, obgleich Galienus in keinem Theile seiner medicinischen Schriften von ihr spricht, so gut, daß der Scheiterhaufen sich aus Gnade in ein Kreuz verwandelte, und zwar legte er ihm, wie wenn er in einem Kreuzzuge über's Meer ziehen müßte, um ihm ein schöneres Panier

zu geben, ein gelbes Kreuz auf schwarzem Felde an. Außerdem behielt er ihn, nachdem er das Geld bereits empfangen hatte, noch mehrere Tage bei sich, indem er ihm die Buße auflegte, jeden Morgen die Messe zum heiligen Kreuz zu hören und sich um die Mittagsstunde bei ihm zu stellen; den Rest des Tages konnte er alsdann ganz nach Gefallen verwenden. Dieß befolgte jener ganz genau; da geschah es eines Morgens, daß er in der Messe unter Anderem ein Evangelium hörte, in welchem folgende Worte vorkamen: Es wird Euch Alles hundertfältig vergolten werden und Ihr werdet das ewige Leben haben. Diese Worte behielt er fest im Gedächtniß und seinem Befehle gemäß stellte er sich um die Mittagsstunde bei dem Inquisitor ein, welcher eben beim Essen saß. Der Inquisitor fragte ihn, ob er die Messe diesen Morgen gehört habe? worauf dieser sogleich antwortete: „Ja, hochwürdiger Herr.“ — „Hast du nichts dabei gehört, über das du einen Zweifel hast und mich fragen willst?“ sagte der Inquisitor zu ihm. — „Nichts,“ sprach der gute Mann, „ich bezweifle nichts, was ich gehört habe; sondern ich halte Alles für wahr. Aber etwas habe ich gehört, das mich zu großem Mitleid mit Euch und Euren Brüdern gerührt hat, da ich an den traurigen Zustand denken mußte, den Ihr im andern Leben haben werdet.“ — Darauf sprach der Inquisitor: „Und was war denn dieß für ein Wort, das dir Mitleid mit uns eingeflößt hat?“ Der gute Mann antwortete: „Herr, es war das Wort im Evangelium, welches so lautet: Es wird Euch Alles hundertfältig vergolten werden.“ Der Inquisitor sagte: „dieß ist wahr; aber warum hat dich denn dieses Wort so gerührt?“ „Ehrwürdiger Herr,“ antwortete der gute Mann, „das will ich Euch sagen. So lange ich hieher komme, habe ich

stets gesehen, daß man vielen Armen von dem, was Ihr und Eure Brüder übrig lasset, eine oder zwei große Schüsseln mit trüber Brühe abgibt: wenn Euch nun für eine jede derselben hundert zurückerstattet werden, so werdet ihr so viel bekommen, daß Ihr Alle darin ertrinken müßt." Obgleich die Andern, die am Tische saßen, Alle darüber lachten, so kam doch der Inquisitor, der diesen Spott auf seine trübe gemeine Heuchelei verstand, ganz außer sich, und wenn er sich nicht geschämt hätte, so hätte er dem Manne einen neuen Proceß an den Hals geworfen, weil er ihn und die andern Faulbäuche mit einem scherzhaften Einfall verspottet hatte. Im Unmuthe befahl er ihm, er könne thun, was er wolle, und solle nicht mehr zu ihm kommen.

Siebente Novelle.

Bergamino stichelt mit einer Erzählung von Primasseau und dem Abt von Cligny feiner Weise auf den Geiz, der plötzlich den Herrn Cane della Scala befallen hatte.

Die anmuthige Erzählung Emiliens brachte die Königin und alle Andern zum Lachen und man lobte den guten Einfall des Kreuzträgers. Als jedoch das Gelächter zu Ende und Alles wieder ruhig war, begann Filostrato, an den jetzt die Reihe kam, folgendermaßen zu erzählen:

Meine trefflichen Damen, es ist eine schöne Sache, ein Ziel zu treffen, das unbeweglich fest steht; aber fast wunderbar ist es, wenn eine ungewohnte Sache, die plötzlich erscheint, von einem guten Bogenschützen getroffen wird. Das lasterhafte, unflätige Leben der Geistlichen, das in vielen Beziehungen ein unveränderliches Ziel der Schlechtigkeit ist, kann ein Jeder ohne große Schwierigkeit durchziehen und tadeln, wenn er nur will, und obgleich daher der ehrliche Mann ganz recht hatte, daß er den Inquisitor wegen der heuchlerischen Mildthätigkeit der Mönche, die den Armen das geben, was sie eher den Schweinen geben oder wegwerfen sollten, verspottete, so muß doch meiner Ansicht

nach der noch weit mehr gelobt werden, von dem ich jetzt mit Rücksicht auf die vorangehende Novelle sprechen werde. Derselbe zog einen Herrn Cane della Scala, einen freigebigen Mann, der aber plötzlich von einem an ihm ungewohnten Geize befallen wurde, mit einer anmuthigen Novelle durch, wobei er von einem Andern das erzählte, was er von ihm selbst sagen wollte. Die Erzählung ist folgende:

Wie die allgemeine über die ganze Welt verbreitete Sage spricht, war Herr Cane della Scala, dem das Glück in vielen Fällen günstig war, einer der edelsten und freigebigsten Herren, die seit dem Kaiser Friedrich **II.** bis auf die jetzige Zeit in Italien gelebt haben. Dieser hatte sich entschlossen, ein großes, herrliches Fest in Verona zu geben, zu welchem viele Leute aus verschiedenen Gegenden gekommen waren, und namentlich sehr viele Personen von Höfen. Plötzlich jedoch, man weiß nicht warum, änderte er seinen Entschluß, entschädigte in Etwas die Angekommenen und verabschiedete sie. Nur ein gewisser Bergamino, der ein so geschickter und gebildeter Redner war, wie man es kaum glaubte, wenn man ihn nicht gehört hatte, blieb zurück, ohne mit etwas entschädigt oder beurlaubt zu werden, und er hoffte, es werde dieß nicht ohne Absicht geschehen seyn und ihm noch zum Vortheil ausschlagen. Aber Herrn Cane kam es so vor, als wäre Alles, was er ihm geben würde, übler angelegt, als wenn er es in's Feuer würfe, und deßhalb sagte er ihm nichts und ließ ihm nichts sagen. Als Bergamino nach einigen Tagen weder gerufen, noch irgend zu etwas, wozu er tauglich war, in Anspruch genommen wurde und außerdem in der Herberge mit seinen Pferden und Dienern sein Geld verzehrte, begann er, unmuthig zu werden; aber immer noch wartete er zu, da es ihm nicht gut schien, jetzt abzureisen; und da

er drei schöne kostbare Kleider mitgebracht hatte, die ihm von andern Edelleuten geschenkt worden waren, um bei dem Feste ehrenvoll erscheinen zu können, so gab er seinem Wirthe, als dieser bezahlt seyn wollte, zuerst das eine, und nachher, als noch Vieles dazu kam, mußte er, um noch länger zu essen zu bekommen, auch das zweite hergeben; hierauf verzehrte er auf das dritte hin, entschlossen, so lang zu bleiben, so lange dieses daure und nachher abzureisen. Während er nun auf das dritte Kleid hin in der Herberge lebte, geschah es, daß er eines Tages beim Mittagessen des Herrn Cane mit einem sehr unmuthigen Gesichte diesem gerade gegenüber saß. Als Herr Cane dieß bemerkte, fragte er, mehr, um ihn zu verspotten, als um sich an einer seiner Reden zu erfreuen: „Bergamino, was hast Du denn? Du siehst ja ganz unmuthig aus. Sag' einmal warum?" Hierauf begann Bergamino, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, wie wenn er schon lang darüber nachgedacht hätte, sogleich statt seiner eigenen Geschichte folgende Novelle zu erzählen:

„Mein Herr, Ihr müßt wissen, daß Primasseau ein großer und gelehrter Mann in der Grammatik war, und vor Allem ein großer und geschickter Versemacher, durch welche Talente er sich einen solchen Ruf erwarb, daß, wenn er auch nicht überall von Angesicht bekannt war, doch seinen Namen und seinen Ruf Jeder wußte, und es Niemand unbekannt war, wer Primasseau sey. Es geschah nun, daß, als er sich einmal in dürftiger Lage zu Paris befand, wie er denn überhaupt, da das Talent von den Reichen nicht sehr geehrt wird, meistens ein dürftiges Leben führte, er von dem Abt von Cligny erzählen hörte, der als Prälat mit Ausnahme des Pabstes die reichsten Einkünfte haben sollte. Er hörte wunderbare Dinge von ihm erzählen; dieser Abt, sagte man, halte immer offene Tafel und Niemanden, der zu

ihm komme, werde Essen und Trinken verweigert, wenn er es zur Essenszeit verlange. Als dieß Primasseau hörte, entschloß er sich, da er gerne treffliche Männer und Herren kennen lernte, zu diesem Abt zu reisen und sich von seiner Freigebigkeit zu überzeugen; er fragte also, ob er sich zur Zeit in der Nähe von Paris aufhalte, worauf er zur Antwort erhielt, daß er etwa sechs Meilen entfernt auf einem Landgute wohne. Primasseau dachte, wenn er sich Morgens zu guter Stunde aufmache, so könne er bis zur Essenszeit daselbst ankommen; er ließ sich daher den Weg bedeuten und da er keinen Begleiter fand und fürchtete, er könnte sich vielleicht verirren und an einen Ort hinkommen, wo er nichts zu essen fände, so nahm er sich auf diesen Fall vor, um nicht Hunger zu leiden, drei Brode mitzunehmen, wozu er wohl überall auch ein Wasser finden würde, obgleich er dieß nicht sonderlich liebte. Er steckte also seine Brode in die Tasche, machte sich auf den Weg und seine Reise ging so gut von Statten, daß er noch vor der Essenszeit das Landgut des Abts erreichte. Er ging hinein, ließ sich überall herumführen, und als er die große Menge von gedeckten Tischen und die großen Zurichtungen in der Küche und die übrigen Zubereitungen zum Essen gesehen hatte, sagte er zu sich selbst: Dieser Abt ist wirklich so freigebig, als man von ihm sagt. Als er eine Zeit lang gewartet hatte, ließ der Haushofmeister des Abts, weil es Zeit zum Essen war, Wasser zum Waschen herumgehen. Darauf setzte sich Jedermann zu Tische. Zufällig traf es sich, daß Primasseau gerade der Thüre gegenüber zu sitzen kam, durch welche der Abt aus seinem Zimmer treten mußte, um in den Speisesaal zu gelangen. Es war an diesem Hofe üblich, daß weder Wein noch Brod, noch irgend etwas zu essen oder zu trinken aufgesetzt wurde, bevor der Abt

am Tische Platz genommen. Nachdem daher Alles in Bereitschaft war, ließ der Haushofmeister dem Abt sagen: das Essen sey bereit, ob es ihm gefällig sey. Der Abt ließ die Thüre öffnen, um in den Saal zu treten. Zugleich blickte er hinein und zufällig fielen seine Augen zuerst auf Primasseau, der ziemlich schlecht gekleidet war und den der Abt von Angesicht nicht kannte. Wie er diesen erblickte, kam ihm auf einmal ein niedriger Gedanke in den Sinn, den er sonst noch niemals gehabt hatte und er sagte zu sich selbst: da sehe einer, wem ich das Meinige zu essen gebe! Darauf kehrte er sich um, ließ die Thüre wieder schließen, und fragte die Leute in seiner Umgebung, ob keiner den Landstreicher kenne, der seinem Zimmer gegenüber am Tische sitze? Jeder antwortete, man kenne ihn nicht. Primasseau, dem seine Fußreise Appetit gemacht hatte, und der nicht gewohnt war zu fasten, zog, nachdem er lange Zeit gewartet hatte und der Abt nicht kommen wollte, eines seiner drei Brode, die er mitgebracht hatte, hervor und begann zu essen. Nachdem der Abt eine Weile gewartet hatte, befahl er einem seiner Diener: er solle sehen, ob Primasseau fortgegangen sey. Der Diener antwortete: Nein, ehrwürdiger Herr, sondern er ißt Brod, welches er selbst mitgebracht zu haben scheint. Hierauf sagte der Abt: ja er esse nur von seinem Brod, von dem unsrigen wird er heute nichts erhalten. Der Abt hätte gerne gehabt, Primasseau möchte freiwillig fortgehen, denn ihn fortzuschicken schien ihm doch nicht wohl gethan. Nachdem Primasseau das erste Brod gegessen hatte und der Abt noch nicht kam, begann er das zweite zu essen, was gleichfalls dem Abt wieder gesagt wurde, welcher hatte nachsehen lassen, ob er sich noch nicht entfernt hätte. Endlich als der Abt noch nicht kam und Primasseau das zweite Brod verzehrt hatte, machte er sich

auch an das dritte, was man wieder dem Abt sagte, der jetzt so zu sich selbst sprach: „Was ist denn heute so plötzlich an mich gekommen? welcher Geiz, welcher Unwille, und weßhalb? Ich habe das Meinige schon viele Jahre an einen Jeden vertheilt, ohne zu sehen, ob er ein Edelmann oder ein Bauer, reich oder arm, ein Kaufmann oder ein Betrüger sey; und unzählige Landstreicher haben das Meinige mir vor den Augen verschleudert, und doch ist noch niemals ein solcher Gedanke an mich gekommen, wie jetzt heute durch diesen Menschen. Das kann kein unbedeutender Mann seyn, der mir diesen geizigen Gedanken eingeflößt hat. Dieser, der mir ein Landstreicher scheint, muß ein großer Mann seyn, weil sich mein Geist so sehr dagegen empört hat, ihn zu bewirthen." Hierauf wollte er wissen, wer denn der Mensch eigentlich sey, und da fand es sich, daß es Primasseau war, der sich von seiner gerühmten Freigebigkeit überzeugen wollte. Da der Abt ihn dem Rufe nach schon längst als einen tüchtigen Mann kannte, so schämte er sich, und um seinen Fehler wieder gut zu machen, bemühte er sich auf jede Art, ihn zu ehren. Als daher das Essen vorüber war, ließ er ihn schön kleiden, wie es Primasseau angemessen war, gab ihm Geld und ein Pferd und stellte es ihm anheim, ob er bleiben oder gehen wollte: und Primasseau kehrte, nachdem er dem Abt so gut er konnte, gedankt hatte, zu Pferd nach Paris zurück, von wo er zu Fuße abgereist war."

Herr Cane, der ein verständiger Mann war, begriff, ohne einer weiteren Erklärung zu bedürfen, die Absicht des Bergamino und sagte lächelnd: „Bergamino, du hast deine Verluste, deine Geschicklichkeit, meinen Geiz und deine Wünsche recht gut dargestellt, und in der That war ich noch niemals geizig, wie ich es dießmal gegen dich war; aber ich will diesen Geiz mit den

Waffen verjagen, die du mir in die Hand gegeben hast.“ Hierauf ließ er den Wirth des Bergamino bezahlen, schenkte diesem ein herrliches Kleid, gab ihm Geld und ein Pferd und stellte es ganz ihm anheim, ob er bleiben oder gehen wollte.

Achte Novelle.

Guiglielmo Borsiere verspottet mit verständigen Worten den Geiz des Herrn Ermino de Grimaldi.

Neben Filostrato saß Lauretta, welche, nachdem man den guten Einfall Bergamino's gelobt hatte, ohne auf einen Befehl zu warten, anmuthig also begann:

Die vorangegangene Erzählung, meine lieben Freundinnen, veranlaßt mich, Euch zu berichten, wie ein vortrefflicher Mann vom Hofe auf eine ähnliche Art und nicht ohne Erfolg die Habsucht eines sehr reichen Kaufmanns verspottete. Obgleich meine Erzählung mit der vorangegangenen viel Aehnlichkeit hat, so wird sie Euch doch deßhalb nicht minder werth seyn, da sie einen guten Ausgang nimmt.

In Genua lebte schon vor langer Zeit ein Edelmann, Namens Ermino de Grimaldi, welcher der allgemeinen Behauptung nach die reichsten Männer, die damals in Italien lebten, bei Weitem durch die Menge seiner Besitzungen und seines Geldes übertraf. Aber eben so übertraf er auch die Schmutzigsten

und Geizigsten durch seinen Geiz und Schmutz. Denn nicht allein zog er seinen Beutel nie, um Andere zu ehren oder zu bewirthen, sondern auch in Beziehung auf seine eigene Person legte er sich, der allgemeinen Sitte der Genueser entgegen, die sonst gewohnt sind, ein gutes Leben zu führen, die größten Entbehrungen auf, sogar im Essen und Trinken. Deßhalb nannte man ihn mit Recht nicht mehr bei seinem Zunamen Grimaldi, sondern er hieß allgemein nur Herr Ermino Avarizia. Es geschah, daß zu jener Zeit, da er durch seinen Geiz sein Vermögen vermehrte, ein vortrefflicher, wohlgesitteter und beredter Hofmann nach Genua kam, Namens Guiglielmo Borsiere. Dieser hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Hofleuten, wie sie jetzt sind, die trotz ihrer verdorbenen und schändlichen Sitten Edelleute und Herren heißen und dafür gehalten seyn wollen, obgleich man sie weit eher Esel nennen sollte, die im gemeinsten Schmutze und in der Niederträchtigkeit des Pöbels, nicht aber am Hofe erzogen wurden. Damals war es ihre Beschäftigung, Frieden zu stiften, wenn zwischen Edelleuten Kriege und Hader ausgebrochen waren, oder Heirathen, Verwandtschaften und Freundschaften anzuknüpfen, durch schöne, anmuthige Worte das Gemüth der Gebeugten zu erheben, die Höfe zu belustigen, die Laster schlechter Leute mit bitterem Tadel durchzuziehen, und Alles dieß um sehr geringen Lohn; jetzt aber machen sie sich's zum Geschäfte, Uebles von Andern zu sagen, Zwietracht auszusäen, Schlechtes und Niederträchtiges zu sprechen, und was noch schlimmer ist, vor allen Leuten zu verüben, einander wahre und unwahre Vergehen und schimpfliche und niedrige Handlungen vorzuwerfen, mit falschen Vorspiegelungen unverdorbene Menschen zu schlechten und frevelhaften Handlungen zu verleiten, und solche Menschen werden von schlechten,

sittenlosen Herren noch weit höher gehalten und mehr geehrt und mit großen Reichthümern belohnt, je schändlichere Worte sie sagen und je schändlichere Handlungen sie verüben, zum Schimpf und zur Schande der jetzigen Welt und zum deutlichen Zeichen, daß die Tugenden von uns geflohen sind und die unglücklichen Sterblichen im Sumpf der Laster zurückgelassen haben. Kehren wir aber zu unserm Gegenstand zurück, von dem ich etwas weiter abgekommen bin, als ich glaubte. Guiglielmo wurde von allen Edelleuten in Genua geehrt und gerne gesehen. Als er einige Tage in der Stadt sich aufgehalten und Vieles vom Schmutz und Geize des Herrn Ermino gehört hatte, wollte er ihn sehen. Herr Ermino hatte bereits von diesem Guiglielmo Borsieri als von einem trefflichen Manne gehört, und da er trotz seines Geizes doch noch ein Fünkchen Edelsinn bewahrte, so empfing er ihn mit freundschaftlichen Worten und heiterer Miene und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über mannigfaltige Gegenstände ein, und im Gespräche führte er ihn zugleich mit andern Genuesern, die bei ihm waren, in eines seiner neuen Häuser, welches er sehr hübsch hatte bauen lassen, und nachdem er ihm Alles darin gezeigt hatte, sagte er: „Nun, mein Herr Guiglielmo, Ihr seyd ein Mann, der Vieles gesehen und gehört hat, könnet Ihr mir nicht etwas angeben, das noch nie gesehen wurde und welches ich in den Saal dieses Hauses malen lassen könnte?" Als Guiglielmo diese unpassende Frage gehört hatte, antwortete er: „Mein Herr, etwas, das noch gar nicht gesehen worden ist, glaube ich Euch nicht angeben zu können, es wäre denn etwa das Nießen oder etwas Aehnliches, aber etwas, von dem ich glaube, daß Ihr es noch nie gesehen habt, könnte ich Euch wohl angeben." Herr Ermino sagte: „Nun, so sagt mir, ich bitte Euch, was das ist?" Denn

er machte sich nicht auf die Antwort gefaßt, die ihm Guiglielmo gab. Dieser erwiederte ihm nämlich alsbald: „Laßt die Freigebigkeit malen!“ — Als Herr Ermino dieses Wort hörte, faßte ihn plötzlich eine solche Schaam, daß er von Stund an seine ganze Gemüthsart änderte, und ein ganz anderer Mensch wurde, als er zuvor gewesen war. Zu Jenem aber sprach er: „Mein Herr Guiglielmo, ich werde sie auf eine solche Weise malen lassen, daß weder Ihr noch irgend Jemand mir je wieder mit Grund wird sagen können, ich habe sie nicht gesehen und nicht gekannt.“ Und wirklich war er, so kräftig wirkte das Wort des Guiglielmo, fortan der freigebigste und einnehmendste Edelmann, und sowohl Fremde als seine Mitbürger ehrten ihn mehr, als irgend ein Mann in Genua zu seiner Zeit geehrt wurde.

Neunte Novelle.

Der König von Cypern wird durch die feine Rede einer gascognischen Dame von seiner Feigheit geheilt.

Elise hatte den letzten Befehl der Königin zu erwarten und begann also mit heiterer Miene folgendermaßen:

Meine jungen Damen, oft geschieht es, daß das, was vieler Tadel und viele Strafen bei Jemand nicht bewirken konnten, durch ein oft zufälliges und unbeabsichtigtes Wort bewirkt wird; dieß zeigt sich auch in der Novelle, die Lauretta erzählte, und auch ich will es Euch in einer kurzen Geschichte zeigen. Denn weil gute Erzählungen immer nützen, so ziemt es sich, sie aufmerksam anzuhören, es mag sie erzählen, wer da will.

Zur Zeit des ersten Königs von Cypern, nach der Eroberung des heiligen Landes von Gottfried von Bouillon, geschah es, daß eine edle Dame aus Gascognen eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe machte und auf ihrer Rückkehr in Cypern von frevelhaften Menschen auf eine schändliche Art mißhandelt wurde. Die Dame, in ihrem Schmerze trostlos, wollte den König um Rache anflehen; aber man sagte ihr, sie werde sich umsonst

bemühen, denn der König sey ein so nachläßiger, unthätiger Mann, daß er nicht einmal die Beleidigungen bestrafe, die häufig ihm selbst mit frecher Unverschämtheit zugefügt werden, geschweige denn die gerechten Klagen Anderer berücksichtige; weßhalb ein Jeder, der irgend einen Unmuth habe, diesen durch irgend eine Schmach oder Verhöhnung an ihm auslasse. Als dieß die Dame hörte, und keine Hoffnung mehr haben konnte, Rache zu erlangen, so entschloß sie sich, zu einigem Trost in ihrem Unglück wenigstens die Erbärmlichkeit des Königs zu verspotten. Mit Thränen und Klagen trat sie also vor ihn und sprach: „Mein gnädiger Herr, ich komme nicht zu Dir, um Dich um Rache für die mir zugefügte Beleidigung zu bitten, sondern ich bitte Dich nur, mir zu sagen, auf welche Art Du die Beleidigungen erträgst, die, wie ich höre, Dir zugefügt werden, damit ich von Dir lerne, wie ich es machen muß, um die meinige zu ertragen, die ich, wenn es mir möglich wäre, gerne Dir überlassen würde, da Du das Ertragen so trefflich verstehst.“ Der König, der bisher träge und unthätig gewesen war, erwachte durch diese Worte wie aus einem Schlafe, fing damit an, daß er das Unrecht, welches der Dame geschehen war, streng bestrafte, und züchtigte von diesem Augenblick an einen Jeden, der irgend etwas gegen die Ehre seiner Krone verübte.

Zehnte Novelle.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf eine feine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr hatte beschämen wollen.

Als Elise schwieg, kam zuletzt die Reihe an die Königin, welche mit der den Frauen eigenen Würde folgendermaßen begann:

Edle Jünglinge, wie an einem heitern Abend die Sterne die Zierde des Himmels sind, und im Frühling die Blumen die Zierde der grünen Wiesen, so sind die Zierde feiner Sitten und anmuthiger Gespräche verständige Witzreden, die, weil sie kurz sind, den Damen weit besser anstehen, als den Herren, insofern vieles und langes Sprechen, wenn es nicht nothwendig ist, für Damen sich weit weniger schickt, als für Herren; wiewohl heutzutage wenige oder gar keine Frauen mehr übrig sind, die ein Witzwort verstehen oder, wenn sie es auch verstehen, darauf zu antworten wissen, zur großen Schande unserer und aller Mitlebenden; denn die Vorzüge, welche vormals den Geist der Damen schmückten, werden von den heutigen Damen im äußerlichen Schmucke gesucht, so, daß die Frau, die die buntesten und scheckigsten Kleider und die meisten Schnörkel daran hat, auf den höchsten Rang und die größte Ehre Anspruch macht, ohne zu bedenken, daß, wenn man dieselben einem Esel anziehen oder

aufpacken würde, dieser weit mehr, als irgend eine von ihnen, tragen könnte, aber deßhalb nicht höher zu ehren wäre, als ein Esel. Ich schäme mich, es zu sagen; denn ich kann nichts gegen die Andern sagen, ohne auch gegen mich. Diese bemalten, buntscheckigen Frauen stehen entweder stumm und unempfindlich da, oder sie antworten auf die Fragen, die man an sie stellt, so, daß es viel besser gewesen wäre, sie hätten geschwiegen; und dabei belügen sie sich selbst, als ob es von Herzensreinheit zeugte, wenn Frauen unter sich und mit verständigen Männern nicht zu sprechen verstehen; ihre Dummheit nennen sie Ehrbarkeit, als ob nur dieß eine ehrbare Dame wäre, die blos mit ihrer Magd, Wäscherin und Bäckerin zu sprechen weiß. Hätte dieß die Natur gewollt, wie sie uns gerne glauben machen würden, so hätte sie auf eine andere Art ihrer Geschwätzigkeit Schranken gesetzt. Allerdings ist hier wie überall auf Zeit, Ort und auf die Person, mit der man spricht, Rücksicht zu nehmen; denn oft geschieht es, daß, während eine Frau oder ein Mann glaubt, sie können einen Andern durch ein witziges Wort zum Erröthen bringen, sie selbst erröthen müssen, weil sie ihre Kräfte mit denen ihres Gegners nicht recht gemessen haben. Damit Ihr Euch also zu hüten wißt, und damit man das Sprichwort, welches man überall hört, nicht von Euch verstehen kann, daß nämlich die Frauen überall den Kürzeren ziehen, so will ich Euch durch folgende Erzählung, die für heute die letzte ist, darüber belehren, damit Ihr, wie Ihr durch Bildung des Geistes von Andern geschieden seyd, Euch auch durch feine Sitten vor Andern auszeichnen möget.

Vor noch nicht langer Zeit lebte in Bologna ein großer, fast in der ganzen Welt bekannter Arzt, der vielleicht noch am Leben ist und Meister Alberto hieß. Obgleich dieser bereits

sechszig Jahre alt war, besaß er dennoch eine solche Lebhaftigkeit des Geistes, daß, nachdem bereits alles natürliche Feuer aus seinem Körper gewichen war, er doch noch eine Liebesflamme in sich entzündete, als er an einem Feste eine wunderschöne Wittwe sah, die nach Einigen Donna Malgherida da Ghisolieri hieß. Da ihm diese außerordentlich gefiel, so wurde er verliebt wie ein Jüngling, so daß er nicht mehr gut schlafen zu können glaubte, wenn er nicht den Tag über das reizende Gesicht der schönen Dame gesehen hatte. Deßhalb gewöhnte er sich, bald zu Fuß, bald zu Pferd, je nachdem ihn die Lust ankam, vor dem Hause dieser Dame vorüberzugehen. Sowohl diese selbst, als andere Damen, erriethen bald den Grund, und scherzten oft unter einander darüber, wie dieser an Jahren und Verstand so alte Mann sich noch verlieben könne; wie wenn diese angenehme Leidenschaft der Liebe nur in den thörichten Herzen der Jünglinge und nicht auch bei Andern Eingang finden könnte. Da nun Meister Alberto fortwährend am Hause vorbeikam, geschah es an einem Festtage, daß die Dame, welche mit vielen andern Damen vor ihrem Hause saß, Meister Alberto in der Ferne auf sich zukommen sah. Daher verabredeten sie sich untereinander, sie wollten ihn empfangen und ihm Ehre erweisen und nachher in Witzreden seine Verliebtheit durchziehen, und so thaten sie. Sie erhoben sich alle, gingen ihm entgegen, luden ihn ein, führten ihn in ein kühles Zimmer, wo die herrlichsten Weine und Backwerk aufgetragen wurden, und endlich fragten sie ihn in feinen verständigen Reden, wie es denn möglich sey, daß er sich in diese schöne Dame verlieben könne, da er doch wisse, daß sie von vielen schönen, edlen und liebenswürdigen Jünglingen geliebt werde. Der Meister antwortete auf diese feinen Witzreden mit heiterer Miene folgendermaßen: „Meine

Dame, daß ich liebe, kann keinem Verständigen wunderbar vorkommen, und zumal Euch nicht, die Ihr es so sehr verdient; und obgleich alten Männern die Kräfte genommen sind, die zur Ausübung der Liebe erforderlich sind, so ist ihnen doch der gute Wille nicht genommen und die Erkenntniß dessen, was geliebt zu werden verdient, sondern dieß verstehen sie um so besser, eine je größere Erfahrung sie der Jugend gegenüber haben. Die Hoffnung, die mich dazu bewegt, als alter Mann Euch zu lieben, die Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet, besteht darin: ich bin schon oft dabei gewesen, wenn Damen ihr Vesperbrod verzehrten und Wolfsbohnen und Lauch aßen, und obgleich am Lauch überhaupt nichts Gutes ist, so ist doch der Kopf desselben weniger schädlich und schmackhafter als die Blätter. Aber aus Verderbtheit des Geschmackes nehmt Ihr in der Regel den Kopf in die Hand und esset die Blätter, die nicht nur gar nichts werth, sondern sogar sehr unschmackhaft sind. Und was weiß ich, meine Dame, ob Ihr es nicht bei der Wahl Eurer Liebhaber eben so machet, und wenn dieß der Fall wäre, so wäre ich gerade derjenige, der von Euch gewählt würde, und die Andern ließe man laufen." Die edle Dame schämte sich zugleich mit den Andern und sprach: „Meister, sehr fein und gut habt Ihr uns unsers vermessenen Spottes wegen gezüchtigt. Eure Liebe ist mir stets theuer, wie sie es mir von einem so edlen und verständigen Manne seyn muß, und Ihr könnt nach Eurem Gutdünken über mich gebieten, ohne meiner Ehrbarkeit zu nahe zu treten." Der Meister erhob sich mit seinen Begleitern, dankte der Dame und nahm lächelnd und vergnügt von ihr Abschied. So wurde die Dame, die den, welchen sie verspotten wollte, nicht genau kannte, besiegt, während sie zu siegen glaubte; wovor Ihr Euch, wenn Ihr vernünftig seyd, werdet zu hüten wissen.

Die Sonne neigte sich bereits zu ihrem Untergange und die Hitze hatte nachgelassen, als die Erzählungen der jungen Damen und der drei Jünglinge geendet waren: deßhalb nahm ihre Königin anmuthig das Wort und sprach: „Meine lieben Freundinnen, ich habe jetzt als Königin dieses Tages nichts mehr zu thun, als Euch eine neue Königin zu geben, die am folgenden Tage ihre und unsere Lebensweise und anständige Vergnügungen nach ihrem Urtheil anzuordnen hat. Zwar dauert der Tag noch bis zur Nacht fort; weil man aber Zeit vor sich haben muß, um seine Zurüstungen zu treffen, und damit das, was die Königin auf morgen vorhat, in's Werk gesetzt werden kann, so glaube ich, muß der folgende Tag von jetzt an beginnen. Es wird also zur Ehre Dessen, der alle Dinge erhält, und zu unserem Wohle die verständige Filomena von jetzt an die Herrschaft über uns führen." Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm ihren Lorbeerkranz ab, und setzte ihn ehrerbietig auf die Stirne der neuen Königin, die zuerst von den Damen und dann auch von den Jünglingen als Königin freundlich begrüßt wurde. Filomena erröthete zuerst, als sie sich so als Königin bekränzt sah, indem sie sich der Worte erinnerte, die Pampinea kurz zuvor gesprochen hatte. Aber um nicht thöricht zu erscheinen, faßte sie sich ein Herz, bestätigte zuerst die von Pampinea ausgetheilten Aemter, ordnete das Essen auf den folgenden Tag, den sie an demselben Orte zubringen wollte, an, und sprach dann: „Meine theure Freundinnen, obgleich Pampinea, mehr aus Höflichkeit als um meiner Tauglichkeit willen, mich zu Eurer Königin gemacht hat, so bin ich doch nicht geneigt, in der Anordnung unserer Lebensweise blos meinem Urtheile zu folgen, sondern auch dem Eurigen. Und damit Ihr meine Ansichten kennen lernet, und mich, wenn es Euch gefällt, mit Eurem Rathe unterstützen könnet,

so will ich Euch eine kurze Erklärung geben. Wenn ich jetzt die von Pampinea getroffenen Anordnungen überlege, so scheinen sie mir sehr gut und trefflich; und ich glaube daher, sie nicht ändern zu dürfen, außer wenn sie uns durch allzu lange Dauer langweilig geworden wären. Wenn wir also das, was wir bereits angefangen, vollends in Ordnung gebracht haben, wollen wir uns von hier erheben und eine Weile lustwandeln. Wenn die Sonne untergegangen ist, wollen wir im Kühlen zu Abend speisen, und nachdem wir einige kleine Lieder gesungen und uns auf andere Weise vergnügt haben, wird es gut seyn, zur Ruhe zu gehen. Morgen früh, nachdem wir aufgestanden sind, wird ein Jedes nach Gefallen sich ergehen, wie wir es heute gemacht haben und zur bestimmten Stunde werden wir uns zum Mittagessen einfinden und tanzen. Nach der Mittagsruhe werden wir uns zum Erzählen hieher begeben, welches nach meiner Ansicht das größte Vergnügen und zugleich vielen Nutzen gewährt. Hier möchte ich indeß eine Anordnung treffen, die Pampinea noch nicht treffen konnte, weil sie zu spät zur Königin gewählt wurde; ich wünschte nämlich einen Gegenstand zu bestimmen, über den allein Geschichten erzählt werden dürfen und diesen zum Voraus anzugeben, damit ein jedes sich auf solche Erzählungen besinnen kann. Und da seit dem Anfang der Welt die Menschen von verschiedenen Schicksalen umhergetrieben wurden, und dieß auch so fortgehen wird, so sollen nur Erzählungen von solchen Personen vorkommen, welche nach vielen widrigen Schicksalen endlich unverhofft zu einem glücklichen Ziele gelangen."

Diese Anordnung wurde von den Damen wie von den Herren gelobt, und sie versprachen, dieselbe zu befolgen. Nur

Dioneo sprach, nachdem alle andern schwiegen: „Meine Dame, wie alle diese gesagt haben, so sage auch ich, daß die von Euch gegebene Anordnung sehr gut und lobenswerth ist; aber als besondere Gnade bitte ich mir folgende Erlaubniß aus, die sich auf die ganze Dauer unserer Gesellschaft erstrecken soll, daß ich diesem Gesetze, über einen bestimmten Gegenstand eine Erzählung zu geben, nicht unterworfen sey, wenn ich nicht selbst will, sondern erzählen dürfe, was mir gefällt; und damit Niemand glaube, ich verlange diese Erlaubniß deßhalb, weil ich nicht viele Erzählungen bei der Hand habe, so bin ich es zufrieden, immer der Letzte im Erzählen zu seyn." Die Königin, die ihn als einen heitern und lustigen Mann kannte, dachte wohl, daß Dioneo mit dieser Bitte nur den Zweck habe, die Gesellschaft, wenn sie durch viele Erzählungen vielleicht ermüdet wäre, durch ein lustiges Geschichtchen wieder zu erheitern, und gab ihm mit Zustimmung der Andern gerne diese Erlaubniß. Hierauf erhoben sie sich und gingen langsam in einen Bach voll klaren Wassers, der von einem Berge an ein von vielen Bäumen beschattetes und zwischen Felsen und blumigten Fluren gelegenes Thal herabkam. Hier vergnügten sie sich auf mannigfaltige Weise, indem sie barfuß und mit entblößten Armen durch das Wasser gingen. Als die Stunde zum Essen herannahte, kehrten sie zum Palast zurück und ließen sich die Speisen schmecken. Nach dem Essen ließ man Instrumente kommen, und die Königin befahl, einen Tanz anzufangen; Lauretta sollte ihn anführen, und Emilia, von Dioneo mit der Laute unterstützt, ein Lied singen. Auf diesen Befehl begann Lauretta sogleich den Tanz und Emilie sang gefühlvoll folgendes Lied:

An meiner Schönheit muß ich liebend hangen,
Und keine andere Liebe je
Kann Trauer schaffen mir oder Verlangen.

Ich sehe drin, so oft ich mich betrachte,
Ein Gut, dem Geist Zufriedenheit zu schenken,
Was Neues komme, was ich Altes dachte,
Nichts soll die theure Freude mir versenken,
Kein Bild kann sonst mein Auge auf sich lenken,
Und keine andere Liebe je
Mag in das Herz mir gießen neu Verlangen.

Dieß Gut flieht nie, so oft mir's auch gelegen,
Zu meinem Trost auf's Neue es zu blicken,
Stets schwebt es meiner Lust von selbst entgegen,
Dieß liebliche Gefühl, vom Wort nicht auszudrücken,
Kein Sterblicher kann's in der Brust bewegen,
Kein Erdgeborner kann es je,
Der selbst nicht glüht von solcher Lieb' Verlangen.

Ich muß mich stündlich mehr darob entzünden,
Je öfter es des Auges Strahl erfasset,
Ich muß mich ganz ihm geben, es umwinden;
Was es verheißen, kein Genuß erblasset;
Ja bald noch frischer'n, hoff' ich, läßt's mich finden,
So frisch, so voll wie nie
Andere Liebe schaffet dem Verlangen.

Nachdem dieses kleine Lied, in welches Alle heiter einstimmten, obgleich der Inhalt desselben viel zu denken gab, beendigt und noch ein paar Mal getanzt worden war, machte die Königin, da schon ein kleiner Theil der kurzen Nacht entschwunden war, dem Tanzen ein Ende; sie ließ Wachskerzen anzünden und hieß die Gesellschaft zur Ruhe gehen; es gingen daher Alle auf ihre Zimmer und legten sich schlafen.

Es beginnt der zweite Tag

des

Dekameron,

an welchem unter dem Regiment der Filomena über Personen gesprochen wird, welche nach vielen widrigen Schicksalen endlich unverhofft zu einem glücklichen Ziele gelangen.

Schon hatte die Sonne mit ihrem Licht den neuen Tag gebracht; und die Vögel, welche auf den grünen Zweigen liebliche Lieder sangen, gaben den Ohren Kunde davon; als die sämmtlichen Damen und die drei jungen Männer sich erhoben und in den Garten gingen; hier wandelten sie auf dem bethauten Grase umher, und unterhielten sich lange Zeit sehr angenehm, indem sie schöne Kränze flochten. Und wie sie es Tags zuvor eingerichtet hatten, so auch heute: nachdem sie im Kühlen gespeist, und darauf einige Tänze aufgeführt hatten, begaben sie sich zur Ruhe; nach der neunten Stunde erhoben sie sich, gingen der Anordnung der Königin gemäß auf die frische Wiese, und nahmen im Kreise umher Platz. Nachdem die Königin, die sehr

schön war, und einen lieblichen Anblick gewährte, mit ihrem Lorbeerkranze geschmückt, eine Zeit lang gewartet, und die ganze Gesellschaft aufmerksam gemacht hatte, gebot sie der Neifile, die heutigen Erzählungen mit einer Novelle anzufangen. Diese begann alsbald, ohne sich zu entschuldigen, mit heiterem Anstande folgendermaßen:

Erste Novelle.

Martellino, der sich lahm gestellt hat, thut als habe der heilige Erich ihn geheilt; aber sein Betrug wird entdeckt und er geschlagen und dann gefangen genommen; und nachdem er in Gefahr gekommen ist, gehangen zu werden, kommt er endlich glücklich davon.

Schon oft, meine Theuersten, geschah es, daß der, welcher, zumal bei heiligen Dingen, mit Andern Possen treiben wollte, sich selbst den größten Possen spielte, und manchmal nur mit großem Nachtheil davon kam. Um nun dem Befehl der Königin gehorsam zu seyn und unsere heutige Unterhaltung mit einer Erzählung zu beginnen, so will ich Euch berichten, wie es einmal einem unserer Landsleute zuerst sehr unglücklich, nachher jedoch ganz unvermuthet wieder ziemlich glücklich erging.

Vor noch nicht gar langer Zeit lebte in Trivigi ein Deutscher, Namens Erich, ein armer Mann, der als Lastträger einem Jeden diente, der ihn verlangte, und dabei ein frommes Leben führte und von Allen werth gehalten wurde. Deßhalb soll es sich nach der Behauptung der Trivigianer (ob sie wahr oder unwahr ist, will ich nicht entscheiden) ereignet haben, daß in der Stunde seines Todes die Glocken der größten Kirche zu Trivigi alle, ohne angezogen zu werden, zu läuten begonnen haben. Dieß hielten sie für ein Wunder, und erklärten diesen Erich einstimmig für einen Heiligen; die ganze Einwohnerschaft lief zu dem Hause, in welchem sein Leichnam lag; trugen sie ihn wie den Leib eines Heiligen, in die größte Kirche, und brachten alsdann Lahme, Blinde, Gichtbrüchige oder mit irgend einem andern Uebel Behaftete herbei, wie wenn Alle durch die Berührung dieses Leichnams gesund werden müßten.

Während dieses Gewühls und Zusammenlaufens geschah es, daß drei Landsleute von uns in Trivigi anlangten, von denen der eine Stecchi, der andere Martellino, und der dritte Marchese hieß; Leute, die an den Höfen der Edelleute herumzogen, sich verstellten, Jedermann mit komischen Geberden nachahmten und dadurch die Zuschauer unterhielten. Als diese Männer, die noch nie in Trivigi gewesen waren, alles Volk in Bewegung sahen, verwunderten sie sich; und als sie den Grund davon erfuhren, wurden sie neugierig, die Sache mit anzusehen. Als sie daher ihr Gepäcke in einer Herberge niedergelegt hatten, agte Marchese: „Wir wollen gehen und diesen Heiligen sehen; aber ich sehe nicht ein, wie wir dahin gelangen können, denn ich habe gehört, der Platz sey mit Deutschen und andern Bewaffneten besetzt, die auf den Befehl des Landesherrn dort stehen, damit kein Aufruhr entsteht; zudem ist die Kirche, wie

man uns sagt, so angefüllt mit Menschen, daß Niemand mehr hinein kommen kann.“ Hierauf sagte Martellino, der sehr begierig war, die Sache mit anzusehen: „Deßhalb bleibe ich nicht zurück; ich werde schon ein Mittel finden, um zu dem Körper des Heiligen zu gelangen.“ Auf die Frage des Marchese: „auf welche Art denn?“ antwortete Martellino: „Das will ich dir sagen. Ich stelle mich, als wäre ich lahm, und da wirst du auf der einen, und Stecchi auf der andern Seite mich unterstützen, wie wenn ich nicht allein gehen könnte, und ihr müßt thun, als wolle ich durch diesen Heiligen mich heilen lassen. Ein Jeder, der uns sieht, wird alsdann Platz machen und uns ziehen lassen.“ Dem Marchese und Stecchi gefiel dieses Mittel sehr; ohne Verzug verließen sie die Herberge, gingen an einen einsamen Ort, und hier verdrehte Martellino seine Hände, Arme und Beine und auch noch den Mund, die Augen und das ganze Gesicht dergestalt, daß es scheußlich anzusehen war, und ein Jeder, der ihn gesehen haben würde, hätte sagen müssen: er sey wahrhaftig an seinem ganzen Leibe gelähmt und gichtbrüchig. So ergriffen ihn Marchese und Stecchi, und führten ihn gegen die Kirche, indem sie mit frommen Mienen recht demüthig und um Gottes willen einen Jeden, der ihnen in den Weg kam, baten, er möchte ihnen Platz machen, was auch ein Jeder gerne that; so kamen sie, da bei ihrem Anblick beinahe Alle riefen: „Platz! Platz!“ in kurzer Zeit zu der Stelle, wo der Leichnam des heiligen Erich lag; einige vornehme Männer, die umher standen, ergriffen den Martellino, und legten ihn auf den Leichnam, damit dieser vermöge seiner Heiligkeit dem Kranken die Gesundheit schenken könnte. Martellino blieb eine Zeit lang ruhig liegen, während alles Volk aufmerksam zusah, wie die Sache gehen werde; dann begann

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK

er, der damit vortrefflich umzugehen wußte, einen Finger auszustrecken, hierauf die Hand, nachher den Arm, und so allmählig seinen ganzen Körper. Als dieß die Leute sahen, erhoben sie zum Lobe des heiligen Erich ein solches Geschrei, daß man keinen einzelnen Laut unterscheiden konnte. — Nun stand aber zufällig ein Florentiner in der Nähe, der den Martellino sehr gut kannte; da er aber im Hereinführen so ganz verdreht war, hatte er ihn nicht erkannt. Allein jetzt, da er ihn aufgerichtet sah, erkannte er ihn wieder, fing plötzlich an zu lachen, und sagte: „Zum Henker, welch verdammter Kerl! wer hätte nicht, als er hereinkam, glauben sollen, er sey wirklich lahm!" Diese Worte wurden von einigen Trivigianern gehört, die alsbald fragten: „Wie! dieser Mensch war nicht lahm?" Der Florentiner antwortete hierauf: „Gott bewahre! er war von jeher gesund und gerade, wie ein Jeder von uns; aber, wie Ihr habt sehen können, weiß er besser als irgend Jemand, sich zu verstellen, wie er will." — Weiter bedurfte es nichts, als dieser Worte; mit Gewalt drängten sie sich zu ihm hin und schrieen: „Ergreifet diesen Verräther und Spötter gegen Gott und die Heiligen, der, ohne lahm zu seyn, um unsere Heiligen und uns zu verspotten, sich lahm stellte, und hieher kam;" — und mit diesen Worten ergriffen sie ihn, zogen ihn von dem Orte, wo er war, hinab, nahmen ihn an den Haaren, rißen ihm die Kleider vom Leibe und fingen an, ihm Faustschläge und Rippenstöße zu geben, und ein Jeder glaubte, er müsse auch etwas dazu thun. Martellino bat zwar um Gotteswillen, man möchte ihn schonen, und wehrte sich so gut er konnte, aber es half nichts; der Stöße und Schläge wurden nur immer noch mehr. Als dieß Stechi und Marchese sahen, gestanden sie sich, die Sache stehe mißlich, und da sie für sich selbst fürchteten, wagten

sie nicht ihm beizustehen, sondern sie schrieen mit den Andern, man müsse ihn umbringen; doch dachten sie immer darüber nach, wie sie ihn den Händen des Volkes entreißen könnten, das ihn gewiß umgebracht hätte, wenn nicht ein Mittel gewesen wäre, das Marchese sogleich ergriff. Da nämlich vor der Kirche die ganze Polizei aufgestellt war, so ging Marchese so schnell als möglich zu dem Befehlshaber derselben und sagte: „Ich bitte Euch um Gotteswillen; es ist da in der Kirche ein schlechter Mensch, der mir einen Beutel mit wenigstens hundert Goldgulden gestohlen hat; ich bitte Euch, lasset ihn doch festnehmen, damit ich mein Eigenthum wieder erhalte." — Auf dieß hin liefen etwa zwölf Polizeidiener zu der Stelle, wo der arme Martellino so jämmerlich durchgebläut wurde. Mit größter Mühe zertheilten sie die Masse, rißen ihn ganz zerschlagen und übel zugerichtet aus ihren Händen, und führten ihn in das Rathhaus. Hieher folgten ihm Viele, die sich von ihm verspottet glaubten; und als diese hörten, daß man ihn wegen Gelddiebstahls ergriffen habe, so glaubten sie, man könne gar kein besseres Mittel finden, um ihn an den Strick zu bringen, als dieses; und so erklärte denn ein Jeder, auch ihm sey von diesem Menschen ein Beutel mit Geld gestohlen worden. Als dieß der Richter, der ein rauher Mann war, hörte, führte er ihn sogleich bei Seite, und begann ihn darüber zu befragen. Martellino antwortete mit Scherzreden, wie wenn er seine Festnehmung für gar nichts anschlüge: darüber wurde der Richter erzürnt, ließ ihn auf die Folter spannen, und ihm einige tüchtige Hiebe geben, um ihn zum Geständnisse seiner Diebstähle zu bringen und ihn dann aufhängen zu lassen. Als er wieder aufgestanden war, und der Richter ihn gefragt hatte, ob es wahr sey, was diese Leute gegen ihn vorbringen, so antwortete

BAYERISC
STAAT
BIBLIOT

er, da er nicht Nein sagen mochte, folgendermaßen: „Edler Herr, ich bin bereit, Euch die Wahrheit zu sagen; aber lasset zuvor einen Jeden, der mich beschuldigt, erklären, wann und wo ich ihm seinen Beutel gestohlen habe. Dann will ich Euch sagen, ob ich es gethan habe oder nicht.“ Hierauf sagte der Richter: „Dieß gefällt mir;“ er ließ also Einige rufen, von denen der Eine sagte: „Ihm habe er vor acht Tagen gestohlen;“ ein Anderer vor sechs, wieder ein Anderer vor vier Tagen und Einige sagten, an diesem nämlichen Tage. Als dieß Martellino hörte, sagte er: „Edler Herr, dieß sind lauter grobe Lügen, und als Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung kann ich Euch dieß anführen, daß ich noch niemals hier war, außer seit ganz kurzer Zeit; gleich nach meiner Ankunft ging ich unglücklicher Weise in die Kirche, um diesen Heiligen zu sehen, und hier wurde ich so durchgebläut, wie Ihr sehen könnet; daß dieß, was ich hier sage, wahr sey, kann der Thorwächter mit seinem Buche bezeugen, und auch mein Wirth; wenn Ihr Euch daher von der Richtigkeit meiner Aussagen überzeugt habt, so gebet nicht den Bitten dieser schlechten Menschen nach, die mich mißhandeln und umbringen wollen.“

Während die Sache so stand, waren Marchese und Stecchi, als sie den Richter so streng gegen Martellino verfahren und diesen schon foltern sahen, sehr besorgt geworden, und sagten unter sich: „Da haben wir einen bösen Streich gemacht; vom Regen haben wir ihn weggezogen, und unter die Traufe gestellt.“ Schleunig gingen sie daher zu ihrem Wirthe und erzählten diesem den ganzen Hergang. Dieser mußte lachen, und führte sie zu einem gewissen Sandro Agolanti, der in Trivigi wohnte, und beim Fürsten in großer Gunst stand; und nachdem ihm der Wirth Alles der Ordnung nach erzählt hatte, bat er ihn mit

BAYERISCHE STAATS

jenen, er möchte sich doch der traurigen Schicksale des Martellino erbarmen. Sandro ging unter vielem Lachen zum Fürsten, und wirkte sich die Gunst aus, daß nach Martellino gesandt wurde. So geschah es. Die Leute, welche nach ihm ausgeschickt wurden, fanden ihn noch im Hemd vor dem Richter, ganz verwirrt und sehr in Angst, weil der Richter nichts zu seiner Entschuldigung hören wollte; sondern dieser, der zufällig einen Haß auf die Florentiner hatte, war allen Ernstes entschlossen, ihn aufknüpfen zu lassen; und wollte ihn dem Fürsten nicht übergeben, bis er endlich, gezwungen, es mit großem Verdrusse thun mußte. Sobald Martellino vor dem Fürsten stand, und diesem Alles in Ordnung erzählt hatte, bat er um die Gnade, ihn ziehen zu lassen, weil, so lang er nicht in Florenz zurück wäre, es ihm immer vorkommen werde, als habe er den Strick am Halse. Der Fürst mußte über seine Begegnisse laut lachen, und ließ einem Jeden ein Gewand geben: und alle Drei kehrten, unvermuthet von einer großen Gefahr befreit, gesund und wohl nach Hause zurück.

Zweite Novelle.

Rinaldo d'Asti wird beraubt, kommt nach Castel Guiglielmo und wird von einer Wittwe beherbergt; und nachdem ihm seine Verluste ersetzt worden sind, kehrt er gesund und wohl nach Hause zurück.

Ueber die Begegnisse des Martellino in der Erzählung der Neifile lachten die Damen ungemein, besonders aber unter den jungen Männern Filostrato, dem, weil er neben Neifile saß, die Königin gebot, er solle im Erzählen fortfahren. Er begann ohne Verzug folgendermaßen: Schöne Damen, ich kann nicht umhin, Euch eine Novelle zu erzählen, die aus religiösen, tragischen und verliebten Bestandtheilen zusammengesetzt ist; welche anzuhören jedoch nur nützlich seyn kann, zumal für diejenigen, welche in den gefährlichen Regionen der Liebe umherwandeln, in denen Einer, der das Paternoster des heiligen Julian nicht gesprochen hat, oft übel beherbergt wird, wenn er auch ein gutes Bette findet.

Zur Zeit des Marchese Azzo von Ferrara war ein Kaufmann mit Namen Rinaldo d'Asti in seinen Geschäften nach Bologna gekommen; und als er diese beendigt hatte, und nach Hause zurückkehrte, geschah es, daß er, nachdem er Ferrara verlassen und gegen Verona zuritt, auf einige Männer stieß, die Kaufleute zu seyn schienen, die aber Straßenräuber und schlechtes

Gesindel waren, und mit denen er sich unvorsichtiger Weise in ein Gespräch einließ. Als diese sahen, daß er ein Kaufmann war und glaubten, der müsse Geld bei sich führen, verabredeten sie unter einander, den ersten günstigen Augenblick zu ergreifen, um ihn zu berauben; um jedoch keinen Verdacht bei ihm aufkommen zu lassen, sprachen sie auf dem Wege ganz als gutgesittete und rechtschaffene Männer nur von ehrbaren Dingen und von der Redlichkeit, und erwiesen sich nach allen Kräften recht bescheiden und artig gegen ihn, so daß er es für ein großes Glück hielt, sie gefunden zu haben, weil er nur einen berittenen Diener bei sich hatte. Unter solchen Gesprächen kamen sie, wie man bei solcher Unterhaltung vom Einen aufs Andere kommt, auch auf die Gebete zu sprechen, welche die Menschen an Gott richten, und einer von den Straßenräubern, deren drei waren, sprach zu Rinaldo: „Und Ihr, edler Herr, welche Gebete pflegt Ihr unterwegs zu sprechen?“ Darauf antwortete Rinaldo: „Die Wahrheit zu sagen, so bin ich in solchen Dingen höchst weltlich und unerfahren, und habe nur wenige Gebete zur Hand; denn ich lebe nach der alten Weise und lasse fünf gerade seyn. Doch habe ich auf meinen Reisen immer die Gewohnheit gehabt, des Morgens ein Paternoster und ein Ave Maria zum Besten der Eltern des heiligen Julian zu sprechen; und dann bitte ich Gott und ihn, sie möchten mir in der kommenden Nacht eine gute Herberge senden. Und schon sehr oft in meinem Leben war ich auf Reisen in großen Gefahren, denen ich glücklich entging, und des Abends an einen guten Ort kam, wo ich gut beherbergt wurde; weßhalb ich fest überzeugt bin, der heilige Julian, dem zu Ehren ich das Gebet spreche, habe mir diese Gunst bei Gott ausgewirkt; und ich könnte nicht glauben, daß es mir den Tag über gut gehen,

und ich des Nachts gut aufgenommen werden könnte, wenn ich des Morgens nicht jenes Gebet gesprochen hätte."

Hierauf sagte der, welcher ihn zuerst gefragt hatte: „Habt Ihr auch heute jenes Gebet gesprochen?" worauf Rinaldo antwortete: „Ganz gewiß." Jener, der schon wußte, wie die Sache gehen würde, sagte bei sich selbst: „Dir wird es Noth thun; denn wenn es uns nicht ganz mißlingt, solltest du meiner Meinung nach heute eine schlechte Herberge finden;" — dann antwortete er ihm: „ich habe auch schon viele Reisen gemacht, und habe Euer Gebet noch niemals gesprochen, obgleich ich es von Vielen sehr habe rühmen hören, und dennoch habe ich deßhalb noch nie eine schlechte Herberge gefunden; diesen Abend könnt Ihr aber vielleicht noch sehen, wer von uns eine bessere Herberge haben wird, Ihr, die Ihr das Gebet gesprochen habt, oder ich, der ich es nicht gesprochen habe; wiewohl ich freilich statt dessen gewöhnlich das dirupisti, oder das intemerata oder de profundis betete, welche Gebete, wie mir meine Großmutter zu sagen pflegte, höchst wirksam sind."

Während sie unter solchen Gesprächen ihre Reise fortsetzten, und jene den Ort und die Zeit für die Ausführung ihrer schlimmen Absicht herbeisehnten, so geschah es, daß sie, als es schon spät war, in der Nähe von Castel Guiglielmo, an der Ueberfahrt eines Flusses ankamen, wo alsdann die drei Straßenräuber die späte Stunde und den abgelegenen Ort benützten, den Rinaldo angriffen und ihn beraubten. Hierauf ließen sie ihn zu Fuß und im Hemd zurück und riefen ihm im Davoneilen zu: „geh' und sieh zu, ob dein Heiliger Julian dir heute Nacht eine gute Herberge geben wird; unser Heiliger wird uns gewiß eine gute schicken;" hierauf setzten sie über den Fluß und ritten fort. Der Diener Rinaldo's, der ein feiger Mensch war, that

gar nichts zu seinem Beistand, als er ihn angreifen sah; sondern er wandte das Pferd, welches er ritt, und eilte in vollem Laufe nach Castel Guiglielmo, kam dort in ziemlich später Stunde an und suchte sich unverweilt eine Herberge. Rinaldo, der im Hemd und barfuß in großer Kälte und bei einem heftigen Schneegestöber zurückgelassen war und die Nacht schon sehr vorgerückt sah, wußte nicht, was er thun sollte: zitternd und zähneklappernd sah er sich überall um, ob er nicht irgendwo einen Schlupfwinkel entdecken könnte, um die Nacht darin zuzubringen, ohne zu erfrieren; aber er entdeckte keinen, denn kurz zuvor hatte ein Krieg in der Gegend gehaust und Alles war niedergebrannt worden. So wandte er sich also, von der Kälte gezwungen, in schnellem Laufe nach Castel Guiglielmo, ohne jedoch zu wissen, daß sein Diener da oder irgend anderswohin geflohen sey; er dachte nur, wenn er hier eingelassen würde, so werde ihm Gott schon eine Hülfe senden. Aber beinahe eine Meile vor der Burg wurde es finstere Nacht; und er kam daher so spät dort an, daß die Thore schon geschlossen, die Zugbrücken aufgezogen waren und er nicht mehr hinein konnte. Traurig und bekümmert blickte er umher nach einem Lager, wo es wenigstens nicht auf ihn schneien würde, und zufällig bemerkte er ein Haus auf der Schloßmauer, das einen Vorsprung hatte; unter diesen beschloß er sich zu flüchten und dort bis zum Tagesanbruch zu bleiben. Hier fand er eine Thüre, die jedoch verschlossen war, auf deren Schwelle er ein wenig Stroh, das er in der Nähe fand, legte, auf welches er sich traurig und klagend niedersetzte und oft dem heiligen Julian Vorwürfe machte, daß er sein Vertrauen auf ihn nicht besser rechtfertige. Aber der heilige Julian erbarmte sich seiner und bereitete ihm bald eine gute Herberge.

Es lebte in dieser Festung eine Wittwe von großer Schönheit, die der Marchese Azzo wie sein Leben liebte und auf ihre Bitten hier wohnen ließ. Diese Dame wohnte in dem Hause, unter dessen Vorsprung Rinaldo sich ein Lager bereitet hatte. An jenem Tag zuvor war zufällig der Marchese gekommen, um die Nacht bei ihr zuzubringen und hatte in ihrem Hause in aller Stille ein Bad und ein herrliches Abendessen bereiten lassen. Als aber Alles schon fertig war und die Dame nur noch auf die Ankunft des Marchese wartete, geschah es, daß ein Diener in das Schloß kam und dem Marchese Nachrichten brachte, auf welche er plötzlich wegreiten mußte. Er ließ daher der Dame sagen, sie dürfe ihn nicht erwarten, und machte sich alsdann schnell auf den Weg, worauf die Dame, ein wenig bekümmert, zuerst nicht wußte, was sie thun sollte, nachher aber sich entschloß, in das für den Marchese bereitete Bad zu gehen, darauf zu Nacht zu speisen und sich zu Bett zu legen. Und so ging sie also in das Bad. Das Badzimmer war nahe an der Thüre, wo der arme Rinaldo draußen auf dem Boden saß. Als daher die Dame im Bad war, hörte sie die Klagen und das Zittern des Rinaldo, der ein Storch geworden zu seyn schien. Sie rief daher ihrer Dienerin und sagte: geh' und sehe über die Mauer hinaus an die Thüre, wer dort ist und was er dort thut. Die Dienerin ging und von der Klarheit der Luft begünstigt, sah sie den Rinaldo im Hemd und barfuß, wie wir erzählt haben, und vor Frost zitternd dort sitzen. Sie fragte ihn daher, wer er sey, und Rinaldo, der so heftig zitterte, daß er kaum sprechen konnte, sagte ihr so kurz als möglich, wer er sey und wie und weßhalb er hieher gekommen, und dann bat er sie inständig, wenn es ihr möglich sey, möchte sie ihn doch nicht hier vor Frost sterben lassen.

Die Dienerin wurde mitleidig, kehrte zur Dame zurück und sagte ihr Alles. Diese hatte ebenfalls Mitleid, und da sie sich erinnerte, daß sie den Schlüssel zu jener Thüre habe, durch welche der Marchese zuweilen heimlich hereingekommen war, sagte sie: „geh' und mache ihm in der Stille auf; hier steht das Abendessen und es ist Niemand da, um es zu verzehren und Platz haben wir auch genug, um ihn über Nacht zu behalten." Die Dienerin rühmte ihre Dame sehr wegen ihrer Menschenfreundlichkeit, ging und öffnete ihm, und als er hereingekommen war und die Dame ihn ganz erstarrt sah, sagte sie zu ihm: „Mein guter Mann, geh' schnell in dieses Bad, das noch warm ist." Rinaldo wartete auf keine weitere Einladung und that es mit Freuden, und von der Wärme des Bades erquickt, glaubte er, vom Tode zum Leben zurückzukehren. Die Dame ließ ihm Kleider von ihrem kurz zuvor verstorbenen Manne reichen, und als er diese angezogen hatte, schienen sie wie auf seinen Leib gemacht. In Erwartung der ferneren Befehle der Dame dankte er Gott und dem heiligen Julian, daß sie ihn von der schlimmen Nacht, auf die er sich schon gefaßt gemacht hatte, befreit und, wie er meinte, in eine gute Herberge geführt hatten. Die Dame hatte indessen eine Weile ausgeruht; sie ließ in einem ihrer Zimmer ein starkes Feuer machen, ging dahin und erkundigte sich nach dem Manne, wie er sich befinde. Die Dienerin antwortete: „Verehrte Frau, er hat sich angekleidet und ist ein schöner Mann; auch scheint er sehr wohlerzogen und gesittet." „So geh," sagte die Dame, „ruf' ihm und sag' ihm: er solle sich hier an das Feuer setzen und zu Nacht essen, denn ich weiß, daß er noch nicht zu Nacht gegessen hat." Rinaldo trat in das Zimmer, und als er die Dame, die ihm sehr vornehm schien, erblickte, grüßte er sie ehrerbietig und dankte ihr so verbindlich

als er konnte, für die ihm erwiesene Wohlthat. Als die Dame ihn sah und hörte, war sie derselben Ansicht, wie ihre Dienerin. Sie empfing ihn also freundlich, ließ ihn vertraulich zu sich ans Feuer sitzen und befragte ihn über das Ereigniß, das ihn hieher geführt hatte. Rinaldo erzählte ihr Alles der Ordnung gemäß. Die Dame hatte bei der Ankunft von Rinaldo's Diener im Schlosse etwas von der Sache gehört; daher glaubte sie ihm Alles, was er sagte und erzählte ihm das, was sie von seinem Diener wußte, und wie leicht er des andern Morgens diesen wieder finden könnte. Nachdem die Speisen aufgetragen waren, mußte Rinaldo, nachdem er sich die Hände gewaschen hatte, nach dem Willen der Dame mit ihr zu Nacht speisen. Er war von großer Person, hatte ein hübsches, anmuthiges Gesicht, gefällige Sitten und war ein Mann in seinen besten Jahren; daher blickte die Dame oft nach ihm hin und er gefiel ihr sehr; und da der Marchese die Nacht bei ihr hatte zubringen sollen, und dadurch ihre sinnlichen Begierden schon gereizt waren, so erhob sie sich nach dem Abendessen von der Tafel und berieth sich mit ihrer Dienerin, ob es ihr wohlgethan schiene, wenn sie, da der Marchese sie getäuscht habe, den Vortheil ergriffe, den ihr das Schicksal zugesendet habe. Die Dienerin erkannte bald den Wunsch ihrer Dame und ermuthigte sie, so gut sie konnte, ihn zu erfüllen. Die Dame wandte sich daher gegen das Feuer, an welchem Rinaldo allein zurück gelassen war, blickte ihn verliebt an und sprach: „Ei, Rinaldo, warum seyd Ihr so nachdenklich? Glaubt Ihr denn, man könne euch für ein Pferd und für einige Kleider, die Ihr verloren habt, nicht entschädigen? Tröstet Euch, seyd fröhlich! Thut, als ob Ihr zu Hause wäret: denn ich will Euch nur sagen, daß, als ich Euch in diesen Kleidern sah, die meinem verstorbenen Mann gehörten,

es mir vorkam, als wäret ihr dieser mein verstorbener Gatte, und wohl hundertmal habe ich Lust gehabt, Euch zu umarmen und zu küssen, und wenn ich nicht befürchtet hätte, Euch zu mißfallen, so hätte ich es gewiß gethan." Als Rinaldo diese Worte hörte und das Funkeln ihrer Augen sah, ging er ihr, da er nicht auf den Kopf gefallen war, mit offenen Armen entgegen und sprach: „Verehrte Dame, wenn ich bedenke, daß ich Euch mein Leben verdanke und berücksichtige, welcher Lage Ihr mich entzogen habt, so wäre es sehr schlecht von mir, wenn ich mich nicht bestreben würde, Alles zu thun, was Euch angenehm ist. Befriediget daher Eure Begierde, mich zu umarmen und zu küssen, ich werde Euch mehr als gerne umarmen und küssen." Weiter bedurfte es keiner Worte. Die Dame, die von Lust und Begierde ganz brannte, warf sich ihm in die Arme, und nachdem sie ihn feurig ans Herz gedrückt und tausendmal geküßt hatte und wieder von ihm geküßt worden war, gingen sie in das Schlafzimmer. Nachdem sie sich schleunig niedergelegt hatten, befriedigten sie vollständig und oft, bis zum Anbruche des Tages, ihre Lust. Als die Morgenröthe erschien, erhoben sie sich, damit Niemand etwas merken sollte; die Dame schenkte ihm einige abgetragene Kleider, füllte ihm den Beutel mit Geld, und bat ihn, die Sache geheim zu halten. Hierauf zeigte sie ihm den Weg, den er nehmen müsse, um in die Festung zu kommen und seinen Diener zu finden, und ließ ihn dann durch die Thüre hinaus, durch welche er herein gekommen war. Nachdem es heller Tag geworden und die Thore geöffnet wurden, ging er, wie wenn er weit herkäme, in die Festung und fand seinen Diener wieder. Daher zog er von seinen eigenen Kleidern an, die im Felleisen waren, und als er eben auf das Pferd seines Dieners steigen wollte, geschah es, gleichsam durch

ein göttliches Wunder, daß die drei Straßenräuber, die ihn des Abends zuvor beraubt hatten und die eines andern Verbrechens halber festgenommen worden waren, in die Burg herein geführt wurden, und so erhielt er, da sie selbst Alles eingestanden, sein Pferd, seine Kleider und sein Geld zurück und verlor nur ein paar Kniebänder, von denen die Räuber selbst nicht wußten, was daraus geworden sey. Deßhalb dankte Rinaldo Gott und dem heiligen Julian, stieg zu Pferde und kehrte gesund und wohl nach Hause zurück; die drei Straßenräuber aber mußten des andern Tages baumeln.

Dritte Novelle.

Drei Jünglinge verschwenden ihr Eigenthum und verarmen; ein Neffe von ihnen, der aus Verzweiflung nach Hause zurückkehrt, wird unterwegs mit einem Abt bekannt, der, wie es sich später findet, die Tochter des Königs von England ist, die ihn zum Gemahl nimmt, seinen Oheimen ihre Güter zurückgibt und ihrem Gatten ein glückliches Loos bereitet.

Die Schicksale des Rinaldo d'Asti wurden von den Damen und von den Herren mit Verwunderung angehört, seine Frömmigkeit gelobt, und Gott und dem heiligen Julian gedankt, daß sie ihm in seiner Noth so große Hülfe geleistet. Auch dachte

man, obwohl ganz heimlich, die Dame sey gar nicht unverständig gewesen, daß sie den Vortheil zu benützen gewußt habe, den ihr Gott ins Haus schickte, und während man noch schmunzelnd über die gute Nacht sich unterhielt, welche die Dame zugebracht hatte, dachte Pampinea, die neben Filostrato saß, und wohl wußte, daß jetzt an sie die Reihe komme, von selbst über ihre Erzählung nach und begann, auf den Befehl der Königin, eben so keck als heiter, folgendermaßen zu sprechen:

Vortreffliche Damen! So viel auch von der Wandelbarkeit des Glückes gesprochen wird, so bleibt doch für Jeden, der alle Umstände wohl erwägt, noch viel zu sagen übrig: und darüber darf sich Keiner wundern, wenn er verständig bedenkt, daß alle Angelegenheiten, die wir thörichter Weise die unsrigen nennen, nur vom Glücke abhängen, und daher, nach dessen geheimem Rathschlusse unaufhörlich von einem zum andern übergehend, und ohne daß wir die Ordnung verstehen können, in einem beständigen Wechsel begriffen sind. Obgleich sich dieß ganz deutlich und überall und immer zeigt, und auch schon in einigen Erzählungen vor mir dargestellt worden ist, so werde ich doch, nach dem Willen unserer Königin und vielleicht nicht ohne den Nutzen der Zuhörer, zu dem schon Erzählten ein anderes Geschichtchen hinzufügen, das Euch, wie ich glaube, gefallen wird.

Es lebte einmal in unserer Stadt ein Edelmann, mit Namen Tebaldo, der nach Einigen aus dem Geschlechte der Lamberti, nach Andern aus dem der Agolanti war, welche letztere Meinung sich vielleicht auf das Gewerbe seiner Söhne stützt, welches dem, das die Agolanti trieben und noch treiben, entsprach. Aber abgesehen davon, aus welchem der beiden Häuser er stammte, sage ich nur, daß er zu seiner Zeit ein sehr reicher

Edelmann war und drei Söhne hatte, von denen der erste Lamberto, der zweite Tebaldo, der dritte Agolante hieß, schöne und treffliche Jünglinge, obgleich der älteste von ihnen noch nicht 18 Jahre alt war, als der reiche Herr Tebaldo mit Tod abging und ihnen, als seinen rechtmäßigen Erben, all sein bewegliches und unbewegliches Eigenthum hinterließ. Als die Söhne sich im Besitze von so viel Reichthum in Geld und Gütern sahen, und ohne alle Aufsicht nur ihrem eigenen Willen überlassen waren, fingen sie an, ohne Maß und Ziel ihr Eigenthum zu verschwenden. Sie hielten sich eine sehr große Dienerschaft, viele und treffliche Pferde, Hunde und Vögel, hatten beständig offene Tafel, gaben Geschenke und hielten Turniere und thaten nicht blos dieß, was zum Edelmann gehört, sondern auch Alles, zu was ihre jugendliche Begierde sie antrieb. Dieses Leben führten sie nicht lange, so nahm der vom Vater ihnen hinterlassene Schatz ab, und da ihre Einkünfte allein für ihren Aufwand nicht hinreichten, fingen sie an, ihre Güter zu verkaufen und zu verpfänden. Und da sie so heute dieß und morgen das andere verkauften, bemerkten sie bald, daß sie beinahe auf Nichts heruntergekommen waren und die Armuth öffnete ihnen die Augen, welche der Reichthum ihnen verschlossen gehalten hatte. Deßhalb rief eines Tages Lamberto die zwei andern und stellte ihnen vor, wie groß der Reichthum gewesen, den der Vater ihnen hinterlassen habe, und in welche Armuth sie jetzt durch ihre Verschwendung gekommen seyen und wie er es für das beste halte, ehe ihr Elend an den Tag käme, das Wenige, was ihnen noch übrig geblieben sey, zu verkaufen und dann fort zu reisen. Dieß thaten sie; ohne Abschied zu nehmen, ohne irgend eine Feierlichkeit anzustellen, verließen sie Florenz und reisten, ohne sich aufzuhalten, nach England. In London bezogen sie ein kleines Haus,

lebten höchst sparsam und fingen an, auf schweren Wucher auszuleihen, und dabei war ihnen das Glück so günstig, daß sie in wenigen Jahren sich einen großen Reichthum erwarben. Deßhalb kehrte einer nach dem andern nach Florenz zurück; hier kauften sie einen großen Theil ihrer Besitzungen wieder an und außerdem noch viele andere; sie nahmen Weiber, und da sie fortwährend in England auf Zinsen ausliehen, schickten sie zu Besorgung ihrer Angelegenheit einen jungen Neffen, mit Namen Alessandro dahin, sie aber machten alle drei in Florenz, ohne daran zu denken, in welche Lage ihre thörichte Verschwendung sie schon einmal gebracht, und ungeachtet sie alle jetzt für eine Familie zu sorgen hatten, mehr als je einen ungeheuren Aufwand, da sie bei jedem Kaufmann einen großen Credit hatten. Einige Jahre lang konnten sie diesen Aufwand von dem Geld bestreiten, welches Alessandro ihnen zusandte, der den Baronen auf ihre Schlösser und auf ihre Einkünfte Geld vorstreckte, und dafür hohe Zinsen bezog. Aber während so die drei Brüder großen Aufwand machten und in Ermangelung des Geldes borgten, wobei sie immer ihre feste Hoffnung auf England setzten, geschah es, daß in England ein Krieg zwischen dem König und einem seiner Söhne ausbrach, durch welchen die ganze Insel in zwei Theile getheilt wurde, indem die Einen zu diesem, die Andern zu Jenem hielten. Dadurch wurden alle Schlösser der Barone dem Alessandro entrissen, und auf keine andere Einkünfte konnte er sich mehr mit Sicherheit verlassen. Da jedoch Alessandro immer noch von Tag zu Tag hoffte, es werde zwischen dem Vater und dem Sohne Friede geschlossen und ihm alsdann Alles, Kapital und Zins, zurückbezahlt, verließ er die Insel nicht, und die drei Brüder in Florenz beschränkten ihren ungeheuren Aufwand in nichts und verschuldeten sich dadurch von

Tag zu Tag mehr. Als sie jedoch mehrere Jahre lang in ihrer Hoffnung getäuscht wurden, verloren die drei Brüder nicht blos ihren Credit, sondern da ihre Gläubiger bezahlt seyn wollten, wurden sie plötzlich festgenommen, und als ihre Besitzungen zur Bezahlung ihrer Schulden nicht hinreichten, blieben sie für das Uebrige im Gefängnisse; ihre Frauen und ihre kleinen Kinder zerstreuten sich und gingen auf das Land, die Einen dahin, die Andern dorthin, in höchst ärmlichen Umständen, ohne etwas Anderes erwarten zu können, als ein fortwährendes elendes Leben. Alessandro, der in England mehrere Jahre lang auf den Frieden gewartet hatte, jetzt aber sah, daß dieser nicht zu Stande komme, und daß sein Aufenthalt hier eben so gefährlich, als fruchtlos war, entschloß sich, nach Italien zurückzukehren, machte sich ganz allein auf den Weg, und als er unterwegs über Brügge hinauskam, sah er zu gleicher Zeit einen Abt von den weißen Mönchen aus der Stadt kommen, mit vielen Mönchen, einer großen Dienerschaft und vielem Gepäck. Hinter ihnen drein kamen zwei alte Edelleute, Verwandte des Königs, mit denen Alessandro, da er sie kannte, sich in ein Gespräch einließ und gerne in ihre Gesellschaft aufgenommen wurde. Unterwegs fragte Alessandro einen derselben freundlich: „wer denn die Mönche seyen, die mit so großer Dienerschaft reisen, und wo sie hin wollten?“ Hierauf erwiederte der Edelmann: „Der, welcher voraus reitet, ist ein Jüngling aus unserer Verwandtschaft, der vor kurzer Zeit zum Abt einer der größten Abteien in England gewählt wurde; und weil er das gesetzliche Alter noch nicht hat, um diese Würde zu bekleiden, so wollen wir mit ihm nach Rom reisen, um den heiligen Vater zu bitten, daß er ihm wegen seines Alters Dispensation gibt und ihn in seiner Würde bestätigt. Man muß aber mit Andern nichts über die Sache reden.“

Während nun der junge Abt bald hinter, bald vor seiner Dienerschaft ritt, wie wir es immer bei reisenden Edelleuten sehen, kam er auf dem Wege einmal in die Nähe des Alessandro, der noch sehr jung, von schöner Gestalt und schönem Angesicht war, und mehr als irgend Einer anmuthige Sitten und gute Bildung hatte. Daher gefiel er gleich beim ersten Anblicke dem Abte mehr, als ihm noch irgend etwas gefallen hatte. Er ließ ihn zu sich rufen, unterhielt sich freundlich mit ihm und fragte ihn, wer er sey, woher er komme und wohin er gehe. Alessandro eröffnete ihm freimüthig seine ganze Lage und beantwortete seine Fragen, auch bot er ihm in Allem seine Dienste an, so gering sie auch seyn möchten. Als der Abt seine schönen und wohlgeordneten Reden hörte und seine Sitten genauer beobachtete, dachte er bei sich, obgleich dieser Mann eine unedle Beschäftigung habe, müsse er dennoch ein Edelmann seyn. Dadurch wurde sein Gefallen an ihm vermehrt, und schon ganz erfüllt von Mitleid wegen seiner Verluste, tröstete er ihn freundschaftlich und sagte ihm, er möchte gutes Muths seyn; denn wenn er ein rechtschaffener Mann sey, so werde ihn Gott schon auf die Stufe wieder erheben, von der ihn das Schicksal herabgestürzt habe, und vielleicht noch höher hinauf. Auch bat er ihn, da er nach Toskana reise, so möchte er in seiner Gesellschaft bleiben, weil er ebenfalls dahin reise. Alessandro dankte ihm für seinen Trost und erklärte ihm, daß er ganz zu seinen Befehlen stehe. Auf der weitern Reise des Abtes, in dessen Brust der Anblick des Alessandro ganz neue Gefühle geweckt hatte, geschah es, daß sie mehrere Tage nachher in ein Dorf kamen, welches mit Herbergen nicht sonderlich reich versehen war. Da jedoch der Abt hier übernachten wollte, ließ ihn Alessandro im Hause eines Wirthes absteigen, mit dem er

gut bekannt war und, ließ ihm seine Schlafstelle in dem am wenigsten unbequemen Zimmer des Hauses aufschlagen; und da er sehr gewandt war, so betrug er sich ganz als Haushofmeister des Abts, und brachte die Dienerschaft, so gut er konnte, in dem Dorfe, bald hier, bald dort unter. Als der Abt das Abendessen eingenommen und die Nacht schon ziemlich vorgerückt war und jeder sich zur Ruhe begeben hatte, fragte Alessandro den Wirth, wo er schlafen könne. Hierauf antwortete dieser: „Das weiß ich wahrhaftig nicht; du siehst, daß alles voll ist, und kannst sehen, daß ich und meine Familie auf Bänken schlafen; aber in dem Schlafzimmer des Abts sind einige Kornkisten, zu denen ich dich hinführen und dir ein Bett darauf machen kann, dort kannst du, wenn es dir recht ist, die Nacht über herrlich schlafen.“ Hierauf sprach Alessandro: „Wie kann ich in das Zimmer des Abts gehen, du weißt ja, daß es klein ist, und ebendeßhalb keiner von seinen Mönchen bei ihm schlafen konnte. Hätte ich das gewußt, als die Vorhänge aufgehängt wurden, so hätte ich seine Mönche auf den Kornkisten schlafen lassen und ich hätte mich dorthin gelegt, wo die Mönche schlafen.“ Hierauf antwortete der Wirth: „Nun steht einmal die Sache so, und wenn du willst, kannst du heute Nacht recht gut dort bleiben; der Abt schläft und die Vorhänge sind zugezogen; ich werde dir in der Stille eine Matraze hinaufschaffen, auf welcher du schlafen kannst.“ Als Alessandro sah, daß dieß geschehen könne, ohne dem Abt beschwerlich zu fallen, so willigte er ein, und verfügte sich, so leise er konnte, in das Schlafzimmer. Der Abt, welcher nicht schlief, sondern über seine neuen Wünsche sorglich nachdachte, hörte, was der Wirth und Alessandro mit einander sprachen und vernahm auch, wo Alessandro heute hinliegen sollte. Darüber war er sehr vergnügt und sprach bei

sich: jetzt hat mir Gott den Augenblick für meine Wünsche gesandt; wenn ich ihn jetzt nicht benütze, so wird er vielleicht niemals wiederkehren. Er entschloß sich daher, ihn zu benützen, und als Alles im Hause ruhig zu seyn schien, rief er mit leiser Stimme dem Alessandro und sagte ihm, er möchte sich an seine Seite legen. Nachdem sich dieser lange geweigert hatte, entkleidete er sich und legte sich dem Abt zur Seite. Dieser legte die Hand auf seine Brust und fing an, ihn so zu befühlen, wie verliebte Mädchen bei ihren Liebhabern zu thun pflegen. Darüber war Alessandro sehr erstaunt und fürchtete, der Abt hege vielleicht eine unehrbare Liebe zu ihm, daß er ihn auf diese Art befühle. Diese Besorgniß entdeckte der Abt entweder durch Vermuthung oder durch eine Bewegung, die Alessandro machte, sogleich und lächelte. Darauf zog er schnell sein Hemd aus, ergriff die Hand des Alessandro, legte sie auf seine Brust und sagte: „Alessandro, verbanne deine thörichten Gedanken, hier wirst du entdecken, was ich verberge.“ Alessandro fand mit seiner Hand auf der Brust des Abts zwei runde, feste und zarte Weiberbrüste, die von Elfenbein zu seyn schienen; daraus erkannte er alsbald, daß der Abt ein Weib war. Nun wartete er auf keine weitere Einladung, umarmte sie und wollte sie küssen, aber jene sprach: „Ehe du mir nahe kommst, so höre, was ich dir zu sagen habe. Wie du sehen kannst, bin ich ein Weib und kein Mann. Als Jungfrau verließ ich mein Haus und reise zum Pabst, um mich zu vermählen. Mag es nun dein Glück oder mein Mißgeschick gewesen seyn, genug, als ich dich jüngst sah, wurde ich so in Liebe entbrannt, daß noch nie eine Dame einen Mann so geliebt haben kann, und daher will ich dich lieber als irgend Einen zu meinem Manne. Wenn du aber mich nicht zur Frau willst, so gehe sogleich von meinem

Seite hinweg und kehre auf dein Lager zurück." Obgleich Alessandro sie nicht kannte, so hielt er sie doch, in Anbetracht des Gefolges, das sie bei sich hatte, für sehr vornehm und reich; zudem war sie sehr schön, deßhalb besann er sich nicht lange, sondern antwortete: „Wenn es ihr so gefalle, sey es ihm ganz angenehm." Hierauf richtete sie sich in ihrem Bette auf, vor einem Bilde, auf welchem unser Heiland abgebildet war, steckte ihm einen Ring an seinen Finger, und vermählte sich so mit ihm. Darauf umarmten sie sich und unterhielten sich den Rest der Nacht zum großen Vergnügen beider Theile trefflich mit einander, auch verabredeten sie sich über ihr künftiges Benehmen. Als der Tag kam, erhob sich Alessandro und verließ das Gemach, ohne daß Jemand erfuhr, wo er die Nacht über geschlafen hatte. Außerordentlich vergnügt machte er sich mit dem Abt und seinem Gefolge wieder auf den Weg und so kamen sie endlich in Rom an. Nachdem sie sich hier einige Tage verweilt hatten, ging der Abt mit den zwei Edelleuten und mit Alessandro, ohne weiteres Gefolge, vor den Pabst, und nachdem er ihm die gebührenden Ehrenbezeugungen erwiesen hatte, begann er folgendermaßen zu erzählen: „Heiliger Vater, wie Ihr besser, als irgend Jemand wissen werdet, muß ein Jeder, der gut und rechtschaffen leben will, mit allen Kräften jeden Anlaß fliehen, der ihn antreiben könnte, anders zu handeln. Damit ich, die ich ein ehrbares Leben zu führen wünsche, dieß vollkommen zu führen im Stande seyn möchte, bin ich, so wie Ihr mich hier sehet, mit einem großen Theil der Schätze des Königs von England, meines Vaters, geflohen, der mich dem König von Schottland, einem sehr alten Manne, zur Gemahlin geben wollte, während ich noch ganz jung bin. Deßhalb habe ich mich hieher auf den Weg gemacht, damit Eure Heiligkeit

mich vermähle; und nicht sowohl das Alter des Königs von Schottland hat mich zur Flucht bewogen, als vielmehr die Besorgniß, wenn ich mit ihm vermählt wäre, möchte meine jugendliche Schwachheit mich veranlassen, Dinge zu thun, die gegen die göttlichen Gesetze und gegen die Ehre des königlichen Blutes meines Vaters wären. Als ich in dieser Absicht auf der Reise war, hat Gott, der am besten weiß, was einem Jeden noth thut, aus Barmherzigkeit, wie ich glaube, mir den entgegen geführt, den er mir zum Gemahl bestimmt hat, und dieß ist dieser Jüngling (hier zeigte sie auf Alessandro), den Ihr hier neben mir sehet, dessen Tugend und Sitten der vornehmsten Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Blutes nicht so glänzend ist, als der meines fürstlichen Geschlechtes. Ihn habe ich mir also gewählt und ihn will ich; und niemals werde ich einen Andern nehmen, mag es nun meinem Vater, oder Jemand anders gefallen oder nicht. Damit war der Hauptzweck meiner Reise erreicht; aber ich setzte dieselbe doch fort, einmal, um die heiligen und ehrwürdigen Orte, von denen diese Stadt voll ist, und Eure Heiligkeit zu besuchen, und dann, damit ich meine Verbindung zwischen Alessandro und mir, die bisher nur vor dem Angesichte Gottes geschlossen war, auch vor Euch und vor allen Menschen bekannt mache. Deßhalb bitte ich Euch demüthig, daß Ihr Euch das gefallen lassen möget, was Gott und mir gefallen hat, und mir Euren Segen gebet, damit wir mit diesem, als mit einer größeren Vergewisserung der Gunst dessen, von welchem Ihr hier Statthalter seyd, zur Ehre Gottes und der Eurigen, mit einander leben und zuletzt sterben können." Alessandro erstaunte, als er hörte, daß seine Gattin die Tochter des Königs von England sey, und war im Stillen ungemein vergnügt darüber, noch vielmehr aber

erstaunten die zwei Ritter, und waren so erzürnt, daß wenn sie irgendwo anders, als vor dem Pabste gestanden wären, sie dem Alessandro und vielleicht sogar der Dame eine Schmach angethan hätten. Andererseits verwunderte sich der Pabst sowohl über die Kleidung der Dame, als über die Wahl. Da er jedoch wußte, daß das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden könne, wollte er ihr die Bitte gewähren. Zuerst besänftigte er daher die Edelleute, denen er ihren Aerger ansah, und versöhnte sie mit der Dame und mit Alessandro. Hierauf ordnete er an, was weiter geschehen solle. Als der festgesetzte Tag gekommen war, ließ er vor allen Kardinälen und vielen andern vornehmen Männern, die auf die Einladung zu einem von dem Pabste veranstalteten großen Feste gekommen waren, die Dame in königlichen Kleidern erscheinen, deren Anmuth und Schönheit nach Verdienst von allen gerühmt wurde; dann auch den Alessandro in prächtiger Kleidung, der jetzt in seinem Aeußern und in seinem Benehmen nicht mehr der Jüngling, der auf Wucher ausgeliehen hatte, sondern von königlichem Geschlecht zu seyn schien und von beiden Edelleuten sehr geehrt wurde. Hierauf ließ der Pabst feierlich die Vermählung vollziehen, und nachdem die Hochzeit mit Glanz und Pracht vollzogen worden war, entließ er sie mit seinem Segen. Als Alessandro mit seiner Gemahlin von Rom wegreiste, besuchten sie Florenz, wohin das Gerücht die Neuigkeit bereits gebracht hatte. Hier wurden sie von den Einwohnern mit großen Ehren empfangen. Die Dame ließ die drei Brüder befreien, indem sie alle ihre Gläubiger bezahlte, und setzte sie und ihre Frauen wieder in ihre vorigen Besitzungen ein. Von Jedermann geachtet, reiste Alessandro mit seiner Gattin von Florenz ab und nahm den Agolanti mit sich, und als sie nach Paris kamen, wurden sie

von dem Könige ehrenvoll empfangen. Von hier reisten die beiden Edelleute nach England und brachten es bei dem König dahin, daß er seiner Tochter verzieh und sie, wie auch seinen Schwiegersohn, mit großer Festlichkeit empfing. Den Letzteren schlug er bald darauf mit großen Ehrenbezeugungen zum Ritter, und schenkte ihm die Grafschaft Cornwallis. Er war so verständig und erfahren, daß er den Sohn mit dem Vater versöhnte, was eine große Wohlthat für die Insel war, und wodurch er sich die Liebe und Gunst aller Unterthanen erwarb. Agolanti erhielt Alles zurück, was man ihm schuldig war und kehrte mit ungeheuren Reichthümern nach Florenz zurück, nachdem der Graf Alessandro ihn zuvor zum Ritter geschlagen hatte. Der Graf führte mit seiner Gattin ein ruhmwürdiges Leben, und Einige wollen behaupten, durch seinen Verstand und seine Tapferkeit und mit Hülfe seines Schwiegervaters habe er in der Folge Schottland erobert, und sey zum König daselbst gekrönt worden.

Vierte Novelle.

Landolfo Ruffolo verarmt, wird Seeräuber, von den Genuesern gefangen und leidet Schiffbruch; auf einer Kiste voll kostbarer Juwelen entkommt er, wird in Corfu von einer Frau aufgenommen und kehrt nach Hause zurück.

Neben Pampinea saß Lauretta; als diese sah, daß ihre Vorgängerin ihre Erzählung rühmlich beendigt hatte, fing sie ohne weiteres folgendermaßen zu erzählen an:

Meine anmuthigen Damen, meiner Ansicht nach kann es keinen größeren Glückswechsel geben, als wenn Jemand vom äußersten Elend zur königlichen Würde erhoben wird, wie es in der Erzählung der Pampinea dem Alessandro begegnet ist. Weil nun Jedermann, der über das aufgegebene Thema eine Erzählung geben will, sich innerhalb dieser Schranken halten muß, so will ich mich nicht schämen, eine Geschichte zu erzählen, die zwar noch größere Unglücksfälle enthält, aber keinen so glänzenden Ausgang genommen hat. Ich weiß wohl, daß, wenn man nur auf dieses Rücksicht nimmt, meine Geschichte mit weniger Aufmerksamkeit angehört werden wird, aber ich kann es nicht anders machen, und man muß mich entschuldigen.

Die Seeküste zwischen Reggio und Gaeta hält man für die anmuthigste Gegend von ganz Italien. Hier liegt in der Nähe von Salerno eine Uferstrecke, die von den Einwohnern die Küste von Amalfi genannt wird und voll kleiner Städte, Gärten, Quellen und Menschen ist, welche durch sehr bedeutenden Handel sich große Reichthümer erwerben. Von den erwähnten Städten heißt eine Ravello, in der, obgleich auch heutzutage noch reiche Leute dort wohnen, vor Zeiten einmal ein Mann, Namens Landolfo Ruffolo lebte, der bei weitem der reichste war. Aber sein Reichthum genügte ihm nicht, er wollte ihn immer höher steigern und kam dadurch in große Gefahr, nicht nur sein Vermögen, sondern auch sein Leben einzubüßen. Wie es nämlich bei den Kaufleuten gebräuchlich ist, kaufte er, nachdem er seinen Ueberschlag gemacht hatte, ein großes Schiff, befrachtete dasselbe ganz von seinem Geld mit mannigfaltigen Waaren und schiffte damit nach Cypern. Hier fand es sich, daß noch mehrere andere Schiffe mit denselben Waaren angekommen waren, welche er mitgebracht hatte, daher mußte er nicht blos die seinigen unter dem Preise losschlagen, sondern wenn er mit seinen Artikeln aufräumen wollte, mußte er sie beinahe verschenken, wodurch sein Vermögen fast ganz zu Grunde ging. Hiedurch verfiel er in die größte Verzweiflung und wußte nicht, was er thun sollte; und als er sich so plötzlich aus einem so reichen Mann arm geworden sah, so entschloß er sich, entweder zu sterben, oder durch Seeräubereien seine Verluste zu ersetzen, um nicht arm dahin zurück zu kehren, von wo er reich ausgezogen war. Nachdem er einen Käufer zu seinem großen Schiffe ausfindig gemacht hatte, kaufte er mit diesem Geld und mit demjenigen, welches er aus seinen Waaren gelöst hatte, ein kleines, leichtes Raubschiff, versah dasselbe mit Allem, was zu

diesem Zwecke nöthig war, stattete es prächtig aus und entschloß sich, auf Jedermann Jagd zu machen, besonders aber auf die Türken. Hiebei war ihm das Glück viel günstiger, als bei seinem Handel. Etwa im Laufe eines Jahres beraubte und nahm er so viele türkische Schiffe, daß er sich nicht nur für seine Verluste im Handel entschädigt sah, sondern sein früheres Vermögen um vieles vermehrt hatte. Durch seinen früheren Verlust gewitzigt und im Bewußtseyn, daß er genug habe, ging er, um nicht einen zweiten Verlust zu erleiden, mit sich zu Rath und hielt es für das Beste, wenn er sich das, was er jetzt besitze, genügen lasse. Er entschloß sich daher, mit seinem Gelde nach Hause zurück zu kehren, und da er gegen den Handel mißtrauisch geworden war, ließ er sich nicht darauf ein, sein Geld in Waaren anzulegen, sondern auf dem Schiffe, mit welchem er es gewonnen hatte, schiffte er sich nach seiner Heimath ein. Schon war er in den Archipel gekommen, da erhob sich eines Abends ein Südostwind, der nicht bloß seiner Richtung entgegen war, sondern auch das Meer dergestalt aufregte, daß sein kleines Schiffchen sich nicht dagegen hätte halten können; er lief daher in einen Meerbusen ein, der eine kleine Insel bildete und vor dem Winde geschützt war, um hier auf besseres Wetter zu warten. Kurz darauf kamen auch zwei große genuesische Galeeren, die von Constantinopel kamen, mit Mühe in diesen Meerbusen hinein, aus demselben Grunde, aus welchem Landolfo eingelaufen war. Als die Leute auf demselben das Schiffchen sahen, versperrten sie ihm den Ausweg und als sie hörten, wer es sey, beschloßen sie, da es von Natur geld- und raubsüchtige Menschen waren und den Landolfo durchs Gerücht als sehr reich kannten, ihn zu berauben. Sie setzten daher einen Theil ihrer Mannschaft wohl bewaffnet und mit

Armbrüsten versehen ans Land, und ließen sie eine solche Stellung einnehmen, daß Niemand, ohne erschossen zu werden, das Schiffchen verlassen konnte. Hierauf setzten sie Böte ins Meer und von der See begünstigt, näherten sie sich dem kleinen Schiffe des Landolfo und ohne viel Mühe oder Zeit aufzuwenden, nahmen sie es mit der ganzen Ladung, ohne einen Mann zu verlieren. Nachdem sie den Landolfo auf eine ihrer Galeeren gebracht und Alles aus dem Schiffchen entfernt hatten, versenkten sie es und ließen dem Eigenthümer nichts, als eine ärmliche Jacke. Als sich am folgenden Tage der Wind drehte, lichteten die Galeeren ihre Anker, steuerten gegen Abend und setzten diesen Tag über ihre Reise glücklich fort; aber gegen Abend erhob sich ein so heftiger Sturm, daß das Meer hohe Wellen schlug und die Galeeren von einander getrennt wurden.

Durch die Gewalt des Sturmes, geschah es, daß das Schiff, auf welchem der arme unglückliche Landolfo war, oberhalb der Insel Cephalonia mit großer Heftigkeit auf eine Sandbank stieß und gerade wie wenn man ein Glas an einer Wand zerschmettert, ganz zertrümmerte und in Stücke ging. Die Unglücklichen auf dem Schiffe suchten sich in der stockfinstern Nacht auf den Waaren, Kisten und Brettern zu retten, die, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, im Meere umherschwammen; wer schwimmen konnte, schwamm, oder klammerte sich an die Gegenstände an, die ihm in den Weg kamen. Der arme Landolfo hatte zwar Tags zuvor oft dem Tode gerufen, indem er glaubte, es wäre für ihn besser, zu sterben, als so arm nach Hause zurückzukehren, aber als er den Tod vor sich sah, fürchtete er ihn doch und klammerte sich, wie die Andern, an ein Brett an, das ihm in die Hände schwamm, in der Hoffnung, wenn er sich vor dem Ertrinken hüten könnte, würde ihm doch

vielleicht Gott Hülfe und Rettung zusenden. Er setzte sich rittlings darauf und obgleich er vom Meer und Wind bald dahin, bald dorthin geschleudert wurde, hielt er sich doch darauf, bis es Tag wurde. Als dieser anbrach und Landolfo umherblickte, konnte er nichts entdecken, als Wasser und Wolken und eine Kiste, die auf den Meereswogen schwamm und sich ihm oft näherte, wobei er alsdann große Besorgniß hegte, sie möchte so an ihn anstoßen, daß es ihm gefährlich werden könnte. Daher wehrte er sie immer mit der Hand ab, so gut es bei seinen geschwächten Kräften möglich war. So wäre es schon gegangen, aber da erhob sich plötzlich in der Luft ein ungeheurer Windstoß, brauste in das Meer, faßte die Kiste gewaltig und schleuderte sie so heftig gegen das Brett, auf welchem Landolfo saß, daß dieses umschlug, dem Landolfo entkam und dieser in das Wasser sank. Als er schwimmend, mehr von der Furcht, als von der Kraft begünstigt, sich wieder empor arbeitete und das Brett in großer Entfernung von sich sah, fürchtete er, es nicht mehr erreichen zu können; er näherte sich daher der Kiste, die in geringer Entfernung von ihm war, legte sich mit der Brust auf den Deckel derselben und gab ihr, so gut er konnte, mit den Armen ihre Richtung. In dieser Lage blieb er den ganzen Tag und die kommende Nacht; das Meer schleuderte ihn bald da, bald dorthin, essen konnte er nichts, weil er nichts hatte, und trinken mußte er mehr, als ihm lieb war; wo er sich befand, wußte er nicht und sah nichts anders, als das Meer. Am folgenden Tage, als er beinahe ein Schwamm geworden war und die Enden der Kiste mit jener Heftigkeit ergriffen hatte, die wir an Menschen bemerken, welche am Ertrinken sind, führte ihn die Gnade Gottes oder die Heftigkeit des Windes an das Ufer der Insel Corfu, wo ein armes Weib zufällig

ihre Töpfe mit Sand und Seewasser reinigte. Als diese den Landolfo heranschwimmen sah und keine Gestalt daran unterscheiden konnte, fürchtete sie sich und lief mit Geschrei davon. Er konnte nichts sprechen und sah beinahe nichts, daher konnte er sich ihr nicht verständlich machen. Als ihn jedoch das Meer näher an das Land hintrieb, konnte das Weib die Kiste unterscheiden und als sie genauer hinsah, entdeckte sie zuerst die Arme, welche die Kiste umschlungen hielten, dann unterschied sie das Gesicht und dachte sich nun das Ganze. Von Mitleid getrieben, ging sie ein wenig in das Meer hinein, das schon wieder ruhig geworden war, faßte ihn bei den Haaren und zog ihn sammt der Kiste ans Land. Hier machte sie mit großer Anstrengung seine Hände von der Kiste los, setzte diese ihrer Tochter, die bei ihr war, auf den Kopf und trug dann den Landolfo wie ein kleines Kind ans Land, setzte ihn in ein Bad, rieb ihn und wusch ihn mit warmem Wasser, daß die verschwundene Farbe und zum Theil auch die verlornen Kräfte wieder zurückkehrten. Als es ihr Zeit zu seyn schien, nahm sie ihn heraus, erquickte ihn mit gutem Wein und mit Speisen und bewirthete ihn einige Tage lang, so gut sie konnte, bis er wieder zu Kräften und zum Bewußtseyn kam. Jetzt schien es der guten Frau Zeit, ihm seine Kiste zurückzugeben, die sie ihm aufbewahrt hatte, und ihm zu sagen, daß er jetzt sein Glück weiter versuchen müsse. Landolfo erinnerte sich zwar der Kiste nicht mehr, nahm aber sie doch, als die gute Frau sie ihm überreichte, denn er dachte, so gering an Werth könne sie doch nicht seyn, daß er sich nicht ein paar Tage davon erhalten könnte; zwar als er sie sehr leicht fand, wollte ihm der Muth sehr sinken, dennoch aber öffnete er sie, als einmal die Frau nicht zu Hause war, um zu sehen, was darinnen sey, und da

fand er in ihr viele kostbare Steine, gefaßt und ungefaßt. Da er sich einigermaßen darauf verstand, so erkannte er sogleich ihren großen Werth. Er dankte Gott, der ihn noch nicht verlassen wollte, und wurde ganz vergnügt. Da er jedoch in kurzer Zeit zwei schwere Schläge des Schicksals erlitten hatte, so fürchtete er den dritten und dachte, er müsse mit aller Vorsicht zu Werke gehen, um diese Kostbarkeiten nach Hause zu bringen. Er versteckte sie daher, so gut er konnte, in einige Lumpen und sagte zu der mitleidigen Frau: er habe die Kiste nicht mehr nöthig, ob sie ihm nicht einen Sack dafür geben wolle? Dieß that die gute Frau gern und Landolfo dankte ihr, so gut er konnte, für ihre Wohlthaten, nahm seinen Sack auf den Rücken und verließ sie. Er stieg in ein Boot, fuhr darin nach Brandizio und ging von hier längs der Küste bis nach Trani, wo er einige Landsleute fand, die Tuchhändler waren, und die ihn um Gotteswillen kleideten, nachdem er ihnen alle seine Schicksale, mit Ausnahme des Vorfalls mit der Kiste, erzählt hatte. Ueberdieß liehen sie ihm ein Pferd und ließen ihn bis nach Ravello begleiten, wohin er zurückkehren wollte. Hier glaubte er sich in Sicherheit, dankte Gott, daß er ihn glücklich zurückgeführt habe, öffnete seinen Sack, und nachdem er jetzt genauer, als das erstemal seine Kostbarkeiten betrachtete, fand er sich im Besitze von so vielen und kostbaren Steinen, daß wenn er sie zu mäßigen, ja zu geringen Preisen hätte verkaufen müssen, er immer noch viel reicher geworden wäre, als zur Zeit seiner Abreise. Nachdem er Mittel gefunden hatte, seine Steine zu verwerthen, schickte er der guten Frau, die ihn aus dem Meere gezogen hatte, für die ihm geleisteten Dienste eine große Summe Geldes nach Corfu, ebenso den Tuchhändlern in Trani, die ihn gekleidet hatten und das Uebrige

behielt er für sich, ohne Handel zu treiben und lebte anständig bis zu seinem Tode.

Fünfte Novelle.

Andruccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen und erlebt in einer Nacht drei gefährliche Abenteuer; kommt aber glücklich davon und kehrt mit einem Rubin nach Hause zurück.

Die von Landolfo gefundenen Steine, begann Fiammetta, an welche die Reihe zu erzählen kam, haben mir eine Geschichte ins Gedächtniß zurückgerufen, in welcher nicht weniger Gefahren vorkommen, als in der von Lauretta erzählten, nur in sofern weichen beide von einander ab, daß die Abenteuer in der vorangegangenen Erzählung wohl innerhalb mehrerer Jahre, die in der meinigen aber in einer einzigen Nacht vorgefallen sind, wie Ihr jetzt vernehmen werdet. —

Wie ich einmal gehört habe, lebte in Perugia ein junger Mann, Namens Andruccio de Pietro, ein Roßhändler; als dieser einmal vernahm, daß man in Neapel gute Pferde kaufen könne, nahm er 500 Goldgulden in den Beutel und da er noch niemals seine Vaterstadt verlassen hatte, machte er die Reise dahin in Gesellschaft von andern Handelsleuten. Sie kamen an einem Sonntag Abend zur Vesperzeit an und nachdem

er sich den andern Morgen bei seinem Wirthe erkundigt hatte, begab er sich auf den Roßmarkt, sah dort viele Pferde, von denen ihm auch manche gefielen und handelte auch über verschiedene, konnte aber bei keinem zum Abschluß kommen. Um jedoch zu zeigen, daß er kaufen und bezahlen könne, zog er, weil er noch ein unerfahrner und unvorsichtiger Mensch war, mehrmals vor den Anwesenden seinen Geldbeutel heraus. Während er nun so im Handel begriffen war und eben wieder seine Börse zeigte, geschah es, daß eine sehr schöne Sicilianerin, die jedoch um geringen Preis einem Jeden sich gefällig zu erweisen bereit war, ohne daß er sie bemerkte, an ihm vorbei ging und seine Börse sah. Diese dachte sogleich: „das wäre nicht übel, wenn dieses Geld mein wäre," und ging vorüber. Bei diesem jungen Mädchen befand sich eine alte Frau, ebenfalls eine Sicilianerin, die, als sie den Andruccio sah, das Mädchen vorbeigehen ließ, außerordentlich freundlich auf ihn zulief und ihn umarmte. Als das Mädchen dieß bemerkte, sprach sie kein Wort, sondern wartete in einer kleinen Entfernung. Als Andruccio sich gegen die Alte umwandte, erkannte er sie, freute sich sehr und nachdem sie ihm versprochen hatte, ihn in seiner Herberge zu besuchen, ging sie, ohne sich länger aufzuhalten, von ihm hinweg, und Andruccio fing wieder an zu handeln, ohne jedoch diesen Morgen etwas zu kaufen. Das Mädchen, welches zuerst die Börse des Andruccio, und nachher die Vertraulichkeit ihrer Alten mit ihm bemerkt hatte, dachte auf irgend ein Mittel, um dieses Geld ganz oder theilweise zu erhalten und fragte daher vorsichtig: wer dieses wäre, woher, und was er hier mache und woher sie ihn kenne? Die Alte erzählte ihr alle Verhältnisse des Andruccio so genau, wie wenn er sich ihr mit kurzen Worten selbst geschildert hätte,

denn sie war lang in Sicilien und später in Perugia im Hause seines Vaters gewesen; auch sagte sie ihr, woher er komme und warum er hier sey. Als das Mädchen mit seiner Verwandtschaft und mit seinem Namen ganz vertraut war, gründete sie darauf ihren Plan, durch einen feinen Betrug ihren Wunsch zu erfüllen. Sie kehrte nach Hause zurück und gab der Alten den ganzen Tag über zu arbeiten, damit sie nicht zu Andruccio gehen könne; hierauf nahm sie eine Magd, die sie zu solchen Geschäften trefflich abgerichtet hatte, und schickte sie gegen Abend in die Herberge, in welcher Andruccio wohnte. Als diese dahin kam, fand sie ihn zufällig allein unter der Thüre stehen und erkundigte sich bei ihm selbst nach ihm; worauf er antwortete: er sey es. Sie nahm ihn bei Seite und sagte zu ihm: „mein Herr, eine edle Dame dieser Stadt wünscht mit Euch zu sprechen, wenn es Euch gefällig ist.“ Als Andruccio, der sehr für sich eingenommen war und sich für einen hübschen Mann hielt, dieses hörte, glaubte er, diese Dame müsse in ihn verliebt seyn, wie wenn er damals der einzige schöne Jüngling in Neapel gewesen wäre; schnell antwortete er: er sey bereit, und fragte sie: wo und wann die Dame ihn sprechen wolle? Hierauf antwortete das Mädchen: „mein Herr, sie erwartet Euch in ihrem Hause, wenn Ihr mir folgen wollt.“ Andruccio, ohne in der Herberge etwas davon zu sagen, sprach sogleich: „geh nur voran, ich folge dir auf dem Fuße.“ Die Dienerin führte ihn in das Haus jener Sicilianerin, welche in einer Gegend wohnte, die man Malpertugio * nennt und deren Name also schon anzeigt, wie ehrbar es dort hergeht. Andruccio jedoch wußte davon nichts,

* Von mal — Verbrechen und pertugio — Loch.

sondern glaubte, an einen ganz anständigen Ort zu einer schönen Dame zu gehen, und folgte, ohne Argwohn, der Dienerin in ihr Haus. Er stieg die Treppe hinauf und da das Mädchen die Sicilianerin schon gerufen und ihr gesagt hatte: „hier ist Andruccio," so sah er sie schon oben auf der Treppe auf ihn warten. Sie war noch sehr jung, von hohem Wuchs und einem schönen Gesicht und sehr anständig gekleidet und geschmückt. Als Andruccio sich ihr näherte, kam sie ihm mit offnen Armen drei Stufen entgegen, fiel ihm um den Hals und schien im Uebermaß der Rührung eine Zeitlang kein Wort hervorbringen zu können. Dann küßte sie ihn weinend auf die Stirne und sprach mit gebrochener Stimme: „o Andruccio, sey mir willkommen!" Andruccio wunderte sich über diese zärtliche Liebkosungen und antwortete ganz verblüfft: „meine Dame, seyd mir freundlich gegrüßt!" Hierauf nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn in einen Saal und von hier trat sie ohne weiteres in ihr Schlafgemach, das ganz von Rosen, Pomeranzen und anderen Wohlgerüchen duftete. Hier stand ein herrliches Bett mit schönen Vorhängen und an den Wänden hingen, nach dortigem Gebrauche, viele Kleider und andere schöne und kostbare Geräthe. Der Anblick aller dieser Dinge gab ihm, der noch ein Neuling war, die feste Ueberzeugung, sie könne nichts anders, als eine vornehme Dame seyn. Nachdem sie sich mit ihm auf eine Kiste am Fuß ihres Bettes niedergesetzt hatte, sprach sie folgendermaßen zu ihm: „Andruccio, ich bin fest überzeugt, Du wirst Dich sehr verwundern, sowohl über meine Liebkosungen, als über meine Thränen, denn Du kennst mich nicht und hast vielleicht noch niemals von mir gehört, aber bald wirst Du Dich wohl noch mehr verwundern, wenn ich Dir sage, daß ich Deine Schwester bin. Ja ich muß Dir

sagen: jetzt nachdem mir Gott die große Gnade erwiesen hat, daß ich vor meinem Tode noch einen meiner Brüder gesehen habe, wiewohl ich Euch alle zu sehen wünschte, werde ich ruhig sterben können, und wenn Du vielleicht noch nie etwas davon gehört hast, so will ich es Dir erzählen. Pietro, mein Vater und der Deinige, hielt sich, wie Du wohl gehört haben wirst, lange Zeit in Palermo auf und wurde dort wegen seiner Güte und Freundlichkeit von allen seinen Bekannten geliebt und ist es noch jetzt. Aber unter Allen liebte ihn meine Mutter, die eine vornehme Dame und damals Wittwe war, am meisten und so sehr, daß sie mit Hintansetzung der Furcht vor ihrem Vater und ihren Brüdern, und ohne Rücksicht auf ihre Ehre, sich so tief mit ihm einließ, daß ich, die Du hier vor Dir siehst, geboren wurde. Als später Pietro veranlaßt wurde, Palermo zu verlassen und nach Perugia zurückzukehren, ließ er mich, die ich damals noch ein kleines Kind war, mit meiner Mutter zurück und seitdem hat er sich, so viel ich weiß, nie mehr weder an mich, noch an sie erinnert, so daß ich, wenn er nicht mein Vater wäre, ihm heftige Vorwürfe machen würde wegen des Undanks, den er gegen meine Mutter bewiesen hat, die ihm sich selbst und alles Ihrige, ohne zu wissen, wer er war, aus reiner treuer Liebe hingab; gar nicht zu reden von der Liebe, die er für mich, als für seine Tochter, die nicht von einer Dienerin oder einem gemeinen Weibe geboren wurde, hätte hegen sollen. Allein was kann man thun? Vergehen, die schon so alt sind, sind weit leichter zu tadeln, als zu verbessern. Aber so verhielt sich die Sache. Er ließ mich als kleines Kind in Palermo zurück, wo, als ich herangewachsen war — schon beinahe so, wie ich jetzt bin — meine Mutter, die eine reiche Dame war, mich an einen edlen

und rechtschaffenen Mann aus dem Geschlechte der Gergenti vermählte, der mir und meiner Mutter zu lieb sich in Palermo aufhielt. Da derselbe, ein sehr guelfisch gesinnter Mann, sich hier mit unserem König Karl in Unterhandlungen einließ, und König Friedrich, ehe sie ihre Plane ausführen konnten, die Sache erfuhr, mußten wir aus Sicilien fliehen, gerade als ich hoffte, die größte Dame auf dieser Insel zu werden. Wir nahmen daher das Wenige, dessen wir habhaft werden konnten (ich sage das Wenige, in Rücksicht auf das Viele, das wir hatten), verließen unsere Landgüter und Paläste und flohen in dieses Land, wo wir den König Karl so gnädig gegen uns fanden, daß er die Verluste, die wir um seinetwillen erlitten hatten, uns zum Theil ersetzte, uns Güter und Häuser hier gab und auch fortwährend meinem Manne, Deinem Schwager, eine gute Besoldung ausbezahlt, wie Du noch in der Folge wirst sehen können. Und so lebe ich hier nnd verdanke es der Gnade Gottes, nicht Dir, mein lieber Bruder, daß ich Dich sehe.“ — Mit diesen Worten umarmte sie ihn aufs neue und küßte ihn wiederholt unter Thränen zärtlich auf die Stirne.

Als Andruccio diese so zusammenhängende Erzählung hörte, die von der Sicilianerin, ohne auch nur ein einzigesmal zu stottern, recht unbefangen und zierlich berichtet wurde; da er ferner sich erinnerte, daß sein Vater wirklich in Palermo gewesen war; und weil er an sich selbst erfahren hatte, wie gerne man sich in der Jugend verliebt, und die zärtlichen Thränen, Umarmungen und ehrbaren Küsse fühlte, so hielt er alle ihre Aussagen mehr als wahr und antwortete ihr mit folgenden Worten: „meine Dame, es kann Euch nicht auffallen, wenn ich mich verwundere; denn in der That habe ich nie etwas von Euch gehört, wie wenn Ihr gar nicht auf der Welt wäret,

sey es, daß mein Vater von Eurer Mutter und von Euch niemals gesprochen hat, oder daß, wenn er dieß gethan, ich wenigstens nichts davon erfahren habe. Um so angenehmer ist es mir aber, daß ich hier eine Schwester gefunden habe, je mehr ich hier allein bin und je weniger ich mir so etwas träumen ließ. Und in der That, ich kenne keinen noch so vornehmen Mann, dem Ihr nicht theuer seyn müßtet, und nun vollends mir, der ich nur ein geringer Handelsmann bin. Nur Eines, bitte ich, erkläret mir: „wie habt Ihr denn erfahren, daß ich hier sey?" Hierauf antwortete sie: „diesen Morgen erfuhr ich es von einer armen Frau, die oft zu mir kommt, weil sie, wie sie sagt, lange Zeit sowohl in Palermo, als in Perugia im Hause unsers Vaters war; und wenn ich es nicht für ehrbarer gehalten hätte, daß Du zu mir kommst, als daß ich zu Dir käme, so wäre ich heute schon lange in Deine Herberge gekommen." Hierauf befragte sie ihn genau über alle seine Verwandte, die sie mit Namen nannte, und Andruccio gab ihr auf Alles Antwort und glaubte jetzt um so fester, was er am wenigsten hätte glauben sollen. Da sie lange mit einander sich unterhalten hatten und die Hitze groß war, ließ sie griechischen Wein und Confekt kommen und bewirthete Andruccio damit. Als dieser endlich Abschied nehmen wollte, weil es Zeit zum Abendessen war, ließ sie es durchaus nicht zu, stellte sich beleidigt, umarmte ihn und sagte: „Ach, ich sehe deutlich, wie wenig ich Dir werth bin! Bedenke doch, daß Du bei Deiner Schwester bist, die Du noch nie gesehen hast, und in deren Hause Du hättest absteigen sollen, und jetzt willst Du von mir weggehen, um in der Herberge zu Nacht zu speisen? Wahrhaftig, Du mußt mit mir zu Abend essen; mein Mann ist zwar nicht zu Haus, was mir sehr leid thut, aber ich werde Dich

schon zu bewirthen wissen, so gut es ein Frauenzimmer kann." Hierauf wußte Andruccio nichts anders zu erwiedern, als dieß: „Ich habe Euch lieb, wie man eine Schwester lieb haben kann; aber wenn ich nicht komme, so wird man den ganzen Abend mit dem Essen auf mich warten und das wäre nicht recht von mir." Hierauf sagte sie: „Nun sey Gott gelobt, ich werde doch Jemand im Hause haben, durch den ich sagen lassen kann, daß man nicht auf Dich warten soll. Uebrigens könntest Du auch, wenn Du so artig seyn willst, deinen Freunden sagen lassen, sie möchten hier zu Nacht speisen; dann könntet ihr, wenn Du durchaus heute gehen willst, in Gesellschaft heimkehren." Andruccio antwortete: nach seinen Freunden sehne er sich diesen Abend gar nicht; über ihn aber könne sie verfügen, wenn es ihr angenehm sey. Hierauf stellte sie sich, als lasse sie in die Herberge sagen, man dürfe ihn nicht zum Nachtessen erwarten, und dann setzte sie sich, nachdem sie noch Vieles mit einander gesprochen hatten, mit ihm zum Abendessen nieder, und bewirthete ihn glänzend mit vielen Speisen und wußte das Mahl so tief in die Nacht auszudehnen, daß, als sie sich von der Tafel erhoben und Andruccio Anstalten machte, sich zu entfernen, die Sicilianerin erklärte, daß sie dieß in keinem Fall zugeben könne, denn Neapel sey keine Stadt, wo man bei Nacht herumgehen dürfe, zumal wenn man ein Fremder sey. Als sie habe sagen lassen, man solle nicht mit dem Nachtessen auf ihn warten, habe sie das Gleiche auch in Beziehung auf das Nachtlager melden lassen. Er glaubte es, und von seiner Leichtgläubigkeit betrogen, freute er sich sogar, bei ihr zu bleiben. Nicht ohne Grund wurden demnach nach dem Abendessen die Gespräche noch lange ausgedehnt; und nachdem ein Theil der Nacht vorüber war, ließ sie den Andruccio mit einem kleinen Knaben, der ihm

bringen sollte, was er etwa noch bedürfe, in ihrem Schlafgemach zurück und sie selbst ging mit ihrer Dienerin in ein anderes Gemach. Die Hitze war groß; als sich daher Andruccio allein sah, zog er seine Jacke und seine Beinkleider aus, legte sie unter sein Kopfkissen, und da er ein natürliches Bedürfniß befriedigen mußte, fragte er den Knaben, wo dieß geschehen könne. Dieser zeigte auf eine Thüre in einer Ecke des Gemachs und sagte: „Gehet hier hinein!“ Als Andruccio sorglos hineingetreten war, setzte er seinen Fuß zufällig auf ein Brett, das auf der entgegengesetzten Seite von dem Balken, auf welchem es ruhte, sich losmachte, mit ihm überschlug und er fiel zugleich mit dem Brett hinunter. Aber Gott war ihm noch gnädig; denn der Fall hatte ihn nicht verletzt, obgleich er ziemlich hoch herabgefallen war, nur wurde er von dem Unflath, mit welchem der Ort angefüllt war, sehr besudelt. Damit ihr desto besser sowohl das Erzählte, als das, was noch folgt, verstehen möget, will ich Euch sagen, wie dieser Ort beschaffen war. Es waren nämlich in einem engen Gäßchen, wie man es häufig zwischen zwei Häusern findet, von dem einen zum andern zwei Balken und auf diese wieder einige Bretter gelegt; auf diesen war der Sitz angebracht, und mit einem dieser Bretter war Andruccio hinabgestürzt. Als er sich zu seinem großen Leidwesen unten in dem Gäßchen fand, rief er den Knaben; aber dieser war, sobald er ihn hatte fallen hören, zu der Dame gelaufen und hatte es dieser gesagt. Diese lief schleunig in ihr Schlafzimmer, suchte nach seinen Beinkleidern, fand sie und in diesen das Geld, welches er aus Besorgniß thörichter Weise immer bei sich trug. Da sie jetzt dasjenige besaß, nach welchem sie ihr Netz ausgeworfen, und weßhalb sie als Palermitanerin die Schwester eines Perugianers gespielt hatte, bekümmerte sie sich nicht weiter um ihn,

sondern verschloß die Thüre, durch welche er gegangen war. Als Andruccio keine Antwort von dem Knaben erhielt, begann er stärker zu rufen, aber umsonst. Jetzt begann er mißtrauisch zu werden und allmählich den Betrug zu ahnen. Er stieg daher auf eine kleine Mauer, die das Gäßchen von der Straße trennte, sprang hinaus und ging an die Thüre des Hauses, die er sehr gut kannte. Hier rief, rüttelte und pochte er lange vergeblich und endlich, als er sein Unglück deutlich vor Augen sah, sagte er bekümmert: „O ich Unglücklicher, in wie kurzer Zeit habe ich fünfhundert Gulden und eine Schwester verloren!" Nachdem er noch vieles Andere gesagt, begann er aufs Neue an die Thüre zu pochen und zu rufen, so daß viele Leute in der Nachbarschaft erwachten und aufstanden, weil sie den Lärmen nicht länger erdulden wollten. Auch eine von den Dienerinnen der Sicilianerin kam scheinbar noch ganz schlaftrunken an das Fenster, und fragte höhnisch: „Wer pocht da unten?" „O," antwortete Andruccio, „kennst du mich nicht? Ich bin ja Andruccio, der Bruder der Frau Fiordaliso." Hierauf antwortete sie: „Mein guter Freund, wenn du zu viel getrunken hast, so gehe schlafen und komme morgen wieder; ich weiß nichts von einem Andruccio und verstehe dieses Geschrei nicht. Geh' mit Gott und laß uns hier ruhig schlafen, wenn es Dir gefällig ist." „Wie?" sagte Andruccio, „Du verstehst meine Worte nicht? Du weißt Alles recht gut. Aber wenn die sicilianischen Verwandtschaften so gar schnell vergessen werden, so gib mir wenigstens meine Kleider zurück, die ich bei euch gelassen habe, dann will ich gerne gehen." Hierauf sprach sie lachend: „Guter Freund, ich glaube, Du träumst," und mit diesen Worten zog sie sich zurück und schloß das Fenster zu. Jetzt war Andruccio seines Verlustes gewiß. Von Schmerz

und Verzweiflung zur Wuth gebracht, entschloß er sich, das, was er auf gütlichem Wege nicht zurück erhalten konnte, sich durch Gewalt zu verschaffen. Er nahm daher einen großen Stein, schlug damit viel heftiger als zuvor an die Thüre und suchte sie mit Gewalt einzubrechen. Die Nachbarn, die schon zuvor aufgewacht und aus dem Bette aufgestanden waren, glaubten, es müsse ein Ruhestörer seyn, der seine Worte nur erdichtete, um diese ehrlichen Frauenzimmer zu beunruhigen; und da der Lärmen, den er machte, ihnen selbst unangenehm war, gingen sie an das Fenster, gerade wie alle Hunde einer Gegend einen fremden Hund anbellen, und riefen: „Das ist eine Frechheit, zu solcher Stunde an das Haus von ehrlichen Frauenzimmern zu kommen und solchen Lärmen zu machen. Pack dich fort und laß uns schlafen, und wenn du etwas mit diesen Frauenzimmern zu thun hast, so komme morgen; aber bei Nacht laß uns in Ruhe!" Durch diese Worte wurde ein Zuführer jener ehrlichen Dame, der sich in ihrem Hause aufhielt, den aber Andruccio weder gehört noch gesehen hatte, ermuthigt, kam an das Fenster und rief mit wilder, fürchterlicher Stimme: „Wer ist da unten?" Andruccio hob auf diese Worte seinen Kopf in die Höhe und sah in der Dunkelheit einen Mann mit einem schwarzen, dichten Barte, der, wie wenn er erst aus dem Bette und aus dem Schlafe aufgewacht wäre, gähnte und sich die Augen rieb. Nicht ohne Furcht antwortete Andruccio: „Ich bin der Bruder der Dame, die hier wohnt." Aber dieser wartete nicht, bis Andruccio mit seiner Antwort fertig war, sondern noch rauher als das erstemal rief er hinab: „Ich weiß nicht, warum ich nicht hinunter gehe und Dich so lange durchprügle, bis Du Dich nicht mehr bewegen kannst, Du unverschämter, betrunkener Esel, der heute

Niemand schlafen läßt.“ Mit diesen Worten trat er zurück und schloß das Fenster. Einige Nachbarn, die diesen Menschen besser kannten, sprachen jetzt freundlich zu Andruccio: „Um Gottes willen, mein guter Freund, geh' mit Gott, sonst wirst Du heute Nacht noch umgebracht. Geh' um deines Wohles willen!“ Andruccio, durch die Stimme und das Angesicht jenes Menschen erschreckt, und durch die Aufforderung jener Leute, die ihm aus Mitleiden zu rathen schienen, bewogen, machte sich fort und schlug in großer Verzweiflung über den Verlust seines Geldes die Richtung ein, in welcher er mit der Dienerin hergekommen war, ohne zu wissen, wohin er komme, in der Absicht, in seine Herberge zurückzukehren. Da jedoch der Gestank von dem Ort, in welchen er hinabgefallen war, ihm selbst widerwärtig war, so hätte er sich gerne im Meere gewaschen; daher wandte er sich links in eine Straße, die man die Raja Catalana nennt. Als er den oberen Theil der Stadt erreichte, sah er von ungefähr in der Ferne zwei Menschen auf sich zukommen, mit Laternen in der Hand und da er fürchtete, es möchten dieß Diener der Polizei oder sonst Menschen mit üblen Absichten seyn, flüchtete er sich leise in ein verfallenes Haus, das er in der Nähe sah. Aber jene, wie wenn sie an denselben Ort geschickt worden wären, traten ebenfalls in jenes verfallene Haus, und Einer von ihnen legte einige eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter getragen hatte, nieder, betrachtete sie mit dem Andern und so sprachen sie Verschiedenes darüber. Während sie sprachen, sagte der Eine: „Was soll denn das seyn? Ich rieche den größten Gestank, den ich jemals spürte.“ Bei diesen Worten erhob er die Laterne ein wenig, und da erblickten sie den armen Tropf Andruccio und fragten ganz verwirrt: „Wer da?“ Andruccio schwieg. Aber Jene näherten sich ihm mit dem Licht

und fragten ihn: was er so schmutzig hier mache? Hierauf erzählte ihnen Andruccio Alles, was ihm begegnet war. Jene erriethen leicht, wo ihm dieß begegnet seyn konnte und sagten zu einander: „Dieser ist ganz gewiß in dem Hause der Mordhöhle des Scarabone gewesen;“ dann wandte sich einer von ihnen zu ihm und sprach: „Guter Freund, obgleich Du dein Geld verloren hast, mußt Du Gott noch dafür danken, daß Du herunter gefallen bist und nicht mehr ins Haus hinein konntest; denn wärest Du nicht gefallen, so darfst Du überzeugt seyn, man hätte Dich im ersten Schlafe umgebracht und Du hättest nicht blos dein Geld, sondern auch noch das Leben verloren. Doch was hilft jetzt das Klagen? Du erhältst keinen Heller mehr, so wenig als einen Stern vom Himmel. Aber umgebracht kannst Du wohl werden, wenn jener erfährt, daß Du etwas davon gesprochen hast.“ Hierauf berathschlagten sich die Beiden eine Weile und sagten dann zu ihm: „Siehe, wir haben Mitleiden mit Dir; wenn Du uns also auf dem Gange, den wir vorhaben, begleiten willst, so darfst Du mit Sicherheit hoffen, daß Du für deinen Theil mehr gewinnen wirst, als Du verloren hast.“ Andruccio in seiner Verzweiflung antwortete, er sey bereit. Es war an jenem Tage ein Erzbischof von Neapel begraben worden, mit Namen Filippo Minutolo, und zwar hatte man ihn mit dem kostbarsten Schmuck und einem Rubin am Finger beerdigt, der mehr als 500 Golgulden werth war. Diesen wollten sie berauben, und sagten dieß dem Andruccio. Andruccio, mit mehr Begierde als Klugheit, machte sich mit ihnen auf den Weg, und als sie gegen die Hauptkirche zugingen und Andruccio so gar übel roch, sagte der Eine: „können wir denn kein Mittel finden, daß dieser sich ein wenig waschen könnte, damit er nicht so gar übermäßig stinkt.“ Der

Andere antwortete: „Ja wir sind hier in der Nähe eines Brunnens, an welchem immer ein Eimer an einem Seil hängt, dort wollen wir ihn gründlich abspülen.“ Als sie an den Brunnen gekommen waren, fanden sie zwar das Seil, aber der Eimer war weggenommen. Daher kamen sie auf den Einfall, ihn an das Seil zu binden und in den Brunnen hinabzulassen, damit er sich unten abwasche; alsdann sollte er das Seil fassen und sie wollten ihn wieder herauf ziehen. So machten sie es. Als sie aber den Andruccio in den Brunnen hinabgelassen hatten, kamen einige Diener der Polizei, die wegen der Hitze und weil sie Einem nachgelaufen waren, Durst hatten, an denselben Brunnen, um zu trinken, und als Jene sie ansichtig wurden, machten sie sich schleunig davon. Die Polizeidiener, die dahin kamen, um zu trinken, bemerkten die Fliehenden nicht, und Andruccio, der im Brunnen drunten sich abgewaschen hatte, rüttelte jetzt an dem Seil. Jene, die sehr durstig waren, legten ihre Schilde, ihre Waffen und Röcke ab und fingen an, das Seil heraufzuziehen, in der Meinung, es werde ein voller Eimer daran hängen. Als Andruccio sich dem Rande des Brunnens nahe sah, ließ er das Seil mit den Händen, und schwang sich über den Brunnen. Dieß setzte die Polizeidiener, als sie es sahen, in große Furcht, so daß sie, ohne ein Wort zu sprechen, das Seil fahren ließen und so schnell sie konnten, sich auf die Flucht machten, worüber sich Andruccio sehr verwunderte, und wenn er sich nicht festgehalten hätte, so wäre er wieder in den Brunnen hinabgestürzt, und hätte Schaden genommen oder gar das Leben verloren. Aber als er herausgekommen war und die Waffen sah, von denen er wußte, daß sie seinen Kameraden nicht gehören, verwunderte er sich noch weit mehr. Nachdem er eine Weile nachgedacht hatte und in seiner Verzweiflung

nicht wußte, was er thun sollte, entschloß er sich, weiter zu gehen, ohne etwas zu berühren. So ging er also fort, ohne zu wissen, wohin. Auf dem Wege begegnete er seinen zwei Kameraden, die ihn jetzt aus dem Brunnen ziehen wollten, und als ihn diese sahen, verwunderten sie sich sehr und fragten ihn, wer ihn denn aus dem Brunnen gezogen habe? Andruccio antwortete, er wisse es nicht, und erzählte ihnen der Ordnung nach, wie es gegangen sey, und was er draußen vor dem Brunnen angetroffen habe. Hieraus erriethen Jene, wie sich die Sache verhalte, und erzählten ihm lachend, warum sie geflohen seyen und wer die Leute gewesen, die ihn herausgezogen hätten. Jetzt aber gingen sie, ohne weiter zu sprechen, da es schon Mitternacht war, zu der Hauptkirche, kamen ziemlich leicht hinein und machten sich an den Sarg, der von Marmor und sehr groß war. Mit ihren Eisen hoben sie den Deckel, der sehr schwer war, so viel empor, daß ein Mensch hinein schlüpfen konnte und unterstützten ihn. Hierauf begann der Eine den Andern zu fragen: „Wer soll hineingehen?“ Der Andere antwortete: „Ich nicht!“ „Auch ich nicht!“ sagte jener, „aber Andruccio soll hineigehen.“ — „Das thue ich nicht,“ sagte Andruccio. Aber die beiden Andern wandten sich zu ihm und sagten: „Was, du willst nicht hineingehen? So wahr Gott lebt, wenn du nicht hineingehst, so schlagen wir dich mit einem dieser Brecheisen so lange auf dem Kopf, bis du stirbst.“ Andruccio aus Furcht ging hinein, dachte aber beim Hineingehen: „Diese schicken mich hinein, um mich zu betrügen; denn wenn ich ihnen alles gegeben haben werde, werden sie, während ich aus dem Sarg wieder heraussteige, mit ihrer Beute davon gehen und ich werde nichts haben.“ Deßhalb beschloß er, seinen Antheil zum Voraus zu nehmen und da er sich des theuern Ringes erinnerte,

von dem sie gesprochen hatten, zog er diesen dem Erzbischof zuerst vom Finger und steckte ihn an den seinigen; alsdann reichte er ihnen den Bischofsstab und die Bischofsmütze und die Handschuhe, zog ihn bis auf das Hemd aus, gab ihnen Alles und sagte: weiter sey nichts da. Jene behaupteten, es müsse auch noch ein Ring da seyn und sagten, er soll überall suchen. Aber jener antwortete: er finde ihn nicht, stellte sich, als ob er darnach suche, und hielt sie dadurch eine Zeit lang hin. Jene waren aber nicht weniger arglistig, als er; während sie ihn aufforderten, recht genau zu suchen, nahmen sie sich Zeit, die Stütze, welche den Sargdeckel emporhielt, wegzunehmen, flohen davon und ließen ihn in dem Sarge zurück. Wie dem Andruccio zu Muthe war, als er dieß bemerkte, kann man sich denken. Mehrmals versuchte er es, sowohl mit dem Kopf, als mit den Schultern den Deckel emporzuheben, aber er bemühte sich umsonst und von Schmerz überwunden, fiel er ohnmächtig auf den Leichnam des Erzbischofs hin, und wer die Beiden so gesehen hätte, hätte schwerlich unterscheiden können, welcher von beiden mehr todt sey, der Erzbischof oder er. Als er wieder zu sich gekommen war, fing er kläglich an zu weinen, indem er dachte, daß er ohne Zweifel auf eine der folgenden beiden Arten seinen Tod finden müsse, entweder nämlich würde er, wenn Niemand den Sarg öffnete, unter den Würmern des Leichnams an Hunger und Gestank sterben, oder wenn Jemand käme und man ihn im Sarge fände, als ein Dieb aufgehenkt werden. Während er solchen schmerzlichen Gedanken sich hingab, hörte er Leute in der Kirche herumgehen und sprechen, und da er glaubte, diese seyen in derselben Absicht gekommen, die ihn mit seinen Kameraden hergeführt hatte, so fürchtete er sich nur noch mehr. Als diese Leute den Sarg geöffnet und den Deckel unterstützt hatten,

stritten sie sich, wer hineingehen müsse, und als es Niemand thun wollte, sagte endlich nach langem Streit ein Priester: „Was fürchtet ihr denn? die Todten sind keine Menschenfresser, ich will hineingehen!“ Mit diesen Worten schwang er sich auf den Rand des Sarges und ließ sich den Kopf nach außen, die Füße nach innen in den Sarg hinunter. Als Andruccio dieß sah, richtete er sich auf, faßte den Priester an einem Bein und that, als wollte er ihn herunterziehen. Als dieß der Priester fühlte, stieß er einen schrecklichen Schrei aus, und schwang sich aus dem Sarg hinaus, wodurch die andern so erschreckt wurden, daß sie den Sarg offen stehen ließen und, wie von tausend Teufeln verfolgt, sich auf die Flucht machten. Als dieß Andruccio sah, war er außerordentlich froh, sprang schnell hinaus und ging durch dieselbe Thüre, durch welche er hereingekommen war, aus der Kirche. Es war schon gegen Tag, als er mit seinem Ring am Finger, aufs Gerathewohl umherirrend, an das Ufer kam. Von hier aus gelangte er in seine Herberge, wo er seine Gefährten und den Wirth fand, welche die ganze Nacht in Sorge um ihn gewesen waren. Als er ihnen seine Schicksale erzählt hatte, forderten ihn, auf den Rath des Wirthes, Alle auf, Neapel sogleich zu verlassen. Dieß that er unverzüglich und kehrte nach Perugia zurück, nachdem er sein Geld, für welches er Pferde hatte kaufen wollen, in einen Ring umgesetzt hatte.

Sechste Novelle.

Frau Beritola verliert ihre Söhne, wird auf einer Insel bei zwei jungen Rehen gefunden, und kommt nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Herrn, in dessen Hause sie ist, in Dienst, schläft bei dessen Tochter, und wird ins Gefängniß gesetzt. Auf Anlaß des Aufruhrs in Sizilien heirathet er, von seiner Mutter wieder erkannt, die Tochter seines Herrn, findet seinen Bruder wieder, und sie kommen wieder zu Ansehen.

Ueber die Schicksale des Andruccio, wie sie von Fiammetta erzählt wurden, mußten sowohl die Damen, wie die Herren, oft lachen; und als Emilie sah, daß die Erzählung beendigt war, begann sie auf den Befehl der Königin folgendermaßen:

Es ist etwas Hartes und Schmerzliches um die mannichfaltigen Wechsel und Aenderungen des Glückes; so oft daher über diesen Punkt gesprochen wird, wachen unsere Gemüther, welche durch die Gunst des Schicksals so leicht eingeschläfert werden, auf, und deßhalb sollten meiner Ansicht nach weder die Glücklichen, noch die Unglücklichen jemals müde werden, solche Erzählungen anzuhören; denn die Ersten werden dadurch klug, und die Andern getröstet. Obgleich daher schon recht viele schöne Dinge in dieser Beziehung erzählt worden sind, will ich Euch doch auch eine Erzählung geben, die eben so wahr als

rührend ist, und in welcher, obgleich sie zuletzt einen glücklichen Ausgang nimmt, doch so viele und lange Trübsale vorkommen, daß ich kaum begreifen kann, wie die darauf folgenden Freuden dafür entschädigen konnten.

Theuerste Freundinnen! Ihr werdet wissen, daß nach dem Tode des Kaisers Friedrich II. Manfred zum Könige von Sizilien gekrönt wurde. Bei diesem stand ein neapolitanischer Edelmann, mit Namen Arrighetto Capece, in großem Ansehen, der eine schöne und vornehme Frau zur Gemahlin hatte, die ebenfalls aus Neapel war und Frau Beritola Carracciola hieß. Als dieser Arrighetto, welcher die Regierung der Insel in seiner Hand hatte, erfuhr, daß König Karl I. zu Benevent den Manfred besiegt und getödtet, und daß das ganze Reich demselben anheim gefallen war, entschloß er sich zur Flucht, da er von der Treulosigkeit der Sizilianer nichts Gutes hoffen konnte und dem Feinde seines Herrn sich nicht unterwerfen wollte. Aber als die Sizilianer diesen Plan erfuhren, überlieferten sie ihn und viele andere Freunde und Diener des Königs Manfred gefangen an König Karl und setzten diesen in den Besitz der Insel. Da Frau Beritola bei diesem Umsturze der Dinge nicht wußte, was aus Arrighetto geworden, und immer das fürchtete, was schon wirklich geschehen war, bestieg sie aus Furcht vor Verletzung ihrer Ehre, mit Zurücklassung ihres ganzen Eigenthums, arm und hoch schwanger, mit einem Söhnchen von etwa acht Jahren, Namens Giuffredi, ein Boot und floh nach Lipari. Hier gebar sie einen zweiten Sohn, den sie Scacciato * nannte, nahm eine Amme und bestieg mit allen zusammen ein kleines Schiff, um sich nach Neapel zu ihren Verwandten zu begeben. Aber es geschah anders, als sie dachte. Denn die Gewalt des

* Der Verjagte. Anm. d. H.

Windes führte das Schiff, das nach Neapel bestimmt war, an die Insel Ponzo, wo sie in einen kleinen Meerbusen einliefen, um auf günstigen Wind für ihre Reise zu warten. Frau Beritola, die wie die Andern an das Land gestiegen war, fand einen einsamen und abgelegenen Ort, wohin sie sich oft ganz allein begab, um ihren Arrighetto zu beweinen. Da sie dieses jeden Tag wiederholte, geschah es einmal, daß, während sie sich dort mit ihrem Schmerze beschäftigte, ein Raubschiff herbeikam, ohne daß die Schiffsleute oder irgend Jemand es bemerkten und ohne Schwertschlag Alle ergriff und mit fortnahm. Als Frau Beritola ihre tägliche Klage beendigt hatte und ihrer Gewohnheit gemäß zum Ufer zurückkehrte, um ihre Söhne wieder zu sehen, fand sie Niemand mehr. Darüber wunderte sie sich zuerst, plötzlich aber kam ihr eine Ahnung über das Geschehene. Sie schaute auf das Meer hinaus und erblickte das Raubschiff, das noch nicht weit entfernt war und das Schiffchen am Schlepptau hatte. Jetzt sah sie ein, daß sie, wie ihren Mann, auch ihre Kinder verloren hatte, und arm und einsam zurück gelassen war, ohne zu wissen, ob je irgend Jemand sie hier finden werde; und fiel, ihrem Gatten und ihren Kindern rufend, ohnmächtig am Ufer nieder. Niemand war da, der mit frischem Wasser oder durch ein anderes Mittel ihre Kräfte hätte zurückrufen können; ihre Lebensgeister konnten daher ungestört umherirren, wo sie wollten. Aber als die verlorenen Kräfte, sammt Thränen und Klagen bei der Unglücklichen sich einstellten, rief sie lange ihren Kindern und suchte sie ängstlich in jeder Höhle. Als sie jedoch sah, daß ihre Mühe umsonst war, die Nacht herankam und sie noch immer hoffte, ohne zu wissen, warum, wurde sie endlich für sich selbst besorgt. Sie verließ daher das Ufer und begab sich in jene

Höhle, wo sie zu weinen und zu klagen gepflegt hatte. Nachdem sie die Nacht in unbeschreiblichem Schmerz und großer Besorgniß zugebracht hatte, kam endlich der Tag und als schon die dritte Stunde vorüber war, wurde sie zuletzt, da sie Abends zuvor nichts gegessen hatte, durch den Hunger genöthigt, Kräuter zu essen, und nachdem sie sich, so gut es ging, gesättigt hatte, gab sie sich verschiedenen Gedanken über ihre Zukunft hin. Während sie in diese vertieft war, bemerkte sie ein Reh, das in eine Höhle in der Nähe ging, nach einiger Zeit wieder heraus kam und ins Gebüsch lief. Sie stand auf, ging da hinein, wo das Reh heraus gekommen war und entdeckte hier zwei junge kaum erst geborene Rehe, die ihr die lieblichsten und zierlichsten Geschöpfe von der Welt schienen; und da sie von ihrer erst kürzlich erfolgten Entbindung noch Milch in der Brust hatte, nahm sie die Thierchen und legte sie zärtlich an ihre Brüste. Diese schlugen ihre Güte keineswegs aus, sondern sogen an ihr, wie an ihrer Mutter und machten auch in der Folge zwischen ihr und ihrer Mutter keinen Unterschied mehr. Nun hatte die Dame an diesem verlassenen Orte doch eine Gesellschaft gefunden; sie nährte sich von Kräutern, trank Wasser, lebte in der traurigen Erinnerung an ihren Gatten, ihre Söhne und ihre ganze Vergangenheit, war aber entschlossen, hier zu leben und zu sterben, da sie mit der Rehmutter eben so vertraut geworden war, wie mit den Jungen. Während nun die Dame im Zustand einer Wilden hier verweilte, geschah es nach einigen Monaten, daß an demselben Orte, wo sie zuerst angekommen war, ein Schiffchen von Pisani anlandete und mehrere Tage dort verweilte. Auf demselben befand sich ein Edelmann, Namens Currado, aus dem Geschlechte der Malespini, mit seiner tugendhaften und

frommen Gemahlin. Diese kamen von einer Wallfahrt nach allen heiligen Orten der Provinz Puglia und kehrten nach Hause zurück. Currado machte eines Tages, um sich die Langeweile zu vertreiben, mit seiner Gattin, einigen Dienern und seinen Hunden einen Streifzug durch die Insel. Nicht weit von der Stelle, wo Frau Beritola sich befand, spürten die Hunde des Currado die jungen Rehe auf, welche indessen herangewachsen waren und sich ihr Futter suchten, und als diese von den Hunden aufgejagt wurden, wußten sie nirgends anders hinzufliehen, als in die Höhle, in der Frau Beritola sich befand. Diese sprang alsbald auf, ergriff einen Stock und wehrte die Hunde ab, und als Currado und seine Gattin, die ihren Hunden gefolgt waren, dazu kamen, und diese Frau sahen, die hager, von der Sonne verbrannt und mit verwirrtem Haar vor ihnen stand, so erstaunten sie; aber Frau Beritola noch viel mehr über sie. Als Currado auf ihre Bitte seine Hunde zurück gerufen hatte, baten sie sie inständig, ihnen zu sagen, wer sie wäre und was sie hier mache, und Frau Beritola erzählte ihnen ihre ganze Lage, ihre Schicksale und ihren Entschluß, hier ein wildes Leben zu führen. Als dieß Currado, der den Arrighetto Capece sehr gut gekannt hatte, hörte, rührte ihn das Mitleid zu Thränen und er gab sich viele Mühe, sie von ihrem grausamen Entschlusse abzubringen, indem er sich erbot, sie zu den Ihrigen zurückzuführen, oder sie wie eine Schwester bei sich zu behalten, bis ihr Gott bessere Tage schenken würde. Da die Dame diese Anerbietungen durchaus nicht annahm, ließ Currado seine Gattin bei ihr zurück und sagte ihr: sie möchte ihr zu essen kommen lassen, ihr von ihren Kleidern geben — denn die ihrigen waren ganz zerrissen — und um jeden Preis sie bewegen, mit ihnen zu gehen. Die Dame blieb zurück, weinte zuerst lange mit

Frau Beritola über ihr Unglück, ließ dann Kleider und Speisen kommen, bewog sie aber nur mit vieler Mühe, sie anzunehmen und zu essen, und endlich nach vielen Bitten und unter der Bedingung, daß sie an keinen Ort komme, wo man sie kenne, brachte sie dieselbe dahin, mit den zwei jungen Rehen und deren Mutter, die inzwischen ebenfalls zurückgekehrt war und zur großen Verwunderung der Dame der Frau Beritola die größten Liebkosungen erwiesen hatte, auf ihrem Schiffe nach Luigiana zu reisen. Als günstige Witterung eingetreten war, bestieg Frau Beritola mit Currado und seiner Gattin das Schiff und mit ihnen die Rehmutter und die zwei jungen Rehe, nach denen Frau Beritola, da man ihren Namen ganz geheim hielt, Cavrivuola * genannt wurde. Ein günstiger Wind brachte sie bald an die Mündung des Magre, wo sie ans Land stiegen und nach dem Schlosse des Currado sich begaben. Hier lebte Frau Beritola in Wittwenkleidern ehrbar, demüthig und gehorsam als Gesellschafterin bei der Gattin des Currado, sorgte immer für ihre Rehe und gab ihnen ihr Futter.

Die Seeräuber, welche in Ponzo das Schiff, auf welchem Frau Beritola gekommen war, genommen und sie, von der sie nichts wußten, zurückgelassen hatten, segelten mit den übrigen nach Genua. Hier wurde die Beute unter die Eigenthümer des Schiffes vertheilt, und die Amme der Frau Beritola nebst den zwei Kindern fiel durchs Loos einem Herrn Guasperini d'Oria zu, der sie alle drei in sein Haus nahm, um sie dort als Sklaven zu halten. Die Amme war über den Verlust ihrer Gebieterin und über die unglückliche Lage, in der sie sich mit ihren zwei Kindern sah, ungemein betrübt und weinte lange. Da sie jedoch einsah, daß durch Thränen nichts gewonnen werde, und

* Das Reh.

sie mit ihnen in einem Hause Sklavendienste thun müsse, entschloß sie sich, da sie, obgleich eine arme Frau, doch weise und verständig war, fürs erste einmal so gut als möglich sich zu trösten; alsdann bedachte sie genau ihre Lage und überlegte, daß wenn man die beiden Kinder erkennen würde, dieß ihnen leicht Gefahr bringen könne; zudem hoffte sie, ihr Schicksal könnte sich irgend einmal ändern und sie, wenn sie am Leben blieben, in ihren früheren Zustand zurückkehren. Deßhalb entschloß sie sich, Niemand zu entdecken, wer sie wären, außer wenn der rechte Zeitpunkt dazu gekommen wäre, und allen, die darnach fragten, sagte sie, es seyen ihre Kinder und nannte den größern nicht Giuffredi, sondern Giannotto di Procida; den Namen des jüngern zu ändern hielt sie nicht für nöthig; aber dem Giuffredi erklärte sie genau, warum sie seinen Namen verändert habe und welche Gefahr es ihm bringen könne, wenn man ihn erkennen würde, und dieß wiederholte sie ihm oft, so daß der Knabe, der verständig war, die Vorschriften der Amme genau befolgte. So lebten die beiden Knaben mehrere Jahre lang in schlechten Kleidern und noch schlechteren Schuhen mit der Amme im Hause des Herrn Guasparino und wurden zu allerlei niedrigen Diensten verwendet. Aber Giannotto, der inzwischen 16 Jahre alt geworden war, und mehr Selbstgefühl besaß, als mit seinem Sklavendienste bestehen konnte, konnte es endlich in seiner niedrigen Knechtschaft nicht mehr aushalten, entsprang aus dem Dienste des Herrn Guasparino, ging auf ein Schiff, das nach Alexandrien segelte und bereiste mehrere Länder, ohne jedoch irgendwo etwas vor sich zu bringen. Endlich, etwa drei bis vier Jahre, nachdem er den Dienst des Herrn Guasparino verlassen hatte, hörte er, der inzwischen ein schöner Jüngling und groß von Person geworden war, daß sein

Vater, den er todt geglaubt hatte, zwar noch am Leben sey, aber vom König Karl in schwerer Gefangenschaft gehalten werde. Nachdem er nun in der Verzweiflung lange umhergeirrt war, kam er auch nach Luigiana, trat hier bei Currado Malespina in Dienste und diente diesem treulich, wodurch er sich sein Wohlgefallen erwarb. Und obgleich er hier seine Mutter, die bei der Gemahlin des Currado war, häufig sah, so erkannte er sie doch nicht und eben so wenig sie ihn, so sehr hatten sich beide seit ihrer Trennung verändert. Während nun Giannotto im Dienste des Currado stand, geschah es, daß eine Tochter des Currado, mit Namen Spina, die Wittwe eines gewissen Nicolo da Grignano, in das Haus ihres Vaters zurückkehrte. Diese, die eine schöne und anmuthige Dame und wenig über 16 Jahre alt war, warf ihre Augen auf Giannotto und er auf sie, und beide verliebten sich sterblich in einander. Diese Liebe blieb nicht lange ohne Befriedigung und dauerte mehrere Monate, ehe sie Jemand inne wurde. Dadurch wurden Beide allzusicher und gingen mit weniger Vorsicht zu Werke, als gut gewesen wäre. Als sie daher eines Tages in einem schönen, schattigen Baumgange spazieren gingen, verließen sie mit einander die übrige Gesellschaft, gingen ins Gebüsch, und als sie die Uebrigen weit genug hinter sich zu haben glaubten, setzten sie sich an einem anmuthigen, mit Gras und Blumen bewachsenen und von Bäumen eingeschlossenen Orte nieder, und ließen ihrer Liebe freien Lauf. Nachdem sie eine lange Zeit, die ihnen aber in ihrer Entzückung sehr kurz vorgekommen war, daselbst zugebracht hatten, wurden sie zuerst von der Mutter der Dame, und dann von Currado selbst überrascht. Dieser war bei diesem Anblick sehr aufgebracht, ließ sie Beide, ohne zu sagen, in welcher Absicht, von drei Dienern ergreifen und

gebunden in eines seiner Schlösser führen; denn knirschend vor Zorn und Wuth war er entschlossen, sie eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Die Mutter der Dame war zwar ebenfalls sehr aufgebracht und fest überzeugt, daß der Fehltritt ihrer Tochter die schwerste Züchtigung verdiene. Als sie jedoch aus einem Worte des Currado entnahm, was seine Absicht mit den Schuldigen sey, eilte sie ihrem erzürnten Gemahl nach und bat ihn, er möchte doch nicht so schnell seinen Vorsatz ausführen, in seinem Alter der Mörder seiner Tochter zu werden und seine Hände mit dem Blute seines Kindes zu besudeln; er werde schon ein anderes Mittel finden können, um seinem Zorne Genüge zu thun, indem er sie gefangen setzen, sie im Gefängnisse behalten und sie ihren Fehltritt abbüßen lassen könne. Durch diese und viele andere Worte brachte es die fromme Dame dahin, daß er sein Vorhaben, sie zu ermorden, aufgab, und statt dessen befahl, sie Beide an verschiedenen Orten einzukerkern, unter strenger Aufsicht zu halten, mit geringer und sparsamer Kost zu versehen, bis er anders über sie verfügen würde. Und so geschah es. Was sie hier in der Gefangenschaft unter beständigen Thränen und bei strengerem Fasten, als ihnen lieb seyn mochte, für ein Leben zubrachten, kann sich Jeder selbst denken.

Während nun Giannotto und Spina in so trauriger Lage schmachteten und schon ein Jahr lang im Gefängnisse lebten, ohne daß Currado an sie dachte, geschah es, daß der König Pedro von Arragonien, in Verbindung mit Gian di Procida, die Insel Sicilien aufwiegelte und dem König Karl entriß, worüber Currado als Gibelline eine große Festlichkeit anstellte. Als dieß Giannotto von einem seiner Gefängnißwärter hörte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sprach: „O ich Unglücklicher! Vierzehn Jahre lang habe ich mich kümmerlich auf der

Welt herumgeschleppt und auf nichts anders gewartet, als auf dieß; und jetzt, da es geschehen ist, befinde ich mich, damit mir vollends jede Hoffnung geraubt ist, in einem Gefängnisse, in dem ich bis zu meinem Tode werde schmachten müssen." „Wie so?" fragte der Gefängnißwärter. „Was geht dich das an, was große Könige machen? Was hast du denn in Sicilien zu thun?" Hierauf antwortete Giannotto: „Das Herz will mir brechen, wenn ich bedenke, was einst mein Vater dort zu thun hatte. Denn obgleich ich noch ein kleiner Knabe war, als wir flohen, erinnere ich mich doch noch, daß ich ihn zur Zeit des Königs Manfredi als angesehenen Mann sah." Der Kerkermeister fragte: „wer war denn dein Vater?" „Wer mein Vater war," sagte Giannotto, „darf ich nun offen sagen, weil die Gefahr jetzt vorüber ist, die mich bestimmte, es zu verschweigen. Er hieß, und wenn er noch am Leben ist, heißt er noch Arrighetto Capece und mein Name ist nicht Giannotto, sondern Giuffredi, und ich zweifle keinen Augenblick, daß wenn ich frei wäre und nach Sicilien käme, ich dort bald in großes Ansehen kommen würde." Der gute Mann fragte nicht weiter, sondern ging, sobald er konnte, zu Currado und erzählte ihm dieß. Als Currado es hörte, gab er sich zwar vor dem Kerkermeister das Ansehen, als bekümmere er sich nichts darum, ging aber sogleich zu Frau Beritola und fragte sie freundlich, ob sie von Arrighetto einen Sohn, mit Namen Giuffredi, gehabt habe. Die Dame antwortete mit Thränen: „wenn ihr ältester Sohn noch am Leben wäre, so würde er sich so nennen und 22 Jahre alt seyn." Als Currado dieß hörte, sah er ein, daß Giannotto ihr Sohn seyn müsse; auch fiel ihm ein, daß wenn dieß der Fall wäre, er zu gleicher Zeit eine große Gnade ausüben und seine und seiner Tochter Schande

auslöschen könne, wenn er sie Giannotto zum Weibe gäbe. Er ließ daher Giannotto heimlich zu sich kommen und fragte ihn genau über sein vergangenes Leben aus, und da er sich deutlich überzeugte, daß er wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetto Capece sey, sagte er zu ihm: „Giannotto, du weißt, welche große Beleidigung du mir und meiner Tochter zugefügt hast, während du, da ich dich stets gut und freundlich behandelte, als treuer Diener immer auf meine Ehre und mein Eigenthum hättest bedacht seyn sollen, und Viele hätten dich eines schmählichen Todes sterben lassen, wenn du ihnen das angethan hättest, was du mir angethan hast. Aber mir erlaubte es meine Güte nicht. Da du nun, wie du mir sagst, der Sohn eines Edelmannes und einer adelichen Mutter bist, so will ich, wenn es auch dein Wille ist, deinen Leiden ein Ende machen, dich aus dem Elend und der Gefangenschaft, in der du schmachtest, befreien, und zugleich deine und meine Ehre wiederherstellen. Wie du weißt, ist Spina, gegen welche du eine dir und ihr ungeziemende Liebe gezeigt hast, Wittwe, und hat eine gute und reichliche Ausstattung; ihre Sitten, ihren Vater und ihre Mutter kennst du; von deiner jetzigen Lage will ich nichts sagen. Wenn du also willst, so bin ich entschlossen, dir sie auf eine ehrbare Weise zur Frau zu geben, nachdem sie auf eine unehrbare Weise deine Geliebte war, und du kannst als mein Sohn, so lang es dir gefällt, hier mit ihr leben." Durch das lange Gefängniß waren die Körperkräfte des Giannotto erschöpft, aber der Edelsinn, den er von seinen Eltern geerbt hatte, hatte sich in nichts vermindert, und ebensowenig die Liebe zu seiner Geliebten, und so sehnlich er es wünschte, was Currado ihm anbot, so verschwieg er doch kein Wort von dem, was der Stolz seines Geistes ihm eingab und antwortete:

„Currado, weder Herrschsucht, noch Geldgier, noch irgend ein anderer Grund hat mich je veranlassen können, deinem Leben oder deinem Eigenthum verrätherisch nachzustellen. Ich habe deine Tochter geliebt und werde sie stets lieben, weil ich sie meiner Liebe würdig halte, und wenn ich nach der Ansicht gewöhnlicher Menschen nicht ganz ehrenvoll an ihr gehandelt habe, so habe ich hier einen Fehltritt begangen, der stets mit der Jugend verbunden ist, und den man nicht ausrotten kann, ohne die Jugend selbst auszurotten, und der, wenn die ältern Leute sich erinnern wollten, daß auch sie einst jung gewesen sind, und die Fehler Anderer gegen die ihrigen abwägen wollten, auch ihnen nicht schwer erscheinen würde, als du und viele Andere ihn machen; auch habe ich ihn als Freund, nicht als Feind begangen. Was du mir jetzt anbietest, war immer mein Wunsch, und wenn ich hätte glauben können, daß es mir gewährt würde, so hätte ich schon längst darum gebeten; jetzt aber ist mir die Erfüllung dieses Wunsches um so angenehmer, je weniger ich Hoffnung dazu hatte. Wenn du nicht wirklich die Absicht hast, die du aussprichst, so halte mich nicht mit leeren Hoffnungen hin, sondern schicke mich in mein Gefängniß zurück und laß mich dort verschmachten, wenn es dir so beliebt; denn so lange ich Spina lieben werde, so werde ich auch, ihr zu lieb, dich lieben und achten, magst du mir auch thun, was du willst.“ Als Currado dieses hörte, verwunderte er sich, hielt ihn für einen Mann von hohem Sinn, überzeugte sich von seiner glühenden Liebe und schätzte ihn nur um desto höher; daher erhob er sich, umarmte und küßte ihn, und ohne die Sache weiter aufzuschieben, befahl er sogleich, Spina in der Stille herbeizuholen. Sie war in dem Gefängniß hager, blaß und schwach geworden und sah sich nicht mehr gleich, wie auch Giannotto ein anderer

Mensch geworden zu seyn schien; und so hielten sie im Beiseyn des Currado zur Zufriedenheit beider Theile ihr Verlöbniß nach unsern Gebräuchen. Nachdem Currado mehrere Tage lang, ohne daß irgend Jemand etwas von dem Geschehenen erfuhr, ihnen alles verschafft hatte, was für sie nöthig oder angenehm war, schien es ihm Zeit, auch ihre Mütter zu erfreuen. Er ließ daher seine Gattin und die Cavrivuola rufen und sprach zur Letztern folgendermaßen: „Was würdet Ihr wohl sagen, meine Dame, wenn ich Euch Euren ältesten Sohn zurückbringen würde, als den Gemahl einer meiner Töchter?" Hierauf antwortete die Cavrivuola: „Ich würde nichts anders sagen können, als dieß, daß wenn ich Euch noch mehr verpflichtet werden könnte, als ich es schon bin, ich es am meisten dann würde, wenn Ihr mir das zurückgeben würdet, was mir theurer ist, als mein eigenes Ich, und wenn Ihr es mir nun vollends so zurückbrächtet, wie Ihr so eben ausgesprochen habt, so würdet Ihr alle meine verlornen Hoffnungen wieder lebendig machen." — Hier schwieg sie, von Thränen gehemmt. Hierauf sagte Currado zu seiner Gattin: „Und was würdest du davon halten, wenn ich dir einen solchen Schwiegersohn gäbe?" Hierauf antwortete seine Gattin: „Nicht bloß ein Edelmann, sondern selbst ein Bettler wäre mir recht, wenn er Euch gefiele." Hierauf sprach Currado: „Ich hoffe, Euch in wenigen Tagen eine solche Freude machen zu können." Als er darauf sah, daß die beiden jungen Leute ihre vorige Gestalt wieder erlangt hatten, gab er ihnen anständige Kleider und fragte den Giuffredi: „Würde es deine Freude nicht sehr erhöhen, wenn du hier deine Mutter treffen würdest?" Hierauf antwortete Giuffredi: „Ich darf nicht glauben, daß die Bekümmerniß über ihre unglücklichen Schicksale sie so lange am Leben gelassen hat. Wenn es aber

möglich wäre, so würde ich mich um so mehr darüber freuen, als ich mir zutrauen würde, durch ihren guten Rath einen großen Theil meines Vermögens in Sicilien zurückzuerhalten." Hierauf ließ Currado beide Damen rufen. Sie wunderten sich Beide, durch welche Eingebung wohl Currado sich hätte zu der Gnade bewegen lassen, Giannotto mit seiner Geliebten zu verbinden. Aber Frau Beritola, durch die Worte des Currado aufmerksam gemacht, betrachtete Giannotto genau. Bald hatte sie in seinem Gesicht eine Erinnerung an die jugendlichen Züge ihres Sohnes gefunden, und flog daher, ohne auf einen weitern Beweis zu warten, mit offenen Armen an seinen Hals und im Uebermaß ihrer mütterlichen Liebe und Freude konnte sie kein Wort hervorbringen, ja so sehr verließ sie das Empfindungsvermögen, daß sie beinahe todt in die Arme ihres Sohnes sank. Obgleich sich dieser sehr verwunderte, in der Erinnerung, daß er sie oft in demselben Schlosse gesehen und niemals erkannt hatte, fühlte er doch jetzt sogleich den mütterlichen Duft, machte sich Vorwürfe über seine bisherige Unachtsamkeit, faßte sie weinend in seine Arme auf und küßte sie zärtlich. Nachdem Frau Beritola mit Hülfe der Gattin des Currado und dessen Tochter durch frisches Wasser und andere Mittel wieder zum Bewußtseyn gekommen war, umarmte sie aufs Neue mit vielen Liebesworten ihren Sohn und küßte ihn voll mütterlicher Zärtlichkeit mehr als tausendmal. Nachdem diese Liebkosungen zur großen Freude der Umstehenden mehrmals erneuert worden waren und Eines dem Andern seine Schicksale erzählt hatte, und Currado seinen Freunden die neue Verwandtschaft bereits angezeigt und eine schöne und herrliche Festlichkeit veranstaltet hatte, sagte Giuffredi zu ihm: „Currado, Ihr habt mir auf mehrfache Weise Vergnügen gemacht und meiner Mutter lange Zeit Ehre erwiesen, ich bitte

Euch nun, damit nichts übrig bleibe, Ihr möchtet meine Mutter und mich an meinem Hochzeitsfeste durch die Gegenwart meines Bruders erfreuen, der als Sklave bei Guasparin d'Oria dient, welcher, wie ich Euch schon gesagt habe, ihn und mich geraubt hat. Ferner, Ihr möchtet irgend Jemand nach Sicilien senden, der sich in der Stille nach den Verhältnissen des Landes erkundige und nach Arrighetto, meinem Vater, frage, ob er noch lebt, oder gestorben ist; und wenn er noch lebt, in welchem Zustande, und wenn er nach Allem sich erkundigt hat, so soll er zu uns zurückkehren." Diese Bitte gefiel Currado. Er schickte daher unverzüglich verständige Leute sowohl nach Genua als nach Sicilien. Derjenige, den er nach Genua sandte, fand Herrn Guasparino und bat ihn im Namen Currados dringend: er möchte den Scacciato und seine Amme übersenden. Zugleich erzählte er in der Ordnung Alles, was Currado für Giuffredi und seine Mutter gethan hatte. Herr Guasparin verwunderte sich sehr, als er dieses hörte, und sprach: „Ich würde gewiß für Currado Alles thun, was diesem angenehm wäre, und habe allerdings schon seit 14 Jahren den Knaben mit seiner Mutter im Hause, die ich Beide gerne senden werde. Aber sagt dem Currado in meinem Namen, er möge sich hüten, den Fabeln des Giannotto, der sich jetzt Giuffredi nennen läßt, allzuvielen Glauben beizumessen, denn dieser Bursche ist schlimmer, als er sich vorstellt." Hierauf ließ er den Abgesandten bewirthen, berief insgeheim die Amme und befragte sie über diese Sache. Da diese den Aufstand in Sicilien vernommen und gehört hatte, daß Arrighetto am Leben sey, verbannte sie die Furcht, die sie bisher gehabt hatte, erzählte ihm Alles und gab ihm die Gründe an, warum sie solche Anordnungen getroffen hatte. Als Herr Guasparin sah, daß die Aussage der Amme mit denen des

Abgesandten des Currado trefflich übereinstimme, so begann er ihren Worten Glauben zu schenken und da er ein sehr listiger Mann war, überzeugte er sich bei geschickter Untersuchung der Sache immer mehr von der Wahrheit der Thatsache. Nun schämte er sich der schlimmen Behandlung des Knaben und zur Entschädigung dafür gab er ihm, da er wußte, wer Arrighetto gewesen und noch war, seine schöne Tochter von etwa 11 Jahren mit einer reichen Mitgift zur Frau, stellte eine große Hochzeit an, und nachdem diese vorüber war, bestieg er mit den Vermählten, mit dem Abgesandten des Currado und der Amme ein wohlbewaffnetes Schiff und segelte nach Lerici. Hier wurde er von Currado empfangen, ging mit seiner Gesellschaft auf ein Schloß des Currado, das in geringer Entfernung lag, und in welchem das große Fest veranstaltet war. Wie groß die Freude der Mutter war, als sie ihren Sohn wieder sah, wie groß die Freude der beiden Brüder, wie groß die Freude aller Drei über die treue Amme, mit welcher Freude Guasparino und seine Tochter und Currado und seine Gattin, seine Kinder seine Freunde begrüßt wurden, kann nicht mit Worten ausgesprochen werden. Daher möget Ihr selbst, meine Damen, es Euch vorstellen.

Um aber die Freude ganz vollständig zu machen, wollte Gott, welcher der reichlichste Geber ist, wenn er einmal anfängt, daß auch von dem Wohlbefinden des Arrighetto Capece fröhliche Nachricht einlief. Als nämlich bei dem herrlichen Feste die Gäste an der Tafel noch an dem ersten Gerichte waren, traf derjenige ein, der nach Sicilien gesandt worden war und erzählte unter andern von Arrighetto, daß, als er vom König Karl im Gefängnisse gehalten worden sey, das Volk gleich im Beginn des Aufstandes das Gefängniß gestürmt, die Aufseher getödtet, den

Arrighetto befreit und als geschwornen Feind des Königs Karl zu ihrem Anführer gegen die Franzosen gemacht habe. Dadurch habe er sich bei dem König Pedro außerordentlich in Gunst gesetzt und dieser habe ihn in alle seine Güter und Ehrenstellen wieder eingesetzt. Daher befinde er sich in einer sehr glücklichen Lage und als er ihn besucht habe, sey er von ihm mit den höchsten Ehren empfangen worden, und Arrighetto habe sich über die Nachricht von seiner Gattin und seinem Sohne, von denen er seit seiner Gefangenschaft nichts mehr gehört habe, außerordentlich gefreut und habe noch überdieß eine Fregatte mit mehreren Edelleuten abgesandt, die ihm auf dem Fuße folgen. Diese Nachricht wurde fröhlich angehört und Currado ging mit einigen seiner Freunde den Edelleuten entgegen, die an Frau Beritola und Giuffredi abgesandt waren, empfing sie freundlich und lud sie zu seinem Gastmahle ein, das noch nicht halb vorüber war. Frau Beritola und Giuffredi und alle Uebrigen empfingen sie so fröhlich, daß man noch nie so etwas sah. Ehe sie sich jedoch zur Tafel setzten, richteten sie im Namen Arrighettos dem Currado und seiner Gattin Gruß und Dank aus für die Ehre, die sie seiner Gattin und seinem Sohne erwiesen hätten und boten ihm alle seine Dienste an. Hierauf wandten sie sich an Herrn Guasparin und sagten, daß wenn Arrighetto gewußt hätte, was er an Scacciato gethan habe, er ihm ähnlichen und noch größeren Dank hätte ausdrücken lassen. Hierauf setzten sie sich fröhlich nieder und speisten mit beiden Brautpaaren. Und nicht bloß diesen Tag gab Currado seinem Schwiegersohn und übrigen Verwandten ein Fest, sondern dieses dauerte viele Tage. Nachdem es zu Ende war und es Beritola und Giuffredi und den Andern Zeit schien, abzureisen, nahmen sie unter vielen Thränen von Currado, seiner Gattin und

Guasparino Abschied, bestiegen die Fregatte und segelten ab. Mit günstigem Winde landeten sie bald in Sicilien, wo sie von Arrighetto in Palermo insgesammt mit solchen Festlichkeiten empfangen wurden, daß man es gar nicht beschreiben kann. Und hier sollen sie alle noch lange Zeit glücklich und der erhaltenen Wohlthat eingedenk als Freunde Gottes gelebt haben.

Siebente Novelle.

Der Sultan von Babylonien sendet seine Tochter als Verlobte an den König von Algarve. Diese kommt durch verschiedene widrige Zufälle in einem Zeitraum von vier Jahren an verschiedenen Orten in die Hände von neun Männern. Zuletzt kehrt sie zu ihrem Vater zurück und wird von diesem als reine Jungfrau dem König von Algarve, wie das erstemal, als Gattin zugesandt.

Hätte die Erzählung der Emilie nur noch ein wenig länger gedauert, so hätte das Mitgefühl der jungen Damen mit den Schicksalen der Frau Beritola ihnen vielleicht Thränen ausgepreßt. Nachdem aber diese Geschichte beendigt war, befahl die Königin dem Pamphilo, eine neue zu erzählen und dieser begann gehorsam folgendermaßen:

Nur sehr schwer, meine liebenswürdigen Damen, erkennen wir das, was zu unserm Wohl dient. So hat man schon oft

gesehen, daß Viele, die da glaubten, wenn sie reich wären, könnten sie ohne Sorgen und Mühe leben, sich nicht nur mit Bitten an Gott wandten, sondern auch keine Anstrengung und keine Gefahr scheuten, um ihren Zweck zu erreichen; und war es ihnen gelungen, so wurden sie von Menschen, denen vor der Erlangung ihres Reichthums ihr Leben theuer gewesen war, aus Begierde nach ihren Schätzen umgebracht. Andere erhoben sich aus einem niedrigen Stande durch tausend gefährliche Schlachten, mitten durch das Blut ihrer Brüder und Freunde zu hohen Thronen, in der Meinung, in diesen beruhe das höchste Glück; aber abgesehen von den unendlichen Mühen und Gefahren, von denen sie dieselben umringt fanden, erkannten sie erst in ihrem Tode, daß an den königlichen Tischen aus goldenen Bechern Gift getrunken werde. Viele strebten mit der glühendsten Begierde nach körperlicher Stärke, Schönheit und ähnlichen Vorzügen und sahen die Thorheit ihrer Wünsche nicht eher ein, als bis sie ihnen den Tod oder ein qualvolles Leben verursacht hatten. Um jedoch alle menschlichen Wünsche einzeln herzuerzählen, behaupte ich nur, Niemand könne durch die Erfüllung seiner Wünsche vor widrigen Zufällen sicher gestellt werden. Wenn wir daher recht handeln wollen, so müssen wir uns darauf beschränken, das zu besitzen und zu genießen, was derjenige uns gibt, der allein weiß, was uns noth thut. Wie aber die Männer mannigfach sündhafte Wünsche hegen, so hegt auch Ihr, meine anmuthigen Damen, sehr häufig den sündhaften Wunsch nach großer Schönheit so sehr, das Euch die natürliche Schönheit nicht genügt, sondern Ihr dieselbe noch durch Kunst zu vermehren sucht. Deßhalb will ich Euch das Unglück einer schönen Sarazenin erzählen, die sich im Laufe von vier Jahren wegen ihrer Schönheit neunmal verheirathen mußte.

Schon vor langer Zeit lebte in Babylonien ein Sultan, mit Namen Beminadadab, dem während seines Lebens manches Ding nach Wunsch ging. Dieser hatte unter vielen andern Kindern männlichen und weiblichen Geschlechts eine Tochter, mit Namen Alaliel, die nach dem Urtheil Aller, die sie gesehen haben, die schönste Frau war, die damals auf der Welt lebte; und weil ihm in einer großen Schlacht gegen ein starkes Heer Araber, die ihn angegriffen hatten, der König von Algarve schöne Dienste geleistet hatte, so hatte er diesem auf seine Bitte jene Tochter als besondere Gunst zur Gattin versprochen. Er ließ sie mit einer ehrenvollen Begleitung von Männern und Frauen und mit herrlichen und kostbaren Geräthen ein schön bewaffnetes und geschmücktes Schiff besteigen, empfahl sie dem Schutze Gottes und sandte sie ihrem Bräutigam. Die Seeleute benützten die günstige Witterung, zogen die Segel auf, verließen den Hafen von Alexandrien, und steuerten mehrere Tage lang glücklich fort.

Schon waren sie an Sardinien vorbei und glaubten sich dem Ziele ihrer Reise nahe, als sich eines Tags plötzlich verschiedene Winde erhoben, die alle außerordentlich heftig waren und das Schiff, auf welchem die Dame sich befand, so umher warfen, daß die Seeleute sich mehrmal für verloren hielten, aber doch als tüchtige Männer alle Kunst und Stärke anwandten und sich zwei Tage lang gegen das wüthende Meer hielten. Als die dritte Nacht nach dem Anfange des Sturmes anbrach und dieser noch nicht aufhörte, sondern im beständigen Zunehmen begriffen war, und die Leute auf dem Schiffe weder durch Berechnung noch durch Beobachtung, da der ganze Himmel in Wolken und Nacht gehüllt war, erkennen konnten, wo sie sich befänden, wurde das Schiff leck, als sie noch nicht ganz bei der Insel Mallorka waren. Jetzt sahen sie kein anderes Mittel

zu ihrer Rettung mehr vor sich, sondern setzten sogleich ein Boot in das Meer und Jeder, nur auf seine eigene Rettung bedacht, sprang hinein, indem die Schiffer lieber sich diesem Boote, als dem lecken Schiffe anvertrauen wollten. Nach und nach drängten sich, obgleich diejenigen, die zuerst in das Boot gesprungen waren, die Uebrigen mit Messern abzuhalten suchten, Alle in dasselbe hinein und stürzten so dem Tode, dem sie entfliehen wollten, gerade in den Rachen; denn da das Boot in diesem aufgeregten Meere nicht so viel Leute tragen konnte, stürzte es um und Alle ertranken. Das Schiff, auf welchem Niemand mehr sich befand als die Dame und ihre Weiber, die in Folge des Sturms und der Angst halbtodt umherlagen, wurde, obgleich leck und schon beinahe ganz mit Wasser angefüllt, von dem Ungestüm des Windes emporgehalten und in schnellem Laufe gegen die Küste der Insel Mallorka hingetrieben, mit solcher Heftigkeit, daß es, etwa einen Steinwurf von dem Ufer entfernt, ganz im Sande stecken blieb und, trotz Meer und Wind, die ganze Nacht unbeweglich feststand. Als es Tag geworden war, und der Sturm ein wenig nachgelassen hatte, erhob die Dame, die beinahe halbtodt war, ihr Haupt, und begann, so schwach sie war, bald dem einen, bald dem andern ihrer Leute zuzurufen, aber umsonst; denn die Gerufenen waren zu weit entfernt. Als sie keine Antwort vernahm und Niemand sah, wunderte sie sich sehr und wurde ängstlich. So gut es möglich war, erhob sie sich und sah nun die Damen ihrer Begleitung und ihre Dienerinnen umherliegen; und als sie nach vielem Rufen bald diese, bald jene untersuchte, fand sie nur bei wenigen noch Lebenszeichen, denn die meisten waren an der Seekrankheit und aus Angst gestorben. Dieses steigerte noch die Furcht der Dame. Da sie sich jedoch ganz allein sah,

ohne zu wissen, wo sie sich befand, rüttelte sie nothgedrungen diejenigen, welche noch am Leben waren, so lange, bis sie sich aufrichteten, und als sie sah, daß diese nicht wußten, was aus der Mannschaft geworden sey und bemerkte, daß das Schiff voll Wasser war und am Lande aufsaß, brach sie mit ihren Frauen in bittere Thränen aus. Es war schon um die neunte Stunde, und noch hatte sich Niemand am Ufer oder sonst irgendwo blicken lassen, den sie um Hülfe oder Beistand hätten ansprechen können. Endlich um die neunte Stunde kam ein Edelmann, mit Namen Perikom da Visalgo, auf der Rückkehr von einem Landgute mit mehreren Dienern zu Pferd vorbei. Als dieser das Schiff erblickte, errieth er leicht, wie sich die Sache verhielt, und befahl einem Diener, unverzüglich an Bord zu gehen, und ihm dann zu erzählen, wer sich dort befinde. Trotz vieler Schwierigkeiten kam der Diener an Bord und fand die edle Jungfrau mit ihrer kleinen Gesellschaft furchtsam unter dem Verdecke versteckt. Als sie ihn erblickten, baten sie mehrmals mit Thränen um Erbarmen, aber als sie bemerkten, daß sie nicht verstanden wurden, und daß auch sie ihn nicht verstanden, bemühten sie sich, ihr Unglück durch Geberden verständlich zu machen. Nachdem der Diener alles in Augenschein genommen hatte, erzählte er dem Perikone, so gut er konnte, wie es in dem Schiffe aussehe. Dieser ließ alsbald die Damen und das Kostbarste, was man auf dem Schiffe finden konnte, herbeiholen und führte sie auf eines seiner Schlösser, stärkte sie hier durch Speisen und Ruhe und entnahm aus den reichen Geräthen sogleich, daß die Dame, die er gefunden, eine vornehme Dame seyn müsse; auch erkannte er dieß aus der Achtung, mit der ihr alle übrigen Frauen begegneten. Und obgleich die Dame damals sehr blaß und durch die Strapazen

der Seefahrt sehr abgemattet war, so erschienen doch ihre Züge dem Perikone sehr schön, weßhalb er sich sogleich entschloß, sie zu heirathen, im Falle sie noch keinen Mann hätte; jedenfalls aber, wenn er sie nicht zur Gattin haben könnte, sie zu seiner Geliebten zu machen. Perikone war ein Mann von wildem Ansehen und sehr kräftig und, nachdem er einige Tage lang die Dame trefflich hatte bedienen lassen und sie dadurch ganz wieder hergestellt worden war, so bedauerte er, da er sie über alle Maßen schön fand, zwar außerordentlich, daß er sich ihr nicht verständlich machen und deßhalb nicht erfahren könne, wer sie wäre; gleichwohl aber bemühte er sich, von ihrer Schönheit ungemein entzündet, sie durch anmuthiges, verliebtes Benehmen dahin zu bringen, ihm ohne Widerstand seinen Willen zu thun; aber dieß half nichts. Sie lehnte seine Vertraulichkeit durchaus ab und dadurch entzündete sich Perikones Begierde noch weit mehr. Als dieß die Dame sah, entschloß sie sich, nachdem sie einige Tage bei ihm verweilt und aus den Sitten bemerkt hatte, daß sie unter Christen war und an einem Orte, wo es ihr wenig helfen würde, wenn sie sich auch entdeckte, in Betracht, daß sie endlich doch, entweder mit Gewalt oder aus Liebe, den Willen des Perikone thun müsse, heldenmüthig, ihrem Schicksale die Stirne zu bieten. Daher befahl sie ihren Weibern, von denen nur noch drei übrig waren, sie sollten Niemand je offenbaren, wer sie wäre, außer an einem Orte, wo man mit Bestimmtheit hoffen dürfe, befreit zu werden. Außerdem ermahnte sie dieselben, ihre Keuschheit zu bewahren, mit der Versicherung, sie habe sich fest vorgenommen, sich niemals irgend Jemand, außer ihrem Gatten, hinzugeben. Ihre Frauen lobten sie darum und versicherten, sie werden ihren Befehl nach Kräften befolgen. Indessen wurde Perikone von Tag zu Tag mehr

entzündet, zumal da er die Ersehnte und ihm Versagte beständig in seiner Nähe sah, und da er sich überzeugte, daß seine Schmeicheleien ihm nichts nützen, so entschloß er sich, List und Betrug zu Hülfe zu nehmen, und die Gewalt auf das Ende aufzusparen. Und als er einmal bemerkte, daß der Dame der Wein schmeckte, da sie ihn, weil ihr Gesetz ihr denselben verbot, nicht gewohnt war, so entschloß er sich, sie mit Hülfe des Weins, als des Dieners der Venus, zu fangen. Er stellte sich daher, als ob er gar nicht mehr daran dächte, daß sie so spröde gegen ihn war, und veranstaltete eines Abends bei Gelegenheit eines hohen Festes ein treffliches Nachtessen, bei welchem die Dame erschien. Als es hier auf mannigfache Weise fröhlich zuging, befahl er demjenigen, der die Dame bediente, ihr ein Gemisch von verschiedenen Weinen zu geben. Dieß befolgte dieser trefflich, und die Dame, die nichts davon argwöhnte, genoß, vom Wohlgeschmack des Getränks hingerissen, mehr davon, als für ihre Ehrbarkeit gut war. Bald wurde sie, alles vorangegangenen Unglücks vergessend, fröhlich, und als sie einige Weiber nach der Weise in Mallorka tanzen sah, so tanzte sie auf alexandrische Weise. Als dieß Perikone sah, glaubte er seinem Ziele nahe zu seyn; er ließ daher fortwährend Speise und Getränke auftragen und verlängerte das Essen bis tief in die Nacht. Als endlich die Gäste sich entfernt hatten, ging er mit der Dame allein in das Schlafzimmer und diese, zu sehr vom Weine erhitzt, als daß sie auf ihre Sittsamkeit hätte Acht haben können, entkleidete sich ohne alle Schaam vor Perikone, wie wenn dieser eine ihrer Frauen wäre, und ging zu Bette. Perikone zögerte nicht, ihr zu folgen, sondern nachdem er das Licht ausgelöscht hatte, legte er sich sogleich ihr zur Seite, nahm sie in die Arme und fing an, sich verliebt mit

ihr zu unterhalten, ohne daß sie sich im mindesten widersetzt hätte. Als die Dame, die noch nie zuvor erfahren hatte, mit welchem Horne die Männer stoßen, dieß fühlte, reute es sie beinahe, den lockenden Schmeicheleien des Perikone nicht früher nachgegeben zu haben, und jetzt, da sie wußte, zu welch süßen Nächten er sie eingeladen hatte, lud sie sich oft selbst dazu ein, nicht mit Worten, da er diese nicht verstand, sondern durch Handlungen. Aber das Schicksal war nicht zufrieden, sie aus einer Königin zur Geliebten eines Burgherrn zu machen, sondern während sich Perikone und sie so gut unterhielten, bereitete sich ihr ein noch grausameres Liebes-Abenteuer. Perikone hatte einen Bruder von etwa 25 Jahren, schön und frisch wie eine Rose, mit Namen Marato. Dieser fand an ihr außerordentliches Gefallen und aus ihrem Betragen glaubte er schließen zu können, sie habe ihm ihre Gunst geschenkt, und nichts stehe ihm im Wege, seinen Wunsch zu erreichen, als die Strenge, mit welcher Perikone sie bewache. Er kam daher auf einen grausamen Gedanken und auf den Gedanken folgte die frevelhafte That auf dem Fuße. Zufällig lag damals im Hafen der Stadt ein Schiff, das mit Waaren befrachtet und nach Chiarenza in Romanien bestimmt war. Zwei junge Genueser waren Eigenthümer desselben und hatten schon die Segel aufgezogen, um, sobald günstiger Wind käme, abzusegeln. Mit diesen verabredete Marato, ihn und seine Dame in der folgenden Nacht an Bord zu nehmen. Als dieß geschehen war und die Nacht ankam, begab er sich, nachdem er die Maßregeln, die er zu ergreifen hätte, gut überdacht hatte, heimlich mit einigen seiner vertrautesten Freunde, die er sich für seinen Plan ausgesucht hatte, vor das Haus des Perikone, der auf keinen Anfall von ihm gefaßt war, und versteckte sich, der Verabredung

gemäß, in demselben. Nachdem er einen Theil der Nacht darin zugebracht hatte, öffnete er seinen Freunden das Zimmer, in welchem Perikone mit der Dame schlief. Sie ermordeten den Perikone, ergriffen die weinende Dame, indem sie ihr mit dem Tode drohten, wenn sie ein Geräusch mache, nahmen einen großen Theil der Kostbarkeiten des Perikone mit fort, und begaben sich, ohne bemerkt zu werden, unverzüglich an die Küste. Hier bestieg Marato und die Dame sogleich das Schiff; die Freunde kehrten nach Haus zurück und die Seeleute, die guten und frischen Wind hatten, segelten ab. Die Dame weinte bitterlich über ihr erstes, wie über ihr zweites Unglück; aber Marato, mit dem heiligen Cresci in der Hand, den ihm Gott gegeben, tröstete sie so, daß sie Perikone vergaß, sobald sie mit Marato näher bekannt wurde. Schon glaubte sie sich geborgen, als das Schicksal, mit den vorigen Schlägen nicht zufrieden, ihr einen neuen Jammer sandte. Denn da sie, wie wir schon mehrmals gesagt haben, sehr schön war und sehr liebliche Sitten hatte, so verliebten sich die zwei genuesischen Schiffsherrn dergestalt in sie, daß sie alles andere vergaßen, und nur ihr zu dienen und zu gefallen beschloßen. Doch sie hüteten sich wohl, daß Marato nichts bemerkte. Da Einer die Liebe des Andern inne wurde, sprachen sie insgeheim mit einander darüber und kamen überein, sie wollten den Gegenstand ihrer Liebe gemeinschaftlich besitzen, als wenn man die Liebe theilen könnte, wie die Waaren oder den Gewinn. Und da sie bemerkten, daß Marato sie sorgfältig bewache, und sie sich dadurch in ihrem Plane gehemmt sahen, ergriffen sie eines Tags, als das Schiff sehr schnell im Winde ging, und Marato auf dem Hintertheile des Schiffes stand, den günstigen Augenblick, faßten ihn von hinten und stürzten ihn ins Meer; und sie waren schon weiter als eine Meile gesegelt,

ehe nur Jemand bemerkte, daß Marato ins Meer gefallen sey. Als dieß die Dame hörte und kein Mittel sah, ihn zu retten, begann sie aufs Neue zu wehklagen. Aber die zwei Liebenden kamen ihr sogleich zu Hülfe und suchten sie mit süßen Worten und großen Versprechungen, die sie jedoch wenig verstand, zu trösten. Nachdem sie mehrmals lange Gespräche mit ihr gepflogen hatten, schien sie, die nicht sowohl ihren verlornen Mann, als ihr Unglück beweinte, endlich getröstet; und nun beriethen sie sich untereinander, wer von ihnen Beiden sie zuerst in das Schlafgemach führen dürfe. Da nun ein Jeder der Erste seyn wollte und sie darüber nicht einig werden konnten, so begann zuerst ein Zank mit ernsthaften und harten Worten; dadurch zur Wuth gereizt, ergriffen sie ihre Messer, gingen einander wüthend zu Leibe, und da es den Schiffleuten nicht möglich war, sie zu trennen, gaben sie sich mehrere Stiche, von denen der Eine sogleich todt niederfiel, der Andere jedoch blieb mit schweren Wunden am Leben. Dieß mißfiel der Dame sehr, da sie sich hier allein ohne Rath und Beistand befand und sich fürchtete, der Zorn der Eltern und Freunde der zwei Schiffs-Eigenthümer möchte sich an ihr auslassen. Aber die Bitten des Verwundeten und die baldige Ankunft in Chiarenza befreiten sie von der Todesgefahr. Sie stieg mit dem Verwundeten ans Land und da sie mit ihm in einer Herberge wohnte, verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit sogleich durch die Stadt und gelangte zu den Ohren des Fürsten von Morea, der sich damals in Chiarenza befand. Dieser wollte sie daher sehen, und als er sie gesehen und sie ihm noch reizender erschien, als das Gerücht sie geschildert hatte, verliebte er sich plötzlich in sie, und nachdem er gehört, auf welche Weise sie hierher gekommen war, überzeugte er sich, daß er sie für sich erhalten könne; und als die

Verwandten des Verwundeten erfuhren, daß er mit diesem Plane umgehe, überlieferten sie ihm die Dame ungesäumt. Dieß war dem Fürsten außerordentlich lieb und ebenso der Dame, weil sie dadurch einer großen Gefahr entgangen zu seyn glaubte. Als der Fürst sah, daß sie außer ihrer Schönheit auch noch mit königlichen Sitten geziert war, hielt er sie (da er über ihre Abkunft nichts Näheres erfahren konnte) wenigstens für eine vornehme Dame. Dadurch verdoppelte sich seine Liebe zu ihr und er hielt sie sehr ehrenvoll, nicht wie eine Maitresse, sondern wie seine Gemahlin. Da nun die Dame in Rücksicht auf ihr erlittenes Ungemach und auf ihre jetzige gute Lage, bald getröstet und heiter wurde, so blühte in kurzer Zeit ihre Schönheit dergestalt, daß man in ganz Romanien von nichts Anderm mehr sprach. Dadurch wurde der Herzog von Athen, ein junger, schöner, tapferer Mann, und Freund und Verwandter des Fürsten, neugierig, sie zu sehen, und unter dem Vorwande eines Besuchs, den er hie und da zu machen pflegte, kam er mit einem schönen, ansehnlichen Gefolge nach Chiarenza, wo er ehrenvoll und mit großer Festlichkeit empfangen wurde. Als sie nach einigen Tagen in ihren Gesprächen auch auf die Schönheit dieser Dame zu reden kamen, fragte ihn der Herzog, ob sie denn wirklich so außerordentlich schön sey, wie man sage. Hierauf antwortete der Fürst: „Noch viel mehr. Aber hierüber sollst du nicht meinen Worten, sondern deinen eigenen Augen glauben." Als nun der Herzog deßhalb in den Fürsten drang, gingen sie mit einander zu der Dame, die, weil sie ihre Ankunft zuvor vernommen hatte, sie sehr höflich und freundlich empfing. Sie mußte zwischen Beiden Platz nehmen, und da sie sich nicht in Gesprächen mit ihr unterhalten konnten, weil sie wenig oder nichts von dieser Sprache verstand, so betrachteten sie sie nur

wie ein Wunderwesen, und besonders der Herzog, der kaum glauben konnte, sie sey ein sterbliches Geschöpf; und da er in ihre Anschauung versenkt, ohne es zu bemerken, mit seinen Augen das Gift der Liebe einsaugte, verwickelte er sich, während er sie nur mit Wohlgefallen zu betrachten glaubte, tief in die Netze einer glühenden Leidenschaft. Als er sie in Gemeinschaft mit dem Fürsten verlassen und Zeit hatte, bei sich darüber nachzudenken, mußte er den Fürsten für den glücklichsten Menschen halten, weil er etwas so Schönes in seinem Besitz hätte, und nach vielen und mannigfaltigen Gedanken beschloß er, mehr seine feurige Liebe, als seine Rechtschaffenheit zu Rathe ziehend, dem Fürsten, was auch daraus entstehen möge, sein Glück zu rauben und es sich selbst zuzueignen. Und da ihn seine Leidenschaft zur Eile antrieb, setzte er alle Vernunft und Rechtlichkeit bei Seite und dachte nur auf List und Betrug, und ließ eines Tags, gemäß seiner boshaften Verabredung mit einem vertrauten Kammerdiener des Fürsten, der Ciuriaci hieß, in der Stille alle seine Pferde und sein Gepäck in Bereitschaft setzen und in der Nacht wurde er mit einem seiner Begleiter von dem genannten Ciuriaci leise in das Schlafzimmer des Fürsten geführt, der, während die Dame schlief, wegen der großen Hitze ganz nackt an einem Fenster stand, das gegen das Meer hinausging, um ein Lüftchen einzuathmen, das von der See her wehte. Da der Herzog seinem Begleiter genau mitgetheilt hatte, wie er sich zu benehmen habe, so schlich er selbst leise durch das Gemach bis zu dem Fenster, versetzte dem Fürsten einen Stich in die Lenden, der den ganzen Leib durchbohrte, faßte ihn hierauf und stürzte ihn zu dem Fenster hinaus. Der Palast stand am Meere und war sehr hoch und unter dem Fenster, an welchem der Fürst gestanden war, lagen einige Häuser, die durch die Gewalt

des Meeres eingestürzt worden waren und deßhalb selten oder niemals von Jemand besucht wurden. Daher geschah es, wie der Herzog vorausgesehen hatte, daß der Fall des Fürsten von Niemand gesehen wurde, noch gesehen werden konnte. Als der Begleiter des Herzogs dieß geschehen sah, nahm er alsbald einen eigens dazu mitgebrachten Strick aus der Tasche, den er unter dem Scheine, den Ciuriaci liebkosen zu wollen, ihm über den Hals warf und so stark zuzog, daß Ciuriaci keinen Lärmen machen konnte. Als nun der Herzog hinzugekommen war, erdrosselten sie ihn und warfen ihn ebendahin, wo sie den Fürsten hinabgeworfen hatten. Nachdem sie sich vollkommen davon überzeugt, daß weder die Dame, noch irgend Jemand etwas bemerkt, nahm der Herzog ein Licht in die Hand, trat an das Bett und deckte leise die Dame auf, die ganz fest schlief, betrachtete sie und pries sie im Stillen außerordentlich, und wenn sie gleich ihm in Kleidern schon gefallen hatte, so gefiel sie ihm nackt über alle Vergleichung. Dadurch noch mehr entzündet, legte er sich, nicht zurückgehalten von der Scheue über sein eben begangenes Verbrechen, mit noch blutigen Händen ihr zur Seite und umarmte sie, die ganz schlaftrunken war und glaubte, es sey der Fürst. Nachdem er jedoch eine Zeitlang sich herrlich mit ihr unterhalten hatte, erhob er sich, ließ einige seiner Leute kommen, welche die Dame auf eine Weise ergreifen mußten, daß sie keinen Lärmen machen konnte. Alsdann ließ er sie durch die geheime Thüre, durch welche er hereingetreten war, hinausführen, setzte sie auf ein Pferd und machte sich, so still er konnte, mit allen seinen Leuten auf den Weg nach Athen. Da er jedoch eine Gemahlin hatte, so brachte er die bekümmerte Dame auf ein Lustschloß am Meere, hielt sie hier versteckt und versah sie mit allem Nöthigen.

Am folgenden Morgen hatten die Hofleute des Fürsten bis neun Uhr gewartet, daß er aufstehen sollte. Da sie jedoch nichts hörten, öffneten sie die Thüre des Gemachs, die nicht geschlossen war, und fanden hier Niemand. Daher glaubten sie, der Fürst habe heimlich eine kleine Reise gemacht, um sich irgendwo einige Tage mit seiner schönen Dame zu vergnügen und machten sich daher keine weitere Sorge. Unterdessen begab es sich, daß am folgenden Tage ein Wahnsinniger zwischen den Trümmern umherging, zwischen denen die Körper des Fürsten und des Ciuriaci lagen, den Letztern am Stricke hervorzog und damit in den Straßen herumlief. Dieser wurde von Weibern mit Erstaunen erkannt. Mit Schmeicheleien brachten sie den Wahnsinnigen dazu, sie dahin zu führen, wo er den Leichnam hervorgezogen, und hier fanden sie zum großen Leidwesen der ganzen Stadt auch den Leichnam des Fürsten und begruben ihn ehrenvoll. Und als man nach den Thätern eines so großen Verbrechens forschte und entdeckte, daß der Herzog von Athen nicht mehr hier sey, sondern sich heimlich davon gemacht habe, so glaubte man, wie es denn auch der Fall war, daß er die That gethan und die Dame mit sich fort genommen habe. Nachdem sie daher einen Bruder des getödteten Fürsten auf den Thron gerufen hatten, trieben sie ihn aus allen Kräften zur Rache an und dieser, der noch durch mehrere andere Umstände sich überzeugt hatte, daß die Sache so sey, wie sich die Leute vorstellten, rief seine Freunde, Verwandte und Unterthanen aus allen Gegenden auf, brachte in kurzer Zeit ein schönes, großes und mächtiges Heer zusammen und rüstete sich zum Kriege gegen den Herzog von Athen. Als der Herzog dieses hörte, rüstete er sich ebenfalls, so gut er konnte, zu seiner Vertheidigung, und viele Edelleute kamen ihm zu

Hülfe, unter anderm sandte ihm der Kaiser von Konstantinopel seinen Sohn Constantius und seinen Neffen Emanuel. Diese wurden von dem Herzog ehrenvoll empfangen und noch weit mehr von der Herzogin, die die Schwester des Constantius war. Als der Krieg immer näher herankam, ergriff die Herzogin einst den günstigen Zeitpunkt und ließ Beide auf ihr Zimmer kommen. Hier erzählte sie ihnen unter vielen Thränen die ganze Geschichte und die Veranlassung des Kriegs, beklagte sich über den Schimpf, den ihr der Herzog angethan habe, indem er heimlich ein Frauenzimmer unterhalten, und bat sie unter vielen Klagen, sie möchten doch zur Ehre des Herzogs und zu ihrem Troste irgend einen Ausweg finden, der ihnen der beste scheine. Die jungen Männer wußten die ganze Geschichte, wie sie sich begeben hatte, daher trösteten sie, so gut sie konnten, die Herzogin, ohne weitere Fragen zu stellen, hießen sie gutes Muths seyn, und nachdem sie ihnen den Aufenthaltsort der Dame angezeigt hatte, entfernten sie sich; und da sie die wunderbare Schönheit der Dame schon oft hatten rühmen hören, wünschten sie dieselbe zu sehen und baten den Herzog, er möchte sie ihnen zeigen. Dieser, ohne zu bedenken, welches das Schicksal des Fürsten gewesen, nachdem er ihm die Dame gezeigt hatte, versprach, es zu thun; er ließ in einem herrlichen Garten auf dem Landgute, auf welchem die Dame sich aufhielt, ein prächtiges Mittagessen bereiten und begab sich mit seinen Verwandten und wenigen andern Begleitern am folgenden Morgen dorthin. Als Constantius neben ihr saß, betrachtete er sie voll Verwunderung, indem er sich gestand, noch niemals ein so schönes Wesen gesehen zu haben, und sowohl der Herzog, als jeder Andere, verdiene Entschuldigung, wenn er, um etwas so Schönes zu besitzen, einen Verrath oder irgend eine

andere unziemliche That begehe. Und als er sie lange mit Erstaunen betrachtet hatte, und sie ihm immer besser gefiel, ging es ihm gerade so, wie es dem Herzog gegangen war. Ganz verliebt verließ er sie und, ohne mehr an den Krieg zu denken, dachte er nur darauf, wie er sie dem Herzog entreißen könne. Doch verbarg er seine Liebe sorgfältig vor Jedermann. Während er jedoch in dieser Leidenschaft verstrickt war, kam die Zeit, wo man dem Fürsten entgegen rücken mußte, der sich schon dem Gebiete des Herzogs näherte. Daher brach der Herzog, Constantius und alle Uebrigen, ihrem Plane gemäß, von Athen auf, und nahmen ihre Stellung an den Gränzen ein, um dem Fürsten das Eindringen zu verwehren. Während sie hier mehrere Tage verweilten, überlegte Constantius, dessen Gedanken beständig bei der Dame waren, daß er jetzt, während der Herzog nicht in der Nähe sey, seinen Zweck am besten erreichen könne. Um daher einen Grund zu haben, nach Athen zurückzukehren, stellte er sich sehr unpäßlich, worauf er mit der Erlaubniß des Herzogs, nachdem sein Kommando dem Emanuel übertragen worden war, nach Athen zu seiner Schwester zurückkehrte. Als er sich hier einige Tage nachher mit der Herzogin in ein Gespräch eingelassen hatte über den Schimpf, den ihr der Herzog anthue mit dem Frauenzimmer, das er unterhalte, sagte er ihr: „wenn es ihr Wunsch sey, so wolle er der Sache schon abhelfen und das Frauenzimmer entführen lassen.“ Die Herzogin, die der Meinung war, Constantius thue dieß aus Liebe zu ihr, und nicht aus Liebe zu der Dame, sagte: „sie sey es zufrieden, unter der Bedingung jedoch, daß der Plan so ausgeführt werde, daß der Herzog nie erfahre, sie habe um die Sache gewußt.“ Dieß versprach ihr Constantius feierlich und die Herzogin gab nun ihre Einwilligung dazu. Constantius ließ jetzt in der Stille

ein leichtes Fahrzeug bewaffnen und ließ dieß eines Abends in der Nähe des Gartens, in welchem die Dame wohnte, vor Anker legen, nachdem er den Schiffsleuten ihre Vorschriften ertheilt hatte. Hierauf ging er mit Andern in den Palast der Dame, wo er von den Dienstleuten daselbst und auch von der Dame freundlich empfangen wurde. Auf seine Bitten ging sie mit ihm, von ihren Dienern und den Leuten des Constantius begleitet, in den Garten; und wie wenn er mit der Dame im Namen des Herzogs zu sprechen hätte, ging er mit ihr allein an eine Thüre, die auf das Meer hinaus führte. Diese war von einem seiner Leute schon geöffnet. Auf ein gegebenes Zeichen kam das Fahrzeug heran. Er ließ die Dame ergreifen, auf das Schiffchen bringen und zu ihrer Dienerschaft gewendet, rief er: „Keiner rühre sich oder mache einen Lärmen, wenn er nicht sterben will; denn ich will nicht dem Herzog ein Weib rauben, sondern die Schande wegnehmen, die er meiner Schwester anthut.“ Niemand wagte hierauf zu antworten. Daher bestieg Constantius mit den Seinigen das Schiffchen, trat zu der weinenden Dame und befahl, abzustoßen. Beinahe fliegend kamen sie schon am Morgen des folgenden Tages in Aegina an, stiegen ans Land, ruhten aus und Constantius vergnügte sich in den Armen der Dame, die ihre unglückliche Schönheit beseufzte. Hierauf bestiegen sie wieder ihr Fahrzeug und kamen in wenigen Tagen nach Chios und hier wollte Constantius, als an einem sichern Orte, bleiben, aus Furcht, sein Vater möchte ihm Vorwürfe machen und ihm die geraubte Dame wieder nehmen. Mehrere Tage lang beweinte die schöne Dame ihr Mißgeschick; doch ließ sie sich endlich von Constantius trösten und sich gefallen, was das Schicksal ihr zugeführt hatte. Während dieser Vorfälle war Usbek, damals Sultan der Türken,

der in beständigem Kriege mit dem Kaiser lebte, nach Smyrna gekommen, und als er daselbst hörte, daß Constantius mit einem geraubten Mädchen, ohne alle Vorsicht, in Chios ein üppiges Leben führe, segelte er in einer Nacht mit einigen bewaffneten Fahrzeugen dahin ab, setzte seine Mannschaft in der Stille ans Land, überraschte Viele in ihren Betten, ehe sie nur merkten, daß Feinde da seyen und machte Einige, die zu den Waffen gelaufen waren, nieder. Hierauf brannte er Alles ab, ließ die Beute und die Gefangenen auf die Schiffe bringen und kehrte nach Smyrna zurück. Hier fand Usbek, der ein junger Mann war, unter seiner Beute auch die schöne Dame und hörte, daß sie bei Constantius schlafend im Bette gefunden und ergriffen worden sey. Er machte sie ungesäumt zu seiner Gemahlin, feierte die Hochzeit und lebte mehrere Monate fröhlich mit ihr.

Der Kaiser, der schon, ehe dieses geschehen war, mit Bassano, dem König von Kappadocien, Unterhandlungen gepflogen hatte, daß dieser den Usbek mit seinem Heere auf der einen Seite anfallen sollte, während er ihn von der andern angreifen würde, der jedoch nicht ganz einig mit ihm geworden war, weil er auf einige Forderungen des Bassano, die ihm zu hart schienen, nicht hatte eingehen wollen, willigte jetzt, als er hörte, was seinem Sohne begegnet war, vom Schmerz getrieben, in alle Forderungen des Königs von Kappadocien, drang in ihn, Usbek mit aller Macht zu bekämpfen und rüstete sich, ihm von der andern Seite zu Leibe zu gehen. Als Usbek dieses hörte, versammelte er sein Heer und zog, ehe er von diesen zwei mächtigen Fürsten in die Mitte genommen würde, dem König von Kappadocien entgegen, nachdem er seine schöne Dame unter der Aufsicht eines treuen Dieners und Freundes in Smyrna

zurückgelassen hatte. Bald darauf lieferte ihm der König von Kappadocien eine Schlacht, in der Usbek getödtet und sein Heer geschlagen und zerstreut wurde. Hierauf zog der siegreiche Bassano gegen Smyrna und alles Volk unterwarf sich dem Ueberwinder. Der Diener des Usbek, Antiochus, unter dessen Aufsicht die schöne Dame zurückgeblieben war, war zwar schon betagt; als er sie jedoch so schön fand, verliebte er sich in sie, ohne seinem Herrn und Freunde die Treue zu bewahren; und da er ihre Sprache kannte, was ihr sehr angenehm war, da sie schon seit mehreren Jahren wie taubstumm, ohne Jemand zu verstehen, oder von Jemand verstanden zu werden, unter den Menschen hatte leben müssen, so nahm er sich, von Liebe entflammt, nach wenigen Tagen solche Freiheiten heraus, daß sie, ohne an ihren Herrn zu denken, der in den Waffen und in dem Kriege begriffen war, in kurzer Zeit ihre nicht blos freundschaftliche, sondern verliebte Vertraulichkeit so weit trieben, daß sie sich unter der Bettdecke trefflich mit einander unterhielten. Als sie jedoch hörten, daß Usbek besiegt und getödtet worden und Bassano Alles plündere, faßten sie miteinander den Entschluß, den Sieger nicht zu erwarten. Sie bemächtigten sich daher des größten Theils der Güter des Usbek und begaben sich heimlich nach Rhodus. Bald nach ihrer Ankunft daselbst wurde Antiochus todtkrank und da zufällig ein Kaufmann aus Cypern sich bei ihm aufhielt, den er innig liebte und der sein bester Freund war, so entschloß er sich, als er sein Ende herannahen sah, ihm sein Vermögen und seine Dame zu hinterlassen. Er rief daher kurz vor seinem Tode Beide zu sich und sprach: „Ich sehe, daß es mit mir unvermeidlich zu Ende geht, was mich deßhalb schmerzt, weil ich noch nie so gerne lebte, als gerade jetzt; doch in einer Hinsicht sterbe ich sehr zufrieden, denn

ich sehe, daß ich in den Armen von zwei Personen sterbe, die ich mehr liebe, als irgend Jemand auf der Welt, nämlich in deinen Armen, mein theuerster Freund, und in denen dieser Dame, die ich, seit ich sie kenne, mehr als mich selbst geliebt habe. Zwar das fällt mir sehr schwer, daß sie, wenn ich sterbe, hier fremd, ohne Beistand und Rathgeber zurückbleiben wird, aber noch viel schwerer würde es mir fallen, wenn du nicht hier wärest, von dem ich glaube, daß du aus Liebe zu mir ebenso besorgt für sie seyn wirst, als du für mich gewesen wärest. Daher bitte ich dich dringend, du möchtest dir, wenn ich gestorben bin, mein Vermögen und sie empfohlen seyn lassen und mit beiden so schalten, wie du glaubst, daß es meiner Seele Freude macht. Und dich, meine Theuerste, bitte ich, daß du mich nach meinem Tode nicht vergessest, damit ich dort mich rühmen könne, daß ich hier noch von dem schönsten Weibe geliebt sey, das jemals von der Natur gebildet wurde. Wenn ihr Beide mir dieß versprechet, so will ich getröstet sterben." Als sein Freund, der Kaufmann, und die Dame dieß hörten, weinten sie, und nachdem er geendigt hatte, trösteten sie ihn und versprachen ihm, alle seine Bitten treu zu erfüllen, wenn er sterben sollte. Dieß geschah auch bald darauf und er wurde von ihnen ehrenvoll begraben. Wenige Tage darauf, als der Kaufmann aus Cypern sein ganzes Lager in Rhodus verkauft hatte und auf einer catalonischen Galeere nach Cypern zurückkehren wollte, fragte er die schöne Dame, was sie zu thun im Sinne habe, da er nach Cypern zurückkehren müsse. Die Dame antwortete ihm, wenn er es zufrieden sey, so wolle sie gerne mit ihm gehen, in der Hoffnung, er werde sie dem Antiochus zu Liebe wie seine Schwester halten und behandeln. Der Kaufmann versetzte: er werde stets alle ihre Wünsche erfüllen, und

um sie vor allen Beleidigungen, die ihr auf der Reise nach Cypern begegnen könnten, sicher zu stellen, gab er sie für seine Frau aus. Als sie auf das Schiff kamen, wies man ihnen ein kleines Gemach im Hinterschiffe an; und damit ihre Handlungen ihren Worten nicht widersprächen, schlief er mit ihr in einem ziemlich kleinen Bette, weßhalb etwas geschah, an das bei der Abreise von Rhodus weder das Eine, noch das Andere gedacht hatte, nämlich die Dunkelheit, die Bequemlichkeit und die Wärme des Bettes wirkten so mächtig, daß sie ihre Freundschaft und Liebe zu dem verstorbenen Antiochus vergaßen und, von gleicher Lust getrieben, noch vor ihrer Ankunft in Caffa, wo der Cyprier zu Hause war, eine enge Verwandtschaft mit einander stifteten, und nachdem sie in Caffa angelangt waren, blieb sie noch längere Zeit bei dem Kaufmann. Da geschah es, daß zufällig ein angesehener Mann, mit Namen Antigonus, in Geschäften nach Caffa kam. Dieser war schon betagt, aber sehr verständig, übrigens nicht reich, denn er hatte im Dienste des Königs von Cypern Vieles unternommen, worin ihm das Glück nicht günstig gewesen war. Als dieser eines Tages zu einer Zeit, als der Kaufmann aus Cypern mit seinen Waaren nach Armenien gereist war, vor dem Hause, in welchem die schöne Dame wohnte, vorüberging, sah er sie zufällig an einem Fenster des Hauses stehen, und da sie sehr schön war, so betrachtete er sie aufmerksam und es schien ihm, er müßte sie schon einmal gesehen haben; doch konnte er sich auf keine Weise erinnern, wo? Die schöne Dame, die so lange ein Spiel des Schicksals gewesen war, und jetzt dem Ziele ihrer Unglücksfälle sich näherte, erinnerte sich, sobald sie Antigonus gewahr wurde, daß sie ihn zu Alexandrien im Dienste ihres Vaters in großem Ansehen gesehen hätte. Plötzlich faßte sie daher die Hoffnung, mit

seinem Beistande wieder zu königlichen Ehren zu gelangen, und da der Kaufmann nicht zu Hause war, ließ sie den Antigonus so schnell als möglich rufen. Als er vor ihr erschien, fragte sie ihn züchtig, ob er Antigonus von Famagosta wäre, wie sie glaube. Antigonus antwortete ja und sprach: „Meine Dame, mir scheint es, als ob ich Euch kenne, nur will mir nicht einfallen, woher. Deßhalb bitte ich Euch, wenn es Euch nicht mißfällig ist, meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen und mir zu sagen, wer Ihr seyd." Als die Dame hörte, daß er es war, warf sie sich unter vielen Thränen an seinen Hals und fragte ihn, der ganz erstaunt war, ob er sie niemals in Alexandrien gesehen habe. Als Antigonus diese Frage hörte, erkannte er sie augenblicklich als Alaliel, die Tochter des Sultans, die man im Meere umgekommen glaubte. Er wollte ihr die schuldige Ehrerbietung bezeugen, aber sie ließ es nicht zu, sondern hieß ihn zu sich sitzen, und als Antigonus dieß gethan und sie ehrfurchtsvoll gefragt hatte, wie, wann und von wo sie hiehergekommen sey, da man doch in ganz Egypten für gewiß behaupte, sie sey schon vor mehreren Jahren im Meere umgekommen, so antwortete die Dame: „Ich wollte lieber, es wäre dieß geschehen, als daß ich das Leben habe führen müssen, das ich geführt habe, und glaube, mein Vater wird dasselbe wünschen, wenn er es je erfährt." Hierauf brach sie wieder in Thränen aus, daher Antigonus zu ihr sagte: „Meine Dame, verzweifelt nicht eher, als es nöthig ist, sondern erzählt mir eure Schicksale; vielleicht können wir mit Gottes Hülfe der Sache noch eine gute Wendung geben." — „Antigonus," sagte die schöne Dame, „als ich dich sah, so glaubte ich meinen Vater zu sehen, und diese Liebe und Zärtlichkeit, die ich für ihn zu hegen verbunden bin, bewog mich, mich dir zu offenbaren, obgleich ich mich dir

hätte verbergen können. Es gibt wenige Leute, deren Anblick mich so hätte freuen können, als es mich freut, dich vor allen Andern gesehen und erkannt zu haben. Deßhalb will ich dir, wie einem Vater, alles offenbaren, was ich unter allen den harten Schlägen, die mich trafen, verborgen gehalten habe." Hierauf erzählte sie ihm unter beständigen Thränen Alles, was ihr begegnet war, von dem Tage an, als sie bei Mallorka Schiffbruch gelitten hatte, bis zu diesem Augenblick. Antigonus wurde von Mitleid bis zu Thränen gerührt, und nachdem er eine Zeitlang nachgedacht hatte, sprach er: „Meine Dame, da bei Euren Unglücksfällen Eure Abkunft verborgen blieb, so werde ich Euch zuerst Eurem Vater, der Euch alsdann gewiß lieber haben wird als je, und nachher dem König von Algarve als Gattin überbringen." Als sie ihn hierauf gefragt hatte, wie er dieß angreifen wolle, schilderte er ihr genau seinen Plan und damit keine Zeit verloren gehe, reiste er stehenden Fußes nach Famagosta ab, stellte sich dem König vor und sagte: „Gnädiger Herr, wenn es Euch gefällt, könnt Ihr zu gleicher Zeit Euch selbst große Ehre, und mir, der ich durch Euch arm geworden bin, einen großen Nutzen verschaffen, ohne viele Kosten für Euch." — „Auf welche Art?" fragte der König. Hierauf antwortete Antigonus: „Die schöne, junge Tochter des Sultans, die lange für ertrunken galt, ist in Caffa angekommen. Sie hat, um ihre Sittsamkeit zu bewahren, lange großes Ungemach erduldet, befindet sich gegenwärtig in dürftiger Lage und wünscht zu ihrem Vater zurückzukehren. Wenn es Euch gefiele, sie ihm unter meiner Aufsicht zuzuschicken, so würde dieß Euch zu großer Ehre gereichen und mir von großem Vortheil seyn, denn einen solchen Dienst würde der Sultan nie vergessen." Der König, von königlichem Edelsinn getrieben,

antwortete sogleich, er sey bereit. Er ließ sie auf eine ehrenvolle Art nach Famagosta holen, wo sie von ihm und von der Königin mit unglaublicher Feierlichkeit und großer Pracht empfangen wurde. Als sie von dem König und der Königin über ihre Schicksale befragt wurde, antwortete sie nach der Unterweisung des Antigonus. Wenige Tage darauf sandte sie der König auf ihr Begehren mit einem schönen und ansehnlichen Gefolge von Herren und Frauen, unter der Aufsicht des Antigonus, dem Sultan zurück, von dem sie, wie man sich denken kann, mit Antigono und ihrem Gefolge festlich empfangen wurde. Nachdem sie eine Zeitlang ausgeruht hatte, wollte der Sultan erfahren, auf welche Art sie am Leben geblieben sey und wo sie sich so lange aufgehalten habe, ohne daß er etwas von ihr gehört habe. Die Dame, welche die Unterweisung des Antigonus trefflich im Kopf behalten hatte, begann hierauf ihrem Vater folgenden Bericht abzustatten:

„Mein Vater, etwa 20 Tage nach meiner Abreise von Euch wurde unser Schiff an einer abendländischen Küste, in der Nähe eines Ortes, den man Aguamorta nennt, in einer Nacht zertrümmert. Was aus der Mannschaft unsers Schiffes geworden ist, weiß ich nicht und habe es nie erfahren. Nur so viel erinnere ich mich, daß, als ich, nachdem es Tag geworden war, beinahe vom Tode zum Leben erwachte, die Landleute, die das gescheiterte Schiff bemerkt hatten, aus der ganzen Gegend herbeiströmten, um es zu plündern, mich mit zwei meiner Frauen zuerst ans Land setzten, worauf wir von einigen Jünglingen ergriffen wurden, wovon der eine mit dieser, der andere mit jener davon floh. Was aus ihnen geworden ist, habe ich nie erfahren. Ich selbst wurde, trotz dem, daß ich mich nach Kräften wehrte, von zwei Jünglingen ergriffen und an den Haaren

herumgezogen, so daß ich laut weinte. Als sie jedoch auf einer Straße mich gegen einen großen Wald hinschleppten, geschah es, daß vier Männer zu Pferde aus demselben kamen. Kaum wurden die, welche mich schleppten, derselben ansichtig, so ließen sie mich gehen und ergriffen die Flucht. Die vier Männer, die dem Anschein nach angesehene Personen waren, ritten, als sie mich sahen, schnell auf mich zu und fragten mich Vieles; auch sagte ich ihnen viel; aber ich verstand sie nicht und wurde nicht von ihnen verstanden. Nach einer langen Berathung setzten sie mich auf ein Pferd und führten mich in ein Kloster, in welchem nach ihrer Sitte fromme Frauenzimmer wohnen. Was sie auch daselbst gesagt haben mögen, ich wurde von Allen freundlich aufgenommen und stets achtungsvoll behandelt. Nachher habe ich mit großer Andacht mit ihnen dem heiligen Cresci im hohlen Thale meine Verehrung dargebracht, welchem die Frauenzimmer in jener Gegend sehr ergeben sind. Nachdem ich eine Zeitlang bei ihnen geblieben und ihrer Sprache schon einigermaßen kundig war, fragten sie mich, wer und woher ich wäre? Da ich aber wußte, wo ich war und fürchtete, wenn ich die Wahrheit sagte, möchte ich als Feindin ihres Glaubens verstoßen werden, antwortete ich: ich sey die Tochter eines angesehenen Mannes in Cypern, der mich meinem Manne nach Creta habe senden wollen, aber das Schicksal habe uns hieher verschlagen und wir hätten an ihrer Küste Schiffbruch gelitten. Oft und viel habe ich, aus Furcht vor etwas Schlimmerem, ihre religiösen Gebräuche mitgemacht und als die Vornehmste unter diesen Frauen, die sie Aebtissin nennen, mich fragte, ob ich nicht nach Cypern zurückkehren wollte, antwortete ich: es sey dieß mein eifrigster Wunsch. Aber sie, sehr besorgt für meine Ehre, wollte mich Niemand, der nach Cypern reiste, anvertrauen,

bis vor etwa zwei Monaten einige fromme Männer aus Frankreich mit ihren Gattinnen ankamen, von denen eine mit der Aebtissin verwandt war. Als sie hörte, daß diese nach Jerusalem reisten, um das Grab zu besuchen, in welchem Derjenige, den sie für Gott halten, begraben wurde, nachdem er von den Juden getödtet worden war, empfahl sie mich ihnen und bat sie, sie möchten mich meinem Vater in Cypern überbringen. Wenn ich Alles erzählen wollte, welche Ehre mir diese Männer erwiesen, und wie freundlich sie und ihre Gattinnen mich aufnahmen, würde ich noch lange zu berichten haben. Wir bestiegen ein Schiff und kamen nach wenigen Tagen nach Baffo. Da ich hier Niemanden kannte, so wußte ich nicht, was ich den Männern, die mich, nach dem dringenden Wunsche der ehrwürdigen Frau, meinem Vater überliefern wollten, sagen sollte; aber Gott, der wohl Mitleid mit mir hatte, führte, gerade als wir in Baffo ausstiegen, den Antigono an das Ufer. Ich rief ihn sogleich, und um von den Männern oder ihren Gattinnen nicht verstanden zu werden, sagte ich ihm in unserer Sprache, er möchte mich wie seine Tochter empfangen. Er verstand mich sogleich, bezeugte hohe Freude, und bewirthete die Herren und Frauen, so gut es bei seinen dürftigen Umständen möglich war, führte mich zu dem König von Cypern, der mich mit hohen Ehren empfing, und hieher zu Euch zurücksandte, daß ich es Euch nie genug werde rühmen können. Wenn noch Etwas übrig ist, so mag Antigono, der oft meine Schicksale von mir gehört hat, es erzählen."

Hierauf wandte sich Antigono an den Sultan und sprach: „Gnädiger Herr, sie hat Euch, wie ich sowohl von ihr gehört habe, als auch von den edlen Männern und Frauen weiß, mit denen sie gekommen ist, nur einen Umstand verschwiegen, ohne

Zweifel, weil es ihr nicht recht anstehen will, davon selbst zu sprechen; wie viel nämlich die edlen Herrn und Frauen, mit denen sie kam, von dem ehrbaren Leben erzählten, das sie bei den Nonnen geführt, und von ihrer Tugend und ihren lobenswerthen Sitten, und wie die Männer und Frauen geweint haben, als sie von ihr Abschied nahmen. Wenn ich Euch Alles dieß erzählen wollte, würde der heutige Tag und diese Nacht nicht hinreichen; nur das muß ich noch sagen, daß nach dem, was ich von jenen Leuten gehört und selbst gesehen habe, ich sie Euch rühmen durfte, die schönste, sittsamste und vortrefflichste Tochter zu haben, die heut zu Tage ein gekröntes Haupt hat." Darüber freute sich der Sultan außerordentlich, und bat mehrere Male Gott, er möchte ihm die Gnade gewähren, daß er einem Jeden, der seiner Tochter eine Ehre angethan hätte, nach seinem Verdienst vergelten könnte, besonders aber dem König von Cypern, der sie ihm mit solchen Ehren zurückgesandt hatte. Nach einigen Tagen, als er dem Antigono herrliche Geschenke hatte bereiten lassen, beurlaubte er ihn nach Cypern, und gab ihm nicht blos Briefe mit, in denen er dem König für das, was er an seiner Tochter gethan habe, seinen Dank abstattete, sondern auch besondere Botschafter mit demselben Auftrage an den König. Hierauf wollte er auch sein angefangenes Werk vollenden, nämlich seine Tochter mit dem König von Algarve zu vermählen; daher schrieb er ihm Alles, und außerdem auch dieß, wenn er sie haben wolle, so möchte er sie holen lassen. Darüber freute sich der König von Algarve ungemein; er ließ sie ehrenvoll abholen, empfing sie freundlich, und sie, die bei acht Männern vielleicht zehntausendmal geschlafen hatte, legte sich ihm als reine Jungfrau zur Seite, machte ihn auch glauben, sie sey es und lebte als Königin

lange Zeit sehr vergnügt mit ihm. Deßhalb sagt das Sprüchwort: „Geküßter Mund wird nicht wund; sondern er verjüngt sich, wie der Mond.“

Achte Novelle.

Der Graf von Angers wird fälschlich angeklagt, geht in die Verbannung und läßt seine beiden Söhne an verschiedenen Orten in England zurück; als er unerkannt nach Schottland zurückkehrt, findet er sie in glücklicher Lage. Als Knecht kommt er in das Heer des Königs von Frankreich; und nachdem seine Unschuld erkannt worden ist, wird sein früheres Ansehen wieder hergestellt.

Die Damen seufzten hin und wieder bei den Abenteuern der schönen Dame; aber wer weiß, warum sie seufzten, vielleicht nicht weniger aus Lust nach ebenso vielen Heirathen, als aus Mitleid mit jener Dame. Dem sey, wie ihm wolle, die letzten Worte des Pamphilo erregten allgemeine Heiterkeit, und als die Königin sah, daß seine Erzählung zu Ende sey, gebot sie der Elisa, fortzufahren. Diese begann mit heiterer Miene folgendermaßen:

Es ist ein sehr weites Feld, auf dem wir uns heute ergehen und Jedermann wäre im Stande, auf dieser Rennbahn

nicht blos einmal, sondern zehnmal sich herumzutummeln; so reich ist das Schicksal an seltsamen und empfindlichen Streichen. Daher will ich Euch aus der unendlichen Anzahl von Beispielen folgende Geschichte erzählen:

Als das römische Reich von den Franzosen auf die Deutschen kam, entstand zwischen beiden Nationen eine heftige Feindschaft und ein unerbittlicher, andauernder Krieg, weßhalb der König von Frankreich und sein Sohn, theils um ihr Land zu vertheidigen, theils um das feindliche anzugreifen, die ganze Macht seines Reiches und auch die seiner Freunde und Verwandten aufboten und ein ungeheures Heer gegen ihre Feinde ins Feld stellten. Ehe sie noch ausrückten, stellten sie, um ihr Reich nicht ohne Regenten zu lassen, Gautier, Graf von Angers, den sie als einen edlen und verständigen Mann und als ihren treuen Freund und Diener kannten, und der zwar auch in der Kriegskunst sehr erfahren war, den sie aber doch für die Geschäfte des Friedens tauglicher hielten, als für die Strapazen des Krieges, an ihrer Stelle zum Reichsverweser von ganz Frankreich auf und machten sich dann auf den Weg. Gautier trat das ihm anvertraute Amt mit Verstand und Eifer an und besprach sich über Alles mit der Königin und ihrer Schwiegertochter. Denn obgleich sie unter seinem Schutz und unter seiner Aufsicht zurückgelassen worden waren, ehrte er sie gleichwohl als seine Gebieterinnen und Vorgesetzten. Dieser Gautier war sehr schön von Person, etwa 40 Jahre alt, und hatte so feine und anmuthige Sitten, als nur ein Edelmann haben konnte. Außerdem war er der artigste und zierlichste Cavalier, den es zu jener Zeit gab, und hielt sehr viel auf äußern Schmuck. Nun geschah es, daß während der König von Frankreich und sein Sohn in jenem Kriege waren, die Gattin Gautiers starb und ihm zwei kleine

Kinder, einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Da er nun am Hofe der genannten Damen beinahe beständig lebte und mit ihnen oft über Staatsangelegenheiten sich berieth, warf die Gattin des Kronprinzen ihre Augen auf ihn und, indem sie mit großem Wohlgefallen seine Person und seine Sitten betrachtete, wurde sie heimlich von glühender Liebe entzündet und da sie wußte, daß sie noch jung und schön war und Gautier keine Frau hatte, so dachte sie, er werde ihren Wunsch gerne erfüllen. In der Meinung also, daß der Erfüllung derselben nichts im Wege stehe als die Scham, entschloß sie sich, diese zu verbannen und ihre Wünsche ihm zu offenbaren. Als sie sich daher einst allein sah und dieß ihr der rechte Zeitpunkt schien, sandte sie nach ihm, wie wenn sie über andere Angelegenheiten mit ihm zu sprechen hätte. Der Graf, dessen Gedanken von denen der Dame weit entfernt waren, ging ohne Verzug zu ihr. Ihrem Willen gemäß setzte er sich in einem Gemache, in welchem sie ganz allein waren, zu ihr auf ein Ruhebett und nachdem sie der Graf schon zweimal um den Grund gefragt hatte, warum sie ihn hätte holen lassen und sie immer geschwiegen hatte, begann sie endlich, von Liebe getrieben, ganz roth vor Scham, weinend und zitternd folgendermaßen zu sprechen: „Lieber, guter Freund und Herr, als verständiger Mann könnt ihr leicht ermessen, wie groß die Schwachheit sowohl der Männer als der Frauen ist und zwar aus verschiedenen Gründen, bei der einen größer, bei der andern kleiner. Daher kann vor einem gerechten Richter das nämliche Vergehen bei Personen von verschiedenem Temperament nicht die nämliche Strafe verdienen. Wer könnte wohl behaupten, daß ein armer Mann oder eine arme Frau, die nur mit Mühe und Anstrengung das, was sie nöthig haben, verdienen, nicht mehr Strafe verdienen, wenn

sie, von Liebe entflammt, ihren Trieben sich hingeben, als eine reiche und müßige Dame, die alle ihre Wünsche leicht befriedigen kann. Gewiß Niemand. Deßhalb glaube ich, daß die genannten Dinge Diejenige, welche in ihrem Besitze ist, sehr entschuldigen müssen, wenn sie sich zur Liebe verleiten läßt; und das, was noch von Schuld übrig bleibt, muß durch die Wahl eines verständigen und würdigen Liebhabers gerechtfertigt werden. Da, wie ich glaube, diese beiden Umstände sich bei mir vereinigen, und zudem noch andere Gründe hinzukommen, die mich zur Liebe bewegen müssen, z. B. die Jugend und die Entfernung meines Gemahls, so müssen diese mir in Euren Augen zur Entschuldigung dienen, und meine feurige Liebe verzeihlich machen. Wenn diese Gründe nun das Gewicht bei Euch haben, das sie bei verständigen Menschen haben müssen, so bitte ich Euch, mir mein Verlangen zu erfüllen. Ich gestehe, daß ich bei der Entfernung meines Gatten der fleischlichen Begierden mich nicht habe erwehren und der Gewalt der Liebe nicht habe widerstehen können, die so gewaltig ist, daß die stärksten Männer schon oft besiegt wurden und alle Tage besiegt werden, geschweige denn die schwachen Frauen; und da ich in Bequemlichkeit und Muße lebe, so habe ich mich verleiten lassen, an die Freuden der Zärtlichkeit zu denken und mich zu verlieben. Obgleich ich wohl weiß, daß so etwas, wenn es bekannt würde, unziemlich wäre, so halte ich es doch keineswegs für unehrbar, wenn es verborgen bleibt; auch war mir die Liebe so günstig, daß sie mir nicht bloß die nöthige Einsicht in der Wahl eines Liebhabers nicht geraubt, sondern sie vielmehr in hohem Grade verliehen hat, indem sie mir Euch zeigte, der würdig ist, von einer Dame, wie ich, geliebt zu werden. Denn wenn mich mein Urtheil nicht täuscht, so sehe ich in Euch den schönsten,

artigsten, anmuthigsten und verständigsten Cavalier, den man im Königreich Frankreich finden kann; und gleich wie ich sagen kann, daß ich ohne Mann bin, so seyd auch Ihr ohne Gattin; deßhalb bitte ich Euch bei der Liebe, die ich für Euch hege, daß Ihr mir die Eurige nicht versaget, daß Ihr Mitleid haben möget mit meiner Jugend, die sich in Wahrheit um Euretwillen verzehrt wie das Eis am Feuer." Bei diesen Worten strömten ihre Thränen so reichlich, daß sie, die noch mehr Bitten an ihn zu richten gesonnen war, nicht mehr weiter sprechen konnte, sondern mit niedergeschlagenen Augen, beinahe ohnmächtig, unter Thränen dem Grafen an die Brust sank. Der Graf, der ein sehr rechtschaffener Ritter war, fing an, diese thörichte Liebe streng zu tadeln; er stieß sie, als sie ihn umarmen wollte, zurück, und betheuerte mit Schwüren, daß er sich lieber vertheilen lassen wollte, ehe er sich oder einem Andern ein solches Vergehen wider die Ehre seines Gebieters gestatten würde. Als die Dame dieses hörte, vergaß sie plötzlich ihre Liebe und rief, von wilder Wuth entzündet: „So wollt Ihr, unwürdiger Ritter, meine Wünsche verspotten? Das wolle Gott nicht, daß ich Euch, die Ihr mich sterben lassen wollt, nicht zuvor tödten oder aus der Welt verbannen ließe." Mit diesen Worten fuhr sie mit den Händen in ihre Haare, verwirrte und zerraufte sie, riß ihre Kleider von der Brust und rief laut: „Zu Hülfe! zu Hülfe! Der Graf von Angers will mir Gewalt anthun!" Als der Graf dieses sah, und wohl bedachte, daß der Neid der Hofleute mächtiger seyn werde, als sein gutes Gewissen, und man der Bosheit der Dame mehr Glauben schenken werde als seiner Unschuld, verließ er so schnell als möglich das Gemach und den Palast, floh nach Hause, setzte, ohne weitere Maßregeln zu ergreifen, seine Kinder zu Pferd, bestieg sein Roß und ritt so schnell als

möglich nach Calais. Auf den Lärmen der Dame liefen Viele herbei und als sie die Prinzessin sahen und den Grund ihres Geschreies hörten, schenkten sie nicht blos ihren Worten Glauben, sondern sie setzten noch hinzu, der Graf habe seit langer Zeit sich blos deßhalb so anmuthig und zierlich benommen, um diesen Zweck zu erreichen. Man lief daher voll Wuth in die Häuser des Grafen, um ihn festzunehmen. Als man ihn jedoch nicht fand, raubten sie zuerst alles daraus, und dann rißen sie dieselben bis auf den Grund nieder. Die Nachricht kam in ihrer häßlichen Gestalt auch dem König und seinem Sohne zu Ohren, die, darüber erzürnt, den Grafen und seine Nachkommen zu ewiger Verbannung verurtheilten und große Geschenke versprachen, wenn Jemand den Grafen lebendig oder todt liefern würde. Der Graf, bekümmert, daß seine Flucht ihn, den Unschuldigen, zum Schuldigen mache, kam, ohne sich zu erkennen zu geben oder erkannt zu werden, mit seinen Kindern nach Calais, setzte sogleich nach England über und wanderte in armseliger Kleidung nach London. Ehe er hier ankam, unterwies er seine zwei kleinen Kinder weitläufig und hauptsächlich in zwei Dingen, erstens daß sie die Armuth, in die das Schicksal ohne ihr Verschulden sie gesetzt hatte, geduldig ertragen möchten, zweitens daß sie mit aller Vorsicht sich hüten sollten, Jemanden zu entdecken, woher sie wären und wer ihr Vater sey, wenn sie ihr Leben lieb hätten. Der Knabe, mit Namen Louis, war etwa 9 Jahre alt und das Mädchen, welche Violante hieß, etwa 6 Jahre; diese begriffen, so weit es in ihrem zarten Alter möglich war, die Unterweisung ihres Vaters recht gut und zeigten dieß später durch die That. Damit ihnen dieß leichter würde, hielt er es für gut, ihre Namen zu verändern. Er nannte daher seinen Knaben Pierrot und das Mädchen

Jeannette. Da sie in armseliger Kleidung nach London gekommen waren, so gingen sie nach Art der französischen Bettler umher und baten um Almosen. Als sie nun einst eines Morgens in dieser Absicht bei einer Kirche standen, geschah es, daß eine vornehme Dame, die Gattin eines Marschalls des Königs von England, aus der Kirche kam und den Grafen mit seinen zwei Kindern bemerkte, die um Almosen baten. Sie fragte ihn, woher er sey und ob diese Kinder ihm gehören. Er antwortete: er sey aus der Picardie und habe wegen einer Missethat seines ältesten Sohnes, der ein ruchloser Mensch sey, mit seinen zwei andern Kindern flüchtig werden müssen. Die mitleidige Dame richtete ihre Augen auf das Mädchen und betrachtete es mit Wohlgefallen, weil es schön, edel und einnehmend war. „Guter Mann, wenn du es zufrieden bist, mir diese deine Tochter zu überlassen, so will ich sie, weil sie mir wohlgefällt, gerne zu mir nehmen, und wenn sie sich gut anläßt, so werde ich sie zu rechter Zeit anständig verheirathen." Dem Grafen gefiel dieses Anerbieten sehr und er sagte sogleich zu, gab ihr das Mädchen unter Thränen und empfahl es ihr dringend. Nachdem er das Mädchen so untergebracht und sich wohl erkundigt hatte, bei wem, entschloß er sich, nicht mehr länger hier zu verweilen. Er durchzog, um Almosen bittend, die Insel, und gelangte mit Pierrot nach Wales, nicht ohne große Anstrengung, weil er an Fußreisen nicht gewöhnt war. Hier lebte ein anderer Marschall des Königs, der einen großen Hofstaat und eine starke Dienerschaft hielt; in dessen Palast kam der Graf und sein Sohn einigemal, um ein Mittagessen zu erbitten. Da sich hier ein kleiner Sohn des Marschalls und andere Kinder von Edelleuten befanden, die oft kindische Uebungen im Laufen und Tanzen machten, mischte sich Pierrot unter sie

und zeigte sich so gewandt, daß er die übrigen immer übertraf. Als der Marschall dieses einst bemerkte und ihm der Anstand und die Sitten des Knaben gefielen, fragte er, wer er sey. Man sagte ihm, er sey der Sohn eines armen Mannes, der zuweilen hereinkomme, um ein Almosen zu erbitten, worauf der Marschall ihn um den Knaben ersuchen ließ, und der Graf, der Gott gerade darum gebeten hatte, gab ihn ihm gerne, so schwer ihm auch die Trennung von seinem Sohne wurde. Als nun der Graf seinen Sohn und seine Tochter untergebracht sah, wollte er nicht mehr länger in England bleiben, sondern begab sich, so schnell er konnte, nach Irland. Und als er nach Stamford gekommen war, trat er in Dienste bei einem Edelmann auf dem Lande, verrichtete hier Alles, was ein Knappe verrichten muß und blieb unerkannt hier lange Zeit in einem beschwerlichen und anstrengenden Dienste.

Violante, unter dem Namen Jeannette, nahm bei der vornehmen Dame in London an Jahren, Wachsthum und Schönheit zu, und stand bei der Dame, bei ihrem Gemahl, bei allen Bewohnern des Hauses und bei Allen, die sie kannten, in solcher Gunst, daß es wunderbar anzusehen war, und wer ihre Sitten und ihr Benehmen beobachtete, mußte gestehen, daß sie der höchsten Ehre und des höchsten Glückes würdig war. Deßhalb hatte sich die Dame, die sie von ihrem Vater empfangen hatte, über den sie jedoch nichts anders erfuhr, als was er ihr selbst gesagt, entschlossen, sie so anständig zu verheirathen, wie es ihrem wahrscheinlichen Stande angemessen wäre. Aber Gott, der einem Jeden nach seinem Verdienste vergilt, und wußte, daß das Mädchen eine vornehme Jungfrau war und ohne eigene Schuld für fremde Sünden büßte, lenkte es anders, und man muß annehmen, daß das, was geschah, durch

seine Gnade herbeigeführt wurde, damit die edle Jungfrau nicht in die Hand eines gemeinen Mannes kommen möge. Die vornehme Dame, bei welcher Jeannette sich aufhielt, hatte von ihrem Gemahl einen einzigen Sohn, den sowohl sie als sein Vater außerordentlich liebten, theils weil er ihr Sohn war, theils weil er es durch seine Tugenden und Vorzüge verdiente, denn er war mehr als irgend Einer edel, bieder, tapfer und schön. Dieser Jüngling, der etwa sechs Jahre älter als Jeannette war, verliebte sich dergestalt in die schöne und anmuthige Jungfrau, daß er nichts mehr sah, als nur sie. Da er jedoch glaubte, sie sey von niederem Stande, wagte er es nicht nur nicht, sie sich von seinen Eltern zur Gattin zu erbitten, sondern aus Furcht, er möchte wegen seiner niedern Liebe hart getadelt werden, verbarg er seine Neigung, so sorgfältig er konnte, wodurch er noch mehr entflammt wurde, als wenn er sich geoffenbart hätte. So geschah es, daß er aus übermäßigem Schmerze schwer erkrankte und die zu seiner Heilung herbeigerufenen Aerzte, die ein Symptom nach dem andern beobachtet hatten und aus der Krankheit nicht klug werden konnten, verzweifelten Alle an seinem Aufkommen, worüber die Eltern des Jünglings sich so sehr grämten, daß man sich keinen größern Kummer vorstellen kann. Oft befragten sie ihn mit liebreichen Worten um die Ursache seiner Krankheit, aber er antwortete ihnen nur mit Seufzern, oder sagte er, er fühle, daß er innerlich sich verzehre. Da geschah es eines Tages, daß, während ein noch junger Arzt, der aber in seiner Wissenschaft tiefe Kenntnisse besaß, an seiner Seite saß und ihn an dem Theile des Armes hielt, wo man den Puls fühlt, Jeannette, die aus Liebe zu seiner Mutter ihn sorgfältig pflegte, aus irgend einer Veranlassung in das Gemach trat, in welchem der Kranke lag.

Als dieser des Mädchens ansichtig wurde, verrieth er seine Bewegung zwar weder durch ein Wort, noch durch eine Geberde, aber sein Blut strömte kräftiger und feuriger, und daher ging der Puls ungewöhnlich stark. Dieß bemerkte der Arzt sogleich und wunderte sich, blieb aber ruhig, um zu beobachten, wie lange dieses starke Klopfen andauern werde. Sobald Jeannette das Zimmer verlassen hatte, ging der Puls wieder schwächer. Dadurch glaubte der Arzt, der Krankheit auf die Spur gekommen zu seyn. Unter dem Scheine, Jeannette irgend etwas fragen zu wollen, ließ er sie rufen, während er den Arm des Kranken fortwährend in der Hand hielt. Sie kam unverzüglich und kaum war sie in das Zimmer getreten, so kehrte der starke Pulsschlag zurück und hörte auf, als sie das Zimmer verlassen hatte. Jetzt glaubte der Arzt, vollkommene Gewißheit zu haben. Er stand auf, zog die Eltern des Jünglings bei Seite und sprach zu ihnen: „Die Genesung Eures Sohnes liegt nicht in der Hand der Aerzte, sondern in den Händen Jeannettens, die, wie ich mich aus sichern Anzeigen überzeugt habe, der Jüngling glühend liebt, obgleich sie, wie ich sehe, nichts davon weiß. Ihr wißt jetzt, was Ihr zu thun habt, wenn Euch sein Leben lieb ist.“ Als der Edelmann und seine Gattin dieses vernahmen, waren sie froh, daß sie wenigstens ein Mittel zu seiner Rettung gefunden hatten, obgleich es ihnen sehr schwer fiel, daß es, wie sie fürchteten, darauf ankommen würde, Jeannetten ihrem Sohne zur Gattin zu geben. Nachdem sich daher der Arzt entfernt hatte, begaben sie sich zu dem Kranken und die Dame sprach folgendermaßen: „Mein Sohn, ich hätte nicht gedacht, daß du irgend einen Wunsch vor mir verbergen würdest, zumal da du durch die Verheimlichung desselben dir eine Krankheit zugezogen hast. Mußtest du doch wissen, daß ich Alles,

was zu deiner Zufriedenheit dienen kann, aus eigenem Triebe dir thun würde, sollte es auch nicht ganz unserm Stande gemäß seyn. Weil du es nun aber doch gethan hast, so war Gott gnädiger gegen dich als du selbst, und hat mir, damit du an dieser Krankheit nicht sterben mögest, die Ursache des Uebels angezeigt, die in nichts Anderem besteht, als in einer übermäßigen Liebe, die du zu irgend einem Mädchen hast, wer sie auch seyn möge. In der That, du hättest dich nicht zu schämen gehabt, mir dieses zu offenbaren, denn dein Alter bringt es ja mit sich, und ich würde dich gar nicht hochachten, wenn du nicht verliebt seyn könntest. Verhehle mir daher nichts, mein Sohn, sondern eröffne mir keck alle deine Wünsche. Verbanne den Schmerz und Trübsinn, den du nährst, und der diese Krankheit hervorgebracht hat, tröste dich und sey überzeugt, daß ich Alles, was du zu Beförderung deines Glückes von mir fordern kannst, thun werde, da ich dich mehr liebe als mein Leben. Verbanne die Scham und die Besorgniß, und sage nur, ob ich für deine Liebe etwas thun kann, und wenn du nicht findest, daß ich mir alle Mühe gebe, um dir zu deinem Zwecke zu verhelfen, so halte mich für die grausamste Mutter, die je einen Sohn geboren hat." Als der Jüngling die Worte seiner Mutter hörte, schämte er sich zuerst; nachher bedachte er, daß Niemand besser als sie ihm zu seinen Wünschen verhelfen könne. Daher verbannte er die Scham und sprach: „Liebe Mutter, nichts anders hat mich veranlaßt, meine Liebe geheim zu halten, als die Erfahrung, die ich an den meisten Menschen gemacht habe, daß sie, wenn sie einmal alt werden, sich nicht mehr erinnern wollen, daß sie jung gewesen sind. Aber da ich sehe, daß Ihr hierin verständig seyd, so will ich Euch nicht nur nicht läugnen, daß das, was Ihr bemerkt haben wollt, wahr

ist, sondern ich will Euch auch den Gegenstand meiner Liebe nennen, unter der Bedingung, daß Ihr Euer Versprechen nach Kräften erfüllet; denn nur so könnt Ihr mich gesund machen." Die Dame, die allzufest auf das Gelingen einer Sache vertraute, die ihr jedoch auf die Weise, wie sie sich vorgestellt hatte, nicht gelang, antwortete ohne Bedenken, er möchte ihr unbefangen alle seine Wünsche entdecken, sie werde sich sogleich Mühe geben, ihm zur Erfüllung derselben zu verhelfen. Hierauf antwortete der Jüngling: „Liebe Mutter, die hohe Schönheit und die lieblichen Sitten unserer Jeannette und die Unmöglichkeit, ihr meine Liebe zu erklären, geschweige denn sie zur Gegenliebe zu bewegen, sowie der Umstand, daß ich es nicht wagte, meine Liebe irgend Jemand zu entdecken, haben mich in diese Lage gebracht; und wenn Euer Versprechen nicht auf die eine oder andere Art in Erfüllung geht, so dürft Ihr versichert seyn, daß ich nicht mehr lange werde zu leben haben." Die Dame, welche fühlte, daß es jetzt eher Zeit sey, zu trösten als zu tadeln, antwortete lächelnd: „Ach, mein Sohn! deßhalb also bist du krank geworden? Tröste dich und laß mich machen, du wirst bald gesund werden." In kurzer Zeit sah man bei dem Jünglinge, der jetzt voll guter Hoffnung war, deutliche Anzeigen der Besserung und die Dame, darüber sehr erfreut, wollte jetzt versuchen, wie sie ihr Versprechen halten könnte. Sie ließ daher eines Tags Jeannette rufen und fragte sie freundlich scherzend, ob sie einen Liebhaber habe. Jeannette antwortete erröthend: „Gnädige Frau, einem armen, von Haus vertriebenen Mädchen, wie ich bin, das in fremden Diensten lebt, wie ich, ziemt es nicht, an Liebe zu denken." Hierauf sagte die Dame: „Wenn du also keinen hast, so will ich dir einen geben, mit dem du vergnügt leben und deiner Schönheit

doppelt froh werden sollst, denn ein so schönes Mädchen, wie du bist, darf nicht ohne einen Liebhaber bleiben.“ Hierauf anwortete Jeannette: „Gnädige Frau, Ihr habt mich als armes Mädchen von meinem Vater empfangen und mich wie eine Tochter erzogen, deßhalb muß ich Euch in Allem zu Willen seyn; nur in dieser Sache kann ich es nicht und glaube, daran wohl zu thun. Wenn es Euch gefallen wird, mir einen Gatten zu geben, so will ich diesen lieben, aber einen Andern nicht; denn von dem Erbtheil meiner Väter ist mir nichts übrig geblieben als die Ehre, und diese will ich schonen und bewahren, so lang ich lebe.“ Diese Worte waren dem, was die Dame beabsichtigte, um ihrem Sohne ihr Versprechen zu halten, ganz entgegengesetzt, so sehr sie auch, als verständige Dame, das Betragen des Mädchens in ihrem Herzen gutheißen mußte. Sie sprach: „Wie dann, Jeannette, wenn der König, der ein junger Herr ist, von deiner Liebe eine Gefälligkeit verlangen würde, würdest du es ihm verweigern?“ Hierauf antwortete Jeannette ohne Bedenken: „Gewalt könnte mir der König anthun, aber mit meiner Einwilligung würde er nie etwas Anderes als Ehrbares von mir erlangen.“ Als die Dame ihre Gesinnung erkannte, brach sie das Gespräch ab und gedachte, sie auf die Probe zu stellen. Sie sagte also zu ihrem Sohne, sobald er gesund sey, wolle sie Jeannette in sein Zimmer senden, alsdann solle er sich bemühen, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, denn es scheine ihr nicht anständig, daß sie wie eine Kupplerin für den Sohn unterhandeln und um Liebe bitten solle. Hiemit war der Jüngling auf keine Weise zufrieden. Seine Krankheit verschlimmerte sich wieder plötzlich, und als die Dame dieses bemerkte, entdeckte sie Jeannetten ihre Absicht. Als sie dieselbe noch standhafter als zuvor fand, erzählte sie Alles ihrem Manne und so

schwer es ihnen auch fiel, so entschloßen sie sich doch mit einander, sie ihm zur Gattin zu geben; denn sie wollten lieber ihren Sohn lebendig mit einer Gattin unter seinem Stande verbunden, als ohne eine Gattin todt sehen. Und so geschah es nach manchen Unterhandlungen. Jeannette war darüber sehr erfreut und dankte Gott mit gerührtem Herzen, daß er sie nicht vergessen hatte, doch gab sie sich auch jetzt noch für nichts anders als die Tochter eines armen Picarden aus. Der Jüngling genaß, beging seine Hochzeit vergnügter als irgend Jemand, und ließ es sich mit seiner Gattin wohl seyn.

Pierrot, der in Wales bei dem Marschall des Königs von England zurückgeblieben war, wuchs ebenfalls heran, kam in Gunst bei seinem Herrn, wurde ein schöner und tapferer Jüngling wie irgend Einer auf der Insel, so daß ihm im Turnieren, Fechten und andern Waffenübungen Niemand gleichkam, weßhalb er unter dem Namen Pierrot der Picarde überall bekaunt und berühmt war, und wie Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so zeigte er auch ihm, daß er seiner gedenke. Es brach nämlich in dieser Gegend eine schwere Pest aus, welche die Hälfte der Einwohner wegraffte, während ein großer Theil der Uebriggebliebenen aus Furcht sich in andere Gegenden flüchtete, so daß die ganze Landschaft verödet schien. An dieser Krankheit starb auch sein Herr, der Marschall, dessen Sohn und viele andere Brüder, Neffen und Verwandte; und nur eine schon mannbare Tochter desselben blieb mit einigen Dienern, unter denen sich auch Pierrot befand, am Leben. Diesen nahm das Fräulein, einige Zeit nachdem die Pest aufgehört hatte, mit Zustimmung und auf den Rath einiger weniger am Leben gebliebener Lehensleute, weil er ein tapferer und tüchtiger Mann war, zum Gemahl und machte ihn zum Herrn ihrer ganzen

Erbschaft. Und als bald darauf der König von England den Tod des Marschalls vernahm, machte er Pierrot den Picarden, dessen Tapferkeit er kannte, an die Stelle des Verstorbenen, zu seinem Marschall. Dieß ist kurz die Erzählung der Schicksale der unschuldigen Kinder des Grafen von Angers, die er wie verloren zurückgelassen hatte.

Schon waren seit der Flucht des Grafen aus Paris 18 Jahre vergangen, da kam ihm in Irland, wo er ein armseliges und leidenvolles Leben hatte führen müssen, der Gedanke, wo möglich zu erfahren, was aus seinen Kindern geworden seyn möchte. Da er sich durch die Zeit völlig geändert sah und durch seine beständigen Arbeiten kräftiger geworden war, als er in seiner Jugend gewesen, verließ er arm und schlecht gekleidet das Haus dessen, bei dem er lange gedient hatte, kam nach England und reiste dahin, wo er Pierrot zurückgelassen hatte. Als er fand, daß er ein Marschall und großer Herr geworden, und gesund, kräftig und schön war, freute er sich sehr; doch wollte er sich ihm nicht eher zu erkennen geben, bis er erfahren hätte, was aus Jeannetten geworden war. Er machte sich daher wieder auf den Weg und reiste, ohne auszuruhen, bis nach London, fragte hier vorsichtig nach der Dame, der er seine Tochter überlassen hatte, und als er hörte, daß Jeannette die Gattin ihres Sohnes geworden war, war er voll Freude und achtete all sein überstandenes Mißgeschick gering, da er doch seine Kinder lebend und glücklich wieder gefunden hatte. Da er sich jedoch sehnte, sie zu sehen, so hielt er sich als ein armer Mann in der Nähe ihres Hauses auf, wo ihn eines Tags Jakob Lamiens (dieß war der Name von Jeannettens Gemahl) gewahrte und aus Mitleid mit dem armen, kranken Manne einem seiner Diener befahl, ihn in das Haus zu führen

und aus Barmherzigkeit ihm zu essen zu geben, was der Diener gerne that.

Jeannette hatte von Jakob bereits mehrere Kinder, von denen das älteste nicht über acht Jahre alt war, lauter schöne und artige Kinder, die, als sie den Grafen essen sahen, sich um ihn her machten und ihn liebkosten, wie wenn sie durch eine geheime Ahnung erriethen, es sey ihr Großvater. Da dieser sie als seine Enkel erkannte, lockte er sie zu sich und liebkoste sie; daher wollten sich die Kinder nicht mehr von ihm trennen, so sehr auch ihr Aufseher sie zu sich rief. Als Jeannette dieß hörte, kam sie aus einem Zimmer in dasjenige, in welchem der Graf sich befand, und drohte den Kindern, sie zu schlagen, wenn sie ihrem Lehrer nicht gehorchen wollten. Die Kinder fingen an zu weinen und sagten, sie wollen bei dem guten Manne bleiben, der sie mehr liebe als ihr Lehrer, worüber die Dame und der Graf lachen mußten. Der Graf war nicht wie ihr Vater, sondern wie ein armer Mann aufgestanden, um seine Tochter wie eine vornehme Dame zu begrüßen und empfand über ihren Anblick eine wunderbare Freude. Aber sie erkannte ihn weder jetzt noch später, weil er sich außerordentlich verändert hatte und alt, grau, bärtig, hager und gebräunt geworden war, so daß er keinem Grafen mehr gleich sah. Als die Dame sah, daß ihre Kinder sich nicht von ihm trennen wollten, sondern wenn man sie hinweg rief, weinten, sagte sie zu dem Aufseher: er könne sie eine Zeitlang gehen lassen. Als nun die Kinder so bei dem Manne standen, kam der Vater Jakobs nach Hause zurück und hörte von dem Aufseher die Sache, und da er auf Jeannetten nicht gut zu sprechen war, so sagte er: „Laß sie ins Teufels Namen, sie kehren nur zu ihrem Stande zurück; ihre Mutter ist die Tochter eines Bettlers

und es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie gerne mit Bettlern umgehen.“ Diese Worte schmerzten den Grafen sehr, aber er duldete diese Beleidigung, wie er schon viele erduldet hatte, mit Achselzucken. Als Jakob hörte, wie die Kinder dem braven Manne schmeichelten, mißfiel es ihm zwar; doch liebte er sie so sehr, daß er, um sie nicht weinen zu sehen, befahl, daß wenn der gute Mann irgend einen Dienst im Hause thun wolle, man ihn behalten solle. Dieser antwortete: er bleibe gerne, aber er verstehe nichts anders, als mit Pferden umzugehen, was sein ganzes Leben hindurch seine Beschäftigung gewesen sey. Man wies ihm daher ein Pferd an, und er nahm sich vor, in der freien Zeit, die ihm nach Besorgung dieses Pferdes übrig blieb, mit den Kindern zu spielen.

Während das Schicksal auf diese Weise den Grafen von Angers und seine Kinder führte, geschah es, daß der König von Frankreich, nachdem er oft mit den Allemannen Waffenstillstand geschlossen hatte, starb und an seiner Stelle würde sein Sohn, durch dessen Gattin der Graf vertrieben worden war, zum König gekrönt. Dieser begann, nachdem der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen abgelaufen war, wieder einen gewaltigen Krieg, wozu ihm der König von England, als sein neuer Verwandter, viele Hülfstruppen sandte unter dem Befehle Pierrots, seines Marschalls und Jakob Lamiens, des Sohnes des andern Marschalls. Mit diesem zog, ohne erkannt zu werden, der Graf, blieb eine gute Weile als Knecht bei dem Heere, und als verständiger Mann nützte er hier durch Rath und That mehr, als man von ihm erwartete. Da geschah es, daß während des Kriegs die Königin von Frankreich schwer erkrankte und da sie ihren Tod herannahen sah, bereute sie ernstlich ihre Sünden und beichtete sie dem Erzbischof von Rouen,

der allgemein für einen frommen und rechtschaffenen Mann galt, und unter Anderm erzählte sie auch das große Unrecht, das durch ihre Schuld dem Grafen von Angers geschehen war, und nicht bloß dem Erzbischof allein vertraute sie es, sondern sie erzählte den ganzen Hergang in Gegenwart vieler anderer trefflicher Männer und bat sie, sie möchten darauf hinwirken, daß der Graf, wenn er noch am Leben sey, und wenn nicht, seine Kinder in ihre Besitzungen wieder eingesetzt würden. Bald darauf starb sie und wurde ehrenvoll begraben. Als dieses Bekenntniß dem König erzählt wurde, schmerzte ihn das Unrecht, das dem trefflichen Manne geschehen war, tief, und er ließ sogleich im ganzen Heer und überdieß in vielen andern Gegenden einen Aufruf ergehen, daß wer ihm über den Grafen von Angers oder eines seiner Kinder Nachricht mittheilen könnte, eine herrliche Belohnung empfangen sollte; denn durch das Bekenntniß der Königin sey er als unschuldig an der That dargestellt worden, die ihm die Verbannung verursacht habe, und er beabsichtige, ihn in seine früheren Besitzungen wieder einzusetzen und ihm noch weit mehr dazu zu geben. Als dieß der Graf in seiner niedern Stellung hörte und sich von der Wahrheit überzeugte, verfügte er sich alsbald zu Jakob und bat ihn, er möchte auch Pierrot rufen, er wolle ihnen die Nachrichten geben, die der König verlange. Als alle Drei versammelt waren, sagte der Graf zu Pierrot, der schon im Sinne hatte, sich zu entdecken: „Pierrot! Jakob, der hier steht, hat deine Schwester zur Frau und hat keine Mitgift von ihr erhalten. Damit daher deine Schwester nicht ohne Mitgift sey, so will ich, daß er und kein Anderer die große Belohnung, die der König versprochen hat, empfange und dich als den Sohn des Grafen von Angers, seine Gattin als Violante, deine Schwester,

und mich, als den Grafen von Angers, Euren Vater, angebe."

Als Pierrot bei diesen Worten ihn aufmerksam betrachtete, erkannte er ihn sogleich, warf sich ihm weinend zu Füßen, umarmte ihn und rief: „Lieber Vater, sey mir herzlich gegrüßt!" Als Jakob zuerst die Worte des Grafen hörte und alsdann das Benehmen Pierrots sah, wurde er so von Erstaunen und Freude übermannt, daß er kaum wußte, was er thun sollte; doch schenkte er den Worten Glauben, schämte sich der beleidigenden Aeußerungen, die er gegen den Grafen als Knecht gebraucht hatte, fiel ihm weinend zu Füßen und bat ihn demüthig um Verzeihung für jede ihm früher angethane Schmach. Der Graf hob ihn wohlwollend auf und verzieh ihm. Nachdem sie einander ihre verschiedenen Schicksale erzählt, viel geweint und sich dann wieder gefreut hatten, wollten Pierrot und Jakob den Grafen kleiden lassen. Aber dieß gab dieser durchaus nicht zu, sondern bestand darauf, daß erst, wenn Jakob die Gewißheit habe, die versprochene Belohnung zu erhalten, man ihn in dieser niedrigen Kleidung dem König vorstellen sollte, damit sich dieser desto mehr schämen müsse. Jakob ging daher mit dem Grafen und Pierrot vor den König und erklärte, er werde ihm den Grafen und seine Kinder vorstellen, wenn er die in dem Aufruf versprochene Belohnung empfangen habe. Der König ließ sogleich die Belohnung kommen, die dem Jakob außerordentlich groß erschien und befahl, sie ihm einzuhändigen, sobald er seinem Versprechen gemäß den wahrhaftigen Grafen und seine Kinder vorstelle. Hierauf wandte sich Jakob nach hinten, führte den Grafen als Knecht gekleidet und Pierrot hervor, und sprach: „Gnädiger Herr, hier ist der Vater und der Sohn! die Tochter, die meine Gattin

und nicht hier ist, werdet ihr mit Gottes Hülfe bald sehen." Als der König dieß hörte, betrachtete er den Grafen, und so sehr sich dieser auch verändert hatte, so erkannte er ihn doch, nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet hatte. Mit Thränen in den Augen hob er den knieenden Grafen auf, küßte und umarmte ihn, begrüßte Pierrot freundlich und befahl, den Grafen unverzüglich, wie es seinem Adel zieme, mit Kleidern, Dienerschaft, Pferden und Waffen zu versehen, was auch sogleich geschah. Auch Jakob erwies der König viele Ehre und wollte alle seine früheren Schicksale erfahren. Und als Jakob die Geschenke für die Entdeckung des Grafen und seiner Kinder in Empfang nahm, sagte der Graf zu ihm: „Nimm dieß von der Freigebigkeit des Königs und vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine und meine Enkel, nicht die Tochter eines Bettlers zur Mutter haben." Jakob nahm die Geschenke, ließ seine Gattin mit ihrer Schwiegermutter nach Paris kommen, und als auch die Gattin Pierrots kam, so lebten sie sehr vergnügt bei dem Grafen, den der König in sein ganzes Vermögen wieder eingesetzt und größer gemacht hatte, als er je gewesen war. Nachher kehrten alle mit seiner Erlaubniß zurück und er lebte bis zu seinem Tode noch in glücklicheren Verhältnissen als früher zu Paris.

Neunte Novelle.

Bernabo aus Genua verliert, von Ambruogiuolo betrogen, sein Vermögen und gibt den Befehl, seine unschuldige Gattin zu tödten. Sie entkommt und dient in Mannskleidern dem Sultan, findet den Betrüger wieder, führt Bernabo nach Allessandrien, und nachdem der Betrüger gestraft worden ist, legt sie ihre weibliche Kleider wieder an und kehrt mit ihrem Manne wieder reich nach Genua zurück.

Nachdem Elise mit ihrer rührenden Erzählung ihre Aufgabe gelöst hatte, erhob sich die Königin Filomena, die schön und groß von Person und in ihrem Gesichte besonders anmuthig und heiter war, und sprach: Wir wollen die Bedingung des Dioneo erfüllen; und da außer ihm und mir Niemand mehr zu erzählen hat, so will ich zuerst meine Geschichte vortragen und er mag, wie er sich als Gnade auserbeten hat, zuletzt sprechen. Hierauf begann sie folgendermaßen:

Oft hört man im gemeinen Leben das Sprichwort, daß der Betrüger dem Betrogenen unter die Füße kommt; ein Sprüchwort, dessen Wahrheit durch keine Gründe erwiesen werden zu können scheint, sondern nur durch Beispiele. Deßhalb ist mir, meine theure Freundinnen, bei Gelegenheit des heutigen Themas in den Sinn gekommen, Euch die Wahrheit jenes Wortes zu beweisen und es wird Euch nicht unlieb seyn, es zu hören, weil Ihr daraus lernt, wie man sich vor den Betrügern zu hüten hat.

In einer Herberge zu Paris wohnten mehrere sehr bedeutende italienische Kaufleute, der Eine wegen dieses Geschäftes, der Andere wegen eines andern, wie es zu geschehen pflegt. Und als sie eines Abends mit andern Gästen fröhlich zu Nacht gespeist hatten, fingen sie an, von verschiedenen Dingen zu sprechen und im Laufe ihrer Unterhaltung kamen sie auch auf ihre Frauen zu reden, die sie zu Hause gelassen hatten und Einer begann scherzend: „Ich weiß nicht, was die meinige macht; aber das weiß ich gewiß, daß, wenn mir ein Mädchen unter die Hand käme, ich die Liebe zu meinem Weibe bei Seite ließe und mich mit diesem so gut unterhielte, als ich könnte.“ Ein Anderer antwortete: „So mache ich es auch; denn wenn ich glaube, meine Frau wird sich ihr Vergnügen auch zu verschaffen wissen, so thut sie es, und wenn ich es nicht glaube, so thut sie es doch. Deßhalb denke ich: thust du es, so thue ich es auch, und wenn man austheilt, so muß man auch einnehmen.“ Der Dritte sprach sich ungefähr im nämlichen Sinne aus und Alle schienen darüber einig zu seyn, daß ihre Frauen zu Haus ihre Zeit schon werden zu benützen wissen. Ein Einziger, mit Namen Bernabo Lomellin aus Genua, behauptete das Gegentheil und versicherte, er besitze durch die besondere Gnade Gottes eine Frau, die alle jene Vorzüge in sich vereinige, die Frauen, Ritter und Jungfrauen nur einzeln haben, eine Frau, wie vielleicht in ganz Italien keine mehr lebe; denn sie sey schön, noch sehr jung, gewandt, kräftig, und es gebe kein weibliches Geschäft, wie z. B. Seidenzucht und Aehnliches, worin sie sich nicht vor Andern auszeichne. Zudem könne man keinen Knappen oder Diener finden, der besser als sie die Tafel eines Edelmanns bedienen könne; denn sie habe ein feines Benehmen und sey verständig und weise. Außerdem rühmte

er, sie wisse besser, ein Pferd zuzureiten, einen Falken zu halten, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, als ein Kaufmann. So kam er unter verschiedenen Lobsprüchen auch auf den Gegenstand, von dem es sich so eben handelte, und bestätigte mit einem Schwure, man könne keine sittsamere und keuschere Frau finden als sie, und er sey fest überzeugt, daß, wenn er zehn Jahre oder auf immer von Hause wegbliebe, so würde sie sich dennoch mit keinem andern Manne auf etwas dergleichen einlassen. Es befand sich nun unter diesen Kaufleuten, die sich auf solche Weise unterhielten, ein junger Kaufmann, mit Namen Ambruogiuolo, der bei den letzten Lobsprüchen des Bernabo auf seine Gemahlin in ein großes Gelächter ausbrach und spottend ihn fragte: ob der Kaiser ihm dieses Privilegium vor allen andern Menschen gegeben habe? Bernabo, ein wenig erzürnt, sagte: nicht der Kaiser, sondern Gott, der ein wenig mehr vermöge als der Kaiser, habe ihm diese Gnade verwilligt. Hierauf sagte Ambruogiuolo: „Bernabo, ich zweifle durchaus nicht daran, daß du glaubst, die Sache sey wahr; aber ich glaube, du hast die Natur der Dinge nicht recht erwogen, denn wenn du sie erwogen hättest, so halte ich dich nicht für so stumpfsinnig, daß du nicht Begriffe dadurch gewonnen hättest, die dich bewogen haben würden, gemäßigter über diese Sache zu sprechen, und damit du nicht glaubst, wir, die wir so viel von unsern Weibern gesprochen haben, haben Weiber von anderer Beschaffenheit als du, sondern wir haben aus Klugheit so gesprochen, so will ich über diese Angelegenheit ein wenig mit dir reden. Ich habe immer gehört, der Mann sey das edelste Geschöpf unter allen, die Gott geschaffen hat, und dann komme das Weib; aber der Mann sey, wie man allgemein glaube und deutlich sehe, vollkommener,

und da er mehr Vollkommenheit besitzt, so muß er ohne Zweifel auch mehr Beständigkeit und Kraft haben und er hat sie auch wirklich; denn die Weiber sind in der Regel weit wandelbarer, und man könnte dieß durch viele natürliche Gründe beweisen, die ich jedoch jetzt übergehen will. Wenn nun der Mann mehr Stärke besitzt und sich doch nicht enthalten kann, nicht blos einer, die ihn bittet, nachzugeben, sondern auch eine jede, die ihm gefällt, zu begehren, ja Alles zu thun, um in ihren Besitz zu kommen; und da dieß nicht alle Monat einmal, sondern tausendmal in einem Tage vorkommt, wie kannst du hoffen, daß eine von Natur wandelbare Frau den Bitten, Lockungen und tausend andern Arten, die ein verständiger Mann, der sie liebt, anwenden kann, widerstehen werde? Glaubst du, sie könne es? Gewiß versichern magst du es mir, aber ich glaube nicht, daß du es glaubst. Du selbst behauptest ja, deine Gattin sey ein Weib, habe Fleisch und Blut wie die übrigen. Wenn dieß der Fall ist, so muß sie auch dieselben Wünsche haben, und die nämliche Stärke, wie die Andern, um ihren natürlichen Trieben zu widerstehen. Mag sie daher noch so ehrbar seyn, so ist es doch möglich, daß sie dasselbe thue, wie die Andern und, wenn es einmal möglich ist, kann es nie so bestimmt geläugnet oder das Gegentheil davon behauptet werden, wie du gethan hast." Hierauf antwortete Bernabo und sprach: „Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph, und werde dir wie ein Kaufmann antworten. Wohl weiß ich, daß das, was du sagst, den thörichten Weibern begegnen kann, die keine Scham haben: aber die verständigen sind so für ihre Ehre besorgt, daß sie dadurch stärker werden als die Männer, die sich weniger um ihre Ehre bekümmern, und von solcher Art ist die Meinige." Ambruogiuolo sagte: „In der That, wenn ihnen jedesmal, so

oft sie solchen Anträgen Gehör geben, ein Horn aus der Stirne herauswüchse, das von dem, was sie gethan haben, Zeugniß gäbe, so glaube ich selbst, daß sich Wenige darauf einlassen würden; aber nicht nur wächst ihnen kein Horn, sondern wenn sie nur vernünftig sind, bleibt ihnen keine Spur und kein Zeichen davon zurück, und Schande oder Verlust der Ehre trifft sie nur, wenn ihre Handlungen offenkundig werden. Daher thun sie es entweder, wenn sie es heimlich thun können, oder sie unterlassen es aus Thorheit. Davon sey versichert, daß diejenige allein keusch ist, die entweder noch nie von einem darum gebeten, oder deren Bitte nicht erhört wurde. Und obgleich ich aus natürlichen und wahrhaftigen Gründen weiß, daß es so seyn muß, so würde ich doch nicht so bestimmt davon sprechen, wenn ich nicht oft und viel diese Erfahrung gemacht hätte. Ich sage dir also, wenn ich bei deiner so höchst unschuldigen Frau wäre, so wollte ich sie in kurzer Zeit eben dahin bringen, wohin ich schon viele Andere gebracht habe." Bernabo antwortete ärgerlich: „Mit Worten können wir lange darüber streiten, du wirst deine Ansicht behaupten und ich die meinige, und zuletzt wäre nichts damit erwiesen. Weil du aber sagst, es seyen alle so nachgiebig, und deine Kunst so groß, so will ich, um dich von der Ehrbarkeit meiner Gattin zu überzeugen, mir den Kopf abschneiden lassen, wenn du sie jemals zu einer solchen Nachgiebigkeit bewegen kannst, und kannst du es nicht, so sollst du nur tausend Goldgulden verlieren." Ambruogiuolo, durch den Streit bereits erhitzt, antwortete: „Bernabo, ich wüßte nicht, was ich mit deinem Blute anfangen sollte, wenn ich Sieger bliebe; wenn du aber Lust hast, diese Erfahrung zu machen, von der wir sprachen, so setze fünftausend Goldgulden, die dir weniger lieb seyn müssen, als dein Kopf, gegen meine

tausend, und wenn du mir gleich keine Zeit bestimmt hast, so will ich doch nach Genua gehen und innerhalb drei Monaten von meiner Abreise an gerechnet, deine Gattin dahin bringen, meinen Willen zu thun, und zum Beweis dafür will ich dir von ihren liebsten Sachen und überhaupt solche Merkmale mitbringen, daß du selbst gestehen wirst, es sey wahr. Nur mußt du mir auf deine Ehre versprechen, innerhalb dieser Zeit nicht nach Genua zu kommen und ihr nichts über diese Sache zu schreiben." Bernabo sagte: „er sey es zufrieden," und so sehr sich auch die übrigen Kaufleute, die anwesend waren, Mühe gaben, den Handel zu hintertreiben, da sie einsahen, daß großes Unheil daraus entstehen könne, so waren doch die zwei Kaufleute so erhitzt, daß sie sich gegen den Willen der übrigen Kaufleute schriftlich und eidlich verpflichteten, die Wette zu halten. Nachdem sie abgeschlossen war, blieb Bernabo zurück und Ambruogiuolo reiste nach Genua. In den ersten Tagen erkundigte er sich mit vieler Vorsicht nach der Wohnung und dem Benehmen der Dame und vernahm dasselbe, was ihm Bernabo gesagt hatte und noch viel mehr, so daß er einsah, er habe sich in ein thörichtes Unternehmen eingelassen. Doch machte er sich mit einem armen Weibe bekannt, das viel in ihr Haus kam, und der die Dame sehr gewogen war, und da er diese Frau zu nichts Anderm bewegen konnte, bestach er sie mit Geld und ließ sich von ihr in einer nach seiner Angabe künstlich erbauten Kiste nicht blos in das Haus, sondern sogar in das Schlafgemach der Dame tragen, die sie nach ihrer Verabredung mit Ambruogiuolo ersuchte, ihr diese Kiste auf einige Tage aufzubewahren, da sie irgendwohin verreisen müßte. Als die Nacht gekommen war und Ambruogiuolo sich überzeugt hatte, daß die Dame schlafe, öffnete er auf eine besondere

Weise die Kiste und trat in das Schlafgemach, in welchem ein Licht brannte, in dessen Scheine er die Lage des Gemachs, die Gemälde u. dgl. betrachtete und seinem Gedächtnisse einprägte. Hierauf näherte er sich dem Bette und als er sich überzeugte, daß die Dame und ein kleines Kind, das bei ihr war, fest schliefen, so deckte er sie leise auf und überzeugte sich, daß sie nackt eben so schön war als in Kleidern. Aber er entdeckte kein Zeichen an ihr, auf das er sich hätte berufen können, außer einem an der linken Brust: es war dieß ein Muttermal, das von einigen Härchen, blond wie Gold, umgeben war. Als er dieß gesehen hatte, deckte er sie leise wieder zu, und obgleich er, da er sie so schön fand, große Lust hatte, sein Leben zu wagen, und sich ihr zur Seite zu legen, so hatte er doch zu viel von ihrer Grausamkeit und Unempfindlichkeit für dergleichen Dinge gehört, um dieß Wagestück zu unternehmen. Nachdem er daher den größten Theil der Nacht mit Bequemlichkeit in dem Schlafzimmer zugebracht und aus einem Kasten eine Börse, einen Rock, einen Ring und einen Gürtel genommen und in seine Kiste gebracht hatte, kehrte er mit Allem zurück und verschloß sie wie zuvor, und so machte er es zwei Nächte, ohne daß die Dame es bemerkte. Am dritten Tage kam der Abrede gemäß das alte Weib nach Haus zurück, holte ihre Kiste und brachte sie wieder in ihre Wohnung. Ambrougiuolo trat heraus, befriedigte seinem Versprechen gemäß das Weib und reiste mit den entwendeten Sachen nach Paris zurück, wo er noch vor der festgesetzten Zeit ankam. Hier berief er die Kaufleute zusammen, die bei jenem Gespräch und bei dem Abschluß der Wette zugegen gewesen waren und sagte in Bernabos Gegenwart zu ihnen: er habe ausgeführt, zu was er sich anheischig gemacht habe, und als Beweis für die Wahrheit

schilderte er zuerst die Beschaffenheit des Schlafzimmers, die Gemälde darin, zeigte hierauf die Gegenstände, die er mitgebracht hatte und behauptete, er habe sie von der Dame erhalten. Bernabo gestand, daß das Gemach so, wie er sage, beschaffen sey, auch erkenne er die mitgebrachten Gegenstände als seiner Frau gehörig, sagte aber, er habe von einem Diener des Hauses die Beschaffenheit des Gemaches erfahren und ebenso die Gegenstände sich verschaffen können. Wenn er daher nichts anders aufzuführen wisse, so scheine ihm dieß noch kein hinreichender Beweis, daß er die Wette gewonnen habe. Hierauf sagte Ambruogiuolo: „In der That müßte dieß hinreichen; aber wenn du willst, daß ich noch mehr sagen soll, so will ich es thun. Ich sage dir also, daß Frau Ginevra, deine Gattin, unter der linken Brust ein ziemlich großes Muttermal hat, das von etwa sechs hellblonden Härchen umgeben ist." Als Bernabo dieß hörte, ging ihm ein Stich durchs Herz und sein Schmerz entstellte sein Gesicht so sehr, daß man, auch wenn er kein Wort gesprochen hätte, deutlich an ihm hätte sehen können, daß Ambruogiuolo wahr gesprochen habe. Nach einer Weile sprach er: „Meine Herren, was Ambruogiuolo sagt, ist wahr. Da ich also die Wette verloren habe, so mag er kommen, wenn es ihm gefällt, und ich werde ihn bezahlen. Am folgenden Tag wurde Ambruogiuolo vollständig bezahlt und Bernabo reiste von Paris ab nach Genua, mit einem Herzen voll Rache gegen seine Gattin. Als er sich Genua näherte, wollte er nicht hinein gehen, sondern blieb etwa 20 Meilen von der Stadt auf einem seiner Landgüter. Von hier aus sandte er einen seiner Diener, dem er ganz vertraute, mit zwei Pferden und einem Briefe nach Genua, in welchem er seiner Frau schrieb: er sey zurückgekehrt und sie solle sich mit dem Diener zu ihm verfügen.

Dem Diener trug er jedoch heimlich auf, sobald er mit seiner Gattin an einen geschickten Ort gekommen wäre, solle er sie ohne Erbarmen tödten und zu ihm zurückkehren. Als der Diener in Genua angekommen, seinen Brief abgegeben und seine Botschaft ausgerichtet hatte, wurde er von der Dame mit großen Freuden empfangen. Am folgenden Morgen stieg sie mit dem Diener zu Pferd, schlug den Weg zu dem Landgute ein und als sie unter mannigfaltigen Gesprächen in ein tiefes, abgelegenes, von hohen Felsen und Bäumen umgebenes Thal gelangten, zog der Diener, der dieß für den günstigen Ort zur Ausführung des Befehls seines Herrn hielt, ein Messer, faßte die Dame am Arm und sprach: „Liebe Frau, empfehlt Eure Seele Gott, denn Ihr kommt nicht mehr von der Stelle und müßt hier sterben.“ Als die Dame das Messer sah und diese Worte hörte, rief sie ganz erschreckt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, ehe du mich tödtest, sage mir doch, womit ich dich beleidigt habe, daß du mich tödten willst?“ „Gnädige Frau,“ sagte der Diener, „mich habt Ihr durch nichts beleidigt, durch was Ihr aber Euren Gatten beleidigt habt, weiß ich nicht. Er hat mir nur befohlen, Euch ohne Erbarmen unterwegs zu tödten und wenn ich es nicht thun würde, drohte er mir, mich aufzuhängen. Ihr wißt wohl, wie sehr ich ihm verpflichtet bin, so daß ich Alles ausführen muß, was er mir aufträgt; Gott weiß, es thut mir leid um Euch, aber ich kann nicht anders.“ Hierauf sprach die Dame weinend: „Werde doch um Gottes Willen nicht mein Mörder um eines Andern willen, da ich dich doch nicht beleidigt habe; der allwissende Gott weiß, daß ich noch nie etwas gethan habe, wofür ich von meinem Gatten einen solchen Lohn verdient hätte. Aber laß dieß jetzt beruhen! Du kannst, wenn du willst, zugleich Gott, deinem Herrn und

mir einen großen Gefallen thun. Nimm du diese meine Kleider, gib mir nur dein Wamms und deinen Rock, kehre dann mit meinen Gewändern zu deinem Herrn zurück und sage, du habest mich getödtet, und ich schwöre bei der Rettung, die du mir schenken wirst, daß ich mich von hier entfernen und so weit wegreisen werde, daß weder zu ihm, noch zu dir, noch überhaupt in diese Gegend eine Nachricht von mir kommen kann." Der Diener, der sie ungern tödtete, ließ sich leicht zum Mitleid bewegen: er nahm ihre Kleider, gab ihr sein Wamms und einen Rock und ließ ihr das Geld, das sie bei sich hatte, und nachdem er sie noch einmal gebeten hatte, sie möchte sich aus dieser Gegend entfernen, ließ er sie zu Fuß in diesem Thale zurück und kam zu seinem Herrn, dem er versicherte, er habe nicht nur seinen Befehl ausgeführt, sondern ihr Leichnam sey bereits von einigen Wölfen aufgefunden worden. Bernabo kehrte nach einiger Zeit nach Genua zurück und als es da bekannt wurde, wurde er streng getadelt.

Die Dame, die allein und bekümmert zurückgelassen worden war, vermummte sich, so gut sie konnte, und ging mit dem Anbruch der Nacht in ein nahe gelegenes Dorf. Hier erhielt sie von einer armen Frau das, was sie bedurfte, um das Wamms für sich zurecht zu machen und nachdem sie es kürzer und aus dem Rocke ein paar Beinkleider verfertigt, die Haare abgeschoren und sich ganz in einen Matrosen umgewandelt hatte, ging sie ans Meer. Hier fand sie zufällig einen Edelmann aus Catalonien, mit Namen Encarache, der sein nicht weit davon entfernt liegendes Schiff in Alba verlassen hatte, um sich an einem Brunnen abzukühlen. Mit diesem ließ sie sich in ein Gespräch ein, verdingte sich an ihn als Diener und ging unter dem Namen Sicurano da Finale an Bord. Hier

wurde sie von ihrem Herrn besser gekleidet und fing an, ihm so eifrig und geschickt zu dienen, daß sie in hohe Gunst bei ihm kam. Nicht lange darnach geschah es, daß der Catalonier mit einer Ladung nach Alessandria segelte, und dem Sultan einige fremde Falken zum Geschenk mitbrachte. Da ihn nun der Sultan einigemal zur Tafel zog und das Benehmen des Sicurano, der ihn stets begleitete, sah, und Gefallen daran fand, so bat er den Catalonier, ihn ihm zu überlassen und dieser that es, so schwer es ihm auch fiel. In kurzer Zeit hatte Sicurano durch sein gutes Verhalten die Gunst und Liebe des Sultans ebenso für sich gewonnen, wie er zuvor die des Cataloniers sich erworben hatte. Als daher im Verlaufe der Zeit in Acre, das unter der Oberherrschaft des Sultans war, zu einer gewissen Zeit des Jahres eine große Versammlung christlicher und saracenischer Kaufleute statt fand, die eine öffentliche Messe hielten, und der Sultan zum Schutze der Kaufleute und der Waaren gewohnt war, außer andern Dienern auch einen seiner Großen als Befehlshaber der Wache dahin abzusenden, so entschloß er sich, als die Zeit herankam, den Sicurano in dieser Eigenschaft abzuschicken, der der Sprache schon vollkommen mächtig war. Und dieß that er auch. Als nun Sicurano als Befehlshaber der Schutzwache für die Waaren nach Acre gekommen war, und die Geschäfte seines Amtes treulich erfüllte, so sah er auch nicht selten Kaufleute aus Sicilien, Pisa, Genua, Venedig und andern Gegenden Italiens, und unterhielt sich gerne mit ihnen, da er sich dabei an sein Vaterland erinnerte. Nun geschah es unter anderm, daß er im Gewölbe von Kaufleuten aus Venedig unter andern Schmucksachen eine Börse und einen Gürtel bemerkte, die er sogleich für die seinigen erkannte. Er wunderte sich, ließ sich jedoch nichts merken,

sondern fragte freundlich, wem sie gehören und ob sie feil wären. Ambruogiuolo von Piacenza war ebenfalls mit vielen Waaren auf einem venetianischen Schiffe hieher gekommen, und als er hörte, daß der Befehlshaber der Schutzwache fragte, wem diese Dinge gehörten, trat er hervor und sagte lachend: „Mein Herr! diese Dinge gehören mir und ich verkaufe sie nicht; doch wenn sie Euch gefallen, so will ich sie Euch gerne zum Geschenk geben.“ Als Sicurano ihn lachen sah, fürchtete er, er möchte an irgend einer Bewegung erkannt worden seyn; doch nahm er sich zusammen und sprach ernsthaft: „Du lachst vielleicht darüber, daß ich als Kriegsmann nach solchen Weibersachen frage.“ Hierauf sprach Ambruogiuolo: „Mein Herr! nicht darüber lache ich, sondern ich lache über die Art und Weise, wie ich zu diesen Sachen gekommen bin.“ Hierauf sprach Sicurano: „Nun, Gott gebe dir gutes Glück! wenn es nichts Unschickliches ist, so erzähle, wie du dazu gekommen bist.“ — „Mein Herr,“ sprach Ambruogiuolo, diese Sachen gab mir sammt einigen andern Gegenständen eine vornehme Dame aus Genua, mit Namen Frau Ginevra, die Gattin des Bernabo Lomellin in einer Nacht, als ich bei ihr schlief und bat mich, sie ihr zu Liebe zu behalten. Nun habe ich lachen müssen, weil ich mich an die Thorheit des Bernabo erinnerte, die so groß war, daß er fünftausend Goldgulden gegen tausend setzte, ich würde seine Gattin nicht bewegen können, mir zu Willen zu seyn: aber ich gewann die Wette, und er, statt sich wegen seiner Dummheit zu bestrafen, da sie nur gethan hatte, was alle Frauen thun, kehrte von Paris nach Genua zurück und ließ sie, wie ich später hörte, umbringen.“ Als Sicurano dieß hörte, sah er plötzlich ein, wodurch die Wuth Bernabos gegen ihn veranlaßt worden war und begriff, daß dieser Ambruogiuolo

an seinem ganzen Unglück Schuld sey; daher entschloß er sich, ihm dieß nicht ungestraft hingehen zu lassen. Sicurano stellte sich nun, als habe er eine große Freude an dieser Geschichte und knüpfte sehr gewandt eine enge Freundschaft mit Ambruogiuolo an, so daß dieser auf Sicuranos Aufforderung mit allen seinen Waaren nach Alessandria ging, wo ihm Sicurano ein Gewölbe bauen ließ und viel zu lösen gab, weßhalb Jener gerne hier blieb, weil er einen großen Nutzen dabei sah. Sicurano, dem außerordentlich daran lag, den Bernabo von seiner Unschuld zu überzeugen, ruhte nicht eher, als bis er mit Hülfe einiger großen genuesischen Kaufleute, die in Alessandria waren, Mittel fand, ihn hieher zu bringen. Endlich kam er in ziemlich dürftigen Umständen an, und ein Freund des Sicurano mußte ihn in der Stille empfangen, bis es Jenem Zeit schien, seinen Plan auszuführen. Sicurano hatte bereits den Ambruogiuolo seine Geschichte vor dem Sultan erzählen lassen und der Sultan hatte sich darüber gefreut. Als jedoch Bernabo angekommen war, glaubte er, die Sache nicht mehr länger hinausschieben zu dürfen. Zu gelegener Zeit bat er den Sultan, er möchte Ambruogiuolo und Bernabo vor sich kommen lassen und in Gegenwart des Bernabo den Ambrougiuolo nöthigenfalls mit Gewalt zum Geständniß der Wahrheit in Beziehung auf das Abenteuer mit der Gattin des Bernabo bringen. Als nun Ambruogiuolo und Bernabo gekommen waren, befahl der Sultan in Gegenwart Vieler dem Ambruogiuolo mit finsterem Gesichte: er solle der Wahrheit gemäß erzählen, auf welche Art er von Bernabo fünftausend Goldgulden gewonnen habe. Auch Sicurano war gegenwärtig, auf den Ambrougiuolo sein festes Vertrauen setzte. Aber dieser drohte ihm mit noch viel zornigerem Gesichte die schwersten Martern an,

wenn er nicht die Wahrheit sage. Ambruogiuolo, von allen Seiten erschreckt, erzählte nun, nachdem man ihm noch etwas mehr zu Leibe gegangen war, in Gegenwart des Bernabo den ganzen Hergang der Sache deutlich, indem er sich auf keine andere Strafe gefaßt machte, als auf die Zurückgabe der fünftausend Goldgulden und der entwendeten Gegenstände. Nachdem Ambruogiuolo geendigt hatte, wandte sich Sicurano, als Stellvertreter des Sultans in dieser Sache an Bernabo und sprach: „Und was hast du denn, durch diese Lüge betrogen, deiner Gattin gethan?“ Hierauf antwortete Bernabo: „Vom Zorn über den Verlust meines Geldes, und von der Scham wegen der Schmach, die ich mir von meiner Gattin angethan glaubte, übermannt, ließ ich sie durch einen meiner Diener tödten, und wie er mir sagte, wurde sie sogleich von mehreren Wölfen gefressen.“ Nachdem diese Geschichten in Gegenwart des Sultans erzählt und von ihm, der selbst nicht wußte, auf was Sicurano, der Alles so angeordnet hatte, mit der Sache abziele, gehörig verstanden worden war, sprach Sicurano zu ihm: „Gnädiger Herr, Ihr könnt hier deutlich sehen, wie sehr diese Dame sich ihres Liebhabers und ihres Gatten rühmen kann. Der Liebhaber nimmt ihr die Ehre, verdirbt durch Lügen ihren guten Ruf und macht ihren Gatten arm; der Gatte, leichtgläubiger gegen fremde Lügen, als gegen ihre längst erprobte Wahrheit, läßt sie tödten und von den Wölfen fressen, und überdieß ist das Wohlwollen und die Liebe, die der Gatte und der Liebhaber gegen sie hegt, so groß, daß sie lange mit ihr an einem Orte wohnen, ohne sie zu erkennen. Weil Ihr jedoch am besten wißt, was ein Jeder von Beiden verdient hat, so will ich, wenn Ihr mir die besondere Gnade erweisen wollt, den Betrüger zu strafen und dem Betrogenen zu verzeihen, die Dame

in ihrer und Eurer Gegenwart hieher führen." Der Sultan, entschlossen, in dieser Sache den Sicurano ganz gewähren zu lassen, sagte: er sey es zufrieden, er solle die Dame rufen. Bernabo staunte außerordentlich, da er sie ganz gewiß für todt hielt und Ambruogiuolo, der sein Unglück schon ahnte, besorgte jetzt etwas mehr, als blos Geld zahlen zu müssen, und wußte nicht, ob er die Ankunft der Dame mehr hoffen oder fürchten müsse. Doch erwartete er mit großem Erstaunen ihre Ankunft. Als nun der Sultan dem Sicurano die Erlaubniß gegeben hatte, warf sich dieser weinend vor dem Sultan auf die Kniee, legte auf einmal die männliche Stimme und das ganze männliche Ansehen ab und sprach: „Gnädiger Herr, ich bin die unglückliche Ginevra, die sich sechs Jahre lang als Mann durch die Welt schleppen mußte, nachdem dieser Verräther Ambruogiuolo mich fälschlich und verbrecherisch angetastet und dieser grausame und unbillige Mann mich hatte tödten und den Wölfen vorwerfen lassen wollen." Nach diesen Worten riß sie die Kleider auf, zeigte ihre Brust, und bewies dem Sultan und allen Anwesenden, daß sie eine Frau war. Hierauf wandte sie sich an Ambruogiuolo und fragte ihn erzürnt: ob er jemals, wie er sich gerühmt habe, bei ihr geschlafen hätte? Dieser erkannte sie jetzt, war aber aus Scham ganz stumm geworden und antwortete nichts. Als der Sultan, der den Sicurano für einen Mann gehalten hatte, dieses sah und hörte, wunderte er sich so sehr, daß er Alles mehr für einen Traum als für Wahrheit hielt. Als er jedoch von seinem Erstaunen zu sich kam und die Wahrheit ihm einleuchtete, lobte er die Beharrlichkeit, das Betragen und die Tugenden Ginevras sehr, ließ anständige Weiberkleider kommen und Frauen, ihr Gesellschaft zu leisten, und schenkte dem Bernabo, ihrer Bitte gemäß, die verdiente Todesstrafe.

Als dieser sie erkannte, warf er sich weinend ihr zu Füßen und bat um Verzeihung, und obgleich er dieselbe nicht verdiente, schenkte sie sie ihm doch gerne, hieß ihn aufstehen und umarmte ihn zärtlich. Hierauf befahl der Sultan, den Ambruogiuolo unverzüglich auf einem hohen Platze der Stadt, auf welchen die Sonne fallen mußte, an einen Pfahl zu binden und mit Honig zu beschmieren, und ihn nicht eher wieder abzunehmen, als bis er todt sey. Weiter befahl er, alles Eigenthum des Ambruogiuolo der Dame einzuhändigen, was mehr als zehntausend Pistolen ausmachte. Hierauf ließ er ein großes Fest veranstalten, auf welchem er dem Bernabo, als dem Manne der Frau Ginevra, und dieser als einer vortrefflichen Dame viele Ehre erwies. Dann schenkte er ihnen an Kleinodien, Gold- und Silbergeräth und an baarem Gelde so viel, daß dieß wieder mehr als zehntausend Pistolen ausmachte, ließ ihnen ein Schiff ausrüsten und erlaubte ihnen, nach Genua zurückzukehren. Dahin kehrten sie reich und vergnügt zurück und wurden dort ehrenvoll empfangen, besonders Frau Ginevra, die Jedermann für todt hielt und die früher allgemein im Rufe standhafter Tugend gestanden war. Ambruogiuolo wurde noch an demselben Tage, an welchem er an den Pfahl gebunden und mit Honig beschmiert wurde, unter schrecklichen Qualen von Fliegen, Wespen und Bremsen, an denen jenes Land Ueberfluß hat, nicht blos getödtet, sondern bis auf die Knochen verzehrt und sein weiß gebleichtes Gebein diente noch lange Zeit einem Jeden, der es sah, zum Zeugniß seiner Bosheit. So wurde hier das Sprüchwort wahr, daß der Betrüger dem Betrogenen zuletzt unter die Füße kommt.

Zehnte Novelle.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo di Chinzica seine Gattin; dieser erfährt es, reist ihr nach, wird ein Freund Paganinos, und fordert sie zurück. Paganino beruft sich auf den Willen der Frau; diese will nicht zu ihrem Gatten zurückkehren, sondern wird nach dem Tode des Herrn Ricciardo die Gattin Paganinos.

Jedes Mitglied der ehrenwerthen Gesellschaft lobte die von der Königin erzählte Geschichte als sehr schön, besonders Dioneo, der allein noch für heute zu erzählen hatte. Nachdem er also die vorangegangene Erzählung sehr gerühmt hatte, begann er folgendermaßen: Meine schönen Damen! Ein Umstand in der Erzählung der Königin hat mich bestimmt, die Geschichte, die ich vorzutragen im Sinne hatte, nicht vorzutragen, sondern eine andere zu wählen: und dieser Umstand ist die Dummheit des Bernabo, — obwohl dieser noch gut davon kam — und aller Andern, die dasselbe glauben, was er glaubte, nämlich sich einbilden, während sie die Welt durchziehen, und bald mit dieser, bald mit einer Andern sich die Zeit vertreiben, sitzen ihre Frauen zu Hause und legen die Hände in den Schooß, als ob wir, die wir unter ihnen geboren werden und aufwachsen, nicht wüßten, nach was es die Frauen gelüstet. In meiner Geschichte werde ich Euch zu gleicher Zeit zeigen, wie groß die

Thorheit solcher Menschen ist, und um wie viel größer noch die Thorheit Derer, die sich für mächtiger halten, als die Natur, und glauben, das, was sie für sich nicht zu bewirken im Stande sind, durch fabelhafte Vorspiegelungen bewirken zu können.

Es lebte einmal in Pisa ein Richter, der mehr mit Verstand, als mit Körperkräften begabt war; sein Name war Ricciardo di Chinzica. Dieser glaubte wahrscheinlich, mit denselben Fähigkeiten, mit denen er sich den Studien widmete, auch einer Frau Genüge thun zu können; und da er sehr reich war, so gab er sich nicht geringe Mühe, sich eine schöne und junge Gattin auszusuchen, was er doch Beides hätte unterlassen müssen, wenn er eben so gut sich, als Andern hätte rathen können. Aber es gelang ihm so gut, daß Herr Lotto Gualandi ihm eine seiner Töchtern, mit Namen Bartolomea, zur Frau gab, eine der schönsten und verliebtesten Mädchen in Pisa, obwohl dort fast alle Frauenzimmer den Eidechsen glichen. Diese führte der Richter unter großen Feierlichkeiten nach Hause, veranstaltete eine schöne und prächtige Hochzeit, und wagte es wirklich, in der ersten Nacht ein einziges Mal die Heirath zu vollziehen; doch wäre es ihm auch dieses einzige Mal kaum gelungen, und da er ein hagerer, ausgetrockneter, schwerathmender Mann war, so mußte man des andern Tages Weine, Backwerk und andere stärkende Mittel anwenden, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Dieß führte ihn darauf, seine Kräfte besser als zuvor zu berechnen, und so entwarf er seiner Frau einen Kalender, der für Kinder, welche lesen lernen, gut seyn mag, und vielleicht in Ravenna verfertigt worden ist; denn nach diesem Kalender war an jedem Tag im Jahre ein, ja mehrere Heiligenfeste, zu deren Feier, wie er ihr anschaulich zu machen suchte, Mann und Weib sich von einander enthalten

mußten: dazu kamen noch Fasten, Quatember, Vigilien der Apostel und tausend anderer Heiligen, und Freitag, Samstag und Sonntag, die ganze Fastenzeit, die Phasen des Monds, und viele andere Ausnahmen, indem er wahrscheinlich glaubte, er müsse mit seiner Frau im Bette ebenso Ferien machen, wie mit seinen Processen. Diese Sitte beobachtete er lange, zum großen Verdrusse seiner Frau, die auf diese Art kaum einmal des Monats von ihm berührt wurde; aber dabei bewachte er sie sorgfältig, damit nicht irgend Jemand sie die Werktage kennen lehren möchte, wie er sie in den Festtagen unterwiesen hatte. Da kam einst dem Herrn Ricciardo an einem sehr heißen Tage die Lust, sich auf ein schönes Landgut nahe bei Monte Nero zu begeben, und sich dort einige Tage aufzuhalten, um frische Luft zu schöpfen, und auch seine schöne Gattin mitzunehmen. Während ihres Aufenthaltes daselbst veranstaltete er eines Tages, um ihr ein Vergnügen zu machen, einen Fischfang; und sie fuhren auf zwei Nachen, auf dem einen er mit den Fischern, auf dem andern sie mit andern Damen, in die See hinaus, und von Vergnügen hingerissen, wagten sie sich, ohne es zu bemerken, mehrere Meilen weit in das Meer. Und während sie aufmerksam dem Fischfang zusahen, kam Paganino von Monaco, ein damals sehr bekannter Seeräuber, auf einem Schiffe heran, fuhr auf die Nachen zu, die nicht so schnell entfliehen konnten, daß nicht Paganino den hätte erreichen können, auf welchem die Damen sich befanden. Als er unter diesen die schöne Gattin des Ricciardo sah, die ihm ungemein wohl gefiel, so nahm er, ohne sich um die Andern zu bekümmern, diese auf sein Schiff und fuhr davon, während ihr Gatte vom Land aus den ganzen Hergang mit ansah. Dieser, der so eifersüchtig war, daß er jedes Lüftchen fürchtete, war natürlich

hierüber außerordentlich bekümmert. Aber vergebens jammerte er in Pisa und überall über die Frechheit der Seeräuber, da er ja nicht wußte, wer ihm seine Frau geraubt, oder wohin er sie gebracht hatte. — Paganino hatte eine große Freude über ihre Schönheit, und da er keine Frau hatte, so beschloß er, sie bei sich zu behalten. Er tröstete die Weinende mit süßen Worten, und als die Nacht kam, so fing er, da ihm der Kalender ganz entfallen, und alle Ferien oder Feste aus dem Gedächtniß geschwunden waren, an, sie durch die That zu trösten, da die Worte den Tag über nicht viel gefruchtet hatten. Auf diese Art tröstete er sie so gut, daß, ehe sie noch in Monaco anlangten, der Richter mit seinen Gesetzen ihr aus dem Sinn gekommen war, und sie anfing, mit Paganino das lustigste Leben zu führen. Als sie dieser nach Monaco geführt hatte, hielt er sie, außer den Tröstungen, die er ihr bei Tag und bei Nacht angedeihen ließ, sehr ehrenvoll wie seine Frau.

Nach einiger Zeit kam es dem Ricciardo zu Ohren, wo seine Frau sich befinde; und von der feurigsten Sehnsucht beseelt, entschloß er sich, da er glaubte, daß Niemand so gut als er das Nöthige in diesem Falle zu thun wisse, selbst dahin zu gehen, mit dem Vorsatz, für ihre Loskaufung jede Summe aufzuwenden. Er schiffte sich also ein, kam nach Monaco, sah seine Frau dort, und wurde von ihr gesehen, die es sogleich dem Paganino mittheilte und ihn von seiner Absicht unterrichtete. Am folgenden Morgen sah Ricciardo den Paganino, machte sich mit ihm bekannt, und schloß in kurzer Zeit eine enge Freundschaft mit ihm; indem sich Paganino stellte, als kenne er ihn nicht, um zu sehen, wie er seine Sache angreifen würde. Als es Herrn Ricciardo Zeit zu seyn schien, entdeckte er ihm so gut und freundlich er konnte den Grund seines Hierseyns

und bat ihn, ihm seine Frau zurückzugeben, und eine beliebige Summe dafür zu fordern. Hierauf antwortete Paganino ganz vergnügt: „Mein Herr, seyd mir willkommen; ich will Euch mit wenig Worten meine Meinung sagen: Es ist wahr, ich habe eine junge Frau zu Hause, von der ich nicht weiß, ob sie Eure Frau oder die eines Andern ist, weil ich Euch gar nicht, und sie erst so lange kenne, als sie bei mir ist, nämlich erst kurze Zeit. Wenn Ihr der Gatte dieser Frau seyd, so will ich, weil Ihr mir ein höflicher Mann zu seyn scheint, Euch zu ihr führen, und bin überzeugt, sie wird Euch alsdann recht wohl erkennen: sagt sie, es sey so, wie Ihr sagt, und will sie mit Euch gehen, so will ich, Eurer Höflichkeit zu Liebe, Euch gestatten, mir ein beliebiges Lösegeld für sie zu zahlen: ist es aber nicht so, so würdet Ihr Unrecht thun, mir sie zu nehmen; denn ich bin ein junger Mann und kann so gut, als ein Anderer, eine Frau halten, besonders sie, die das anmuthigste Weibchen ist, das ich je sah." Hierauf sprach Herr Ricciardo: „Ganz gewiß ist sie meine Frau, und wenn du mich zu ihr führst, so wirst du es bald sehen: sie wird mir sogleich um den Hals fallen. Es soll daher nicht anders seyn, als wie du selbst gesagt hast." — „Nun, so laßt uns gehen," sagte Paganino. Sie gingen also in das Haus des Paganino, und dieser ließ sie rufen. Schön gekleidet und geschmückt kam sie aus einer Kammer zu Ricciardo und Paganino, und sprach mit Ricciardo gerade so, wie wenn er irgend ein Fremder wäre, den Paganino in sein Haus geführt hätte. Als dieß der Richter, der geglaubt hatte, er werde von ihr mit größter Freude empfangen werden, sah, wunderte er sich sehr und sprach zu sich selber: „Wahrscheinlich hat der Verdruß und der lange Kummer über ihren Verlust mich so umgewandelt, daß sie mich nicht

mehr erkennt.“ Daher sprach er: „Der Fischfang, zu dem ich dich führte, ist mir theuer zu stehen gekommen, liebe Frau; denn niemals hat Jemand einen größeren Schmerz gefühlt, als ich über deinen Verlust empfunden habe, und du scheinst mich nicht einmal mehr zu kennen, so kalte Reden richtest du an mich: siehst du denn nicht, daß ich dein Ricciardo bin, der hieher gekommen ist, um diesem höflichen Manne, in dessen Hause wir sind, jede beliebige Summe zu bezahlen, um dich loszukaufen, und mit mir zu nehmen!“ Die Dame wandte sich zu ihm, und sagte mit einem leichten Lächeln: „Mein Herr, sprecht Ihr mit mir? Sehet zu, daß Ihr mich nicht mit etwas Anderem verwechselt; denn ich wenigstens kann mich nicht erinnern, Euch je gesehen zu haben.“ — Hierauf sprach Ricciardo: „Bedenke doch, was du sagst! siehe mich doch recht an; wenn du ein wenig zurückdenken willst, so wirst du bald sehen, daß ich dein Ricciardo di Chinzica bin.“ — Die Dame antwortete: „Verzeiht mir, mein Herr; es ist wohl nicht so schicklich für mich, als Ihr Euch einbildet, Euch viel anzusehen; aber doch habe ich Euch schon so genau betrachtet, daß ich überzeugt bin, Euch nie gesehen zu haben.“ — Ricciardo bildete sich nun ein, sie thue dieß aus Furcht vor Paganino, um nicht in seiner Gegenwart bekennen zu müssen, daß sie ihn kenne: daher bat er nach einer Weile den Paganino, er möchte ihm gestatten, mit ihr allein in einem Zimmer zu sprechen.“ Paganino sagte: „er erlaube es, unter der Bedingung jedoch, daß er sie nicht wider ihren Willen küsse, und der Dame befahl er, mit Ricciardo in die Kammer zu gehen und zu hören, was er ihr zu sagen habe. Sie ging also mit Ricciardo in die Kammer, und nachdem sie sich gesetzt hatten, begann Ricciardo: „Ach du liebes Herzchen, süßes Leben, meine Hoffnung, kennst du denn nicht

deinen Ricciardo, der dich mehr liebt, als sich selbst? Wie, ist es denn möglich? habe ich mich so sehr verändert? Ach, du mein Licht, schaue mich nur ein wenig an." Die Dame fing an zu lachen, unterbrach ihn und sprach: „Ihr wißt wohl, daß ich kein so schlechtes Gedächtniß habe, um nicht zu wissen, daß Ihr Herr Ricciardo di Chinzica, mein Gemahl, seyd: aber so lange ich noch bei Euch war, habt Ihr bewiesen, daß Ihr mich sehr wenig kennt; denn wäret Ihr verständig gewesen, wofür Ihr doch gelten wollt, so hättet Ihr so viel Einsicht haben müssen, um zu sehen, daß junge Damen etwas mehr verlangen, als Kleidung und Speise, wenn sie auch aus Scham nichts davon merken lassen: und wie Ihr es damit gehalten habt, wißt Ihr am besten. Wenn Euch das Studium Eurer Gesetze lieber ist, als ein Weib, so hättet Ihr keines nehmen sollen; obwohl Ihr meiner Ansicht nach kein Richter seyd, sondern Ihr scheinet mir ein Ausrufer der Heiligentage und Feste, Fasten und Vigilien zu seyn, so gut verstandet Ihr Euch auf dieses. Ich sage Euch, wenn Ihr den Arbeitern, die Eure Güter bebauen mußten, auch so viele Festtage gestattet hättet, als Ihr dem gestattet habt, der mein kleines Feldchen zu bebauen hatte, so hättet Ihr Zeit Eures Lebens kein Körnchen Getreide eingeärndtet. Ich habe Den getroffen, den mir Gott aus mitleidiger Berücksichtigung meiner Jugend gesandt hat; mit ihm lebe ich in dieser Kammer, in der man nichts von einem Festtage weiß, von solchen Festtagen nämlich, die Ihr weit mehr zur Ehre Gottes, als im Dienste Eurer Frau so sorglich gefeiert habt: über diese Schwelle kommt kein Samstag oder Freitag, keine Vigilie oder Quatember, keine Fastenzeit, die gar kein Ende nehmen will, sondern hier wird Tag und Nacht darauf los gearbeitet, und so oft es zur Frühmette läutet,

kann ich davon sagen, wie es wieder die Nacht über zugegangen ist. Deßhalb will ich hier bei ihm bleiben und arbeiten, so lange ich noch jung bin, und die Feste, Bußtage und Fasten will ich mir auf das Alter aufsparen. Euch aber wünsche ich glückliche Reise; entfernet Euch, sobald Ihr könnet, und haltet ohne mich Feste, so viel Ihr wollt." — Als Herr Ricciardo diese Worte hörte, empfand er unbeschreiblichen Kummer und sprach, nachdem sie geendigt hatte: „Ach mein süßes Leben! welche Worte hast du gesprochen? hast du denn gar keine Rücksicht auf die Ehre deiner Eltern und auf deine eigene? Willst du hier als Kebsweib dieses Mannes in Todsünden bleiben, statt in Pisa als meine Gattin zu leben. Wenn dich dieser Mensch satt hat, wird er dich mit Schimpf und Schande verstoßen; ich werde dich stets lieb haben, und wenn ich auch nicht mehr lebe, wirst du doch stets Gebieterin meines Hauses bleiben. Willst du denn um dieser unordentlichen und unehrbaren Lust willen deine Ehre und mich, der ich dich mehr als mein Leben liebe, ganz im Stiche lassen? Ach, meine süße Hoffnung, sprich nicht so, sondern komme mit mir. Da ich jetzt deinen Wunsch kenne, so will ich mich in der Folge mehr anstrengen: deßhalb ändere deinen Entchluß, mein süßes Leben, und komme mit mir; denn seitdem du mir geraubt bist, habe ich keine Freude mehr empfunden." — Hierauf antwortete die Dame: „Um meine Ehre, meine ich, braucht sich jetzt, da es schon zu spät ist, Niemand mehr zu bekümmern, als ich; wären meine Eltern damals um meine Ehre besorgt gewesen, als sie mich Euch zur Gattin gaben! Haben sie sich aber damals nicht um die meinige bekümmert, so bekümmere ich mich jetzt nicht um die ihrige. Lebe ich hier in einer Todsünde, so sey es; bin ich doch sonst gut versorgt, und so braucht sich Niemand um mich zu bekümmern.

Uebrigens glaube ich, hier Paganinos Frau zu seyn, während ich in Pisa nur Euer Kebsweib zu seyn glaubte, da ja die Planeten zwischen Euch und mir sich nur nach Mondsphasen und geometrische Berechnungen vereinigten; statt dessen hat Paganino hier mich die ganze Nacht im Arme, drückt und preßt mich, und Gott weiß, wie er mich zurichtet. Ihr sagt, Ihr wollt Euch künftig anstrengen. Zu was denn? Einen einzigen mißlungenen Versuch zu machen, um dann halb todt umzusinken? Ich sehe, Ihr seyd ein rechter Held geworden, seit ich Euch nicht mehr sah. Gehet, strengt Euch an, daß Ihr Euer Leben fristet; wiewohl ich glaube, Ihr wohnt nur zur Miethe in Eurem Körper, so schwindsüchtig und schwächlich sehet Ihr aus. Ja, ich sage Euch noch mehr; wenn mich auch Paganino verläßt, wozu er mir nicht gerade Lust zu haben scheint, wenn nur ich bleiben will, so würde ich deßhalb doch nicht zu Euch zurückkehren; denn wenn man Euch auch ganz auspressen würde, so käme doch kein Näpfchen Saft heraus. Zu meinem größten Schaden und Nachtheil bin ich einmal bei Euch gewesen: ich werde deßhalb irgend anderswo mein Unterkommen suchen. Ich sage Euch also noch einmal: hier gibt es keine Festtage und keine Vigilien; deßhalb will ich hier bleiben; Ihr aber gehet mit Gott, sobald Ihr könnet, widrigenfalls ich schreien würde, Ihr wolltet mir Gewalt anthun."

Als Herr Ricciardo sah, daß seine Sachen schlecht stehen, und jetzt seine Thorheit, ein junges Mädchen genommen zu haben, einsah, verließ er die Kammer traurig und bekümmert, sprach zwar viel mit Paganino, aber fruchtlos, und kehrte zuletzt nach Pisa zurück, nachdem er seine Frau aufgegeben hatte. Aus Schmerz über seinen Verlust verfiel er in eine solche Geisteszerrüttung, daß, wenn auf der Straße von Pisa irgend Jemand

ihn grüßte, oder ihn etwas fragen wollte, er nur antwortete: „Die Spitzbübin will keine Festtage," und bald nachher starb er auch. Als dieß Paganino, der wußte, wie sehr ihn die Dame liebe, hörte, nahm er sie zu seiner Frau; und so fuhren sie fort, darauf loszuarbeiten und sich's wohl seyn zu lassen, so lange sie die Beine trugen, ohne an Festtage, Vigilien und Fastenzeiten zu denken. Deßhalb scheint es mir, meine werthen Damen, als ob Bernabo in seinem Streite mit Ambruogiuolo auf dem Esel geritten wäre.

Diese Novelle gab der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen, daß Allen die Kinnladen schmerzten, und die Damen erklärten einstimmig, Dioneo habe Recht, und Bernabo sey ein Narr gewesen. Nachdem jedoch die Erzählung und das Gelächter zu Ende war, und die Königin sah, daß es schon spät war, daß Alle erzählt hätten, und ihre Regierung ein Ende habe, nahm sie ihren Kranz vom Haupte, setzte ihn der Neifile auf, und sprach anmuthig: „Von jetzt an, theure Freundin, sey die Herrschaft über diese kleine Gesellschaft Dein" — und dann setzte sie sich. Neifile erröthete ein wenig über die empfangene Ehre, und glich in ihrem Gesichte einer frischen April- oder Mairose beim Anbruch des Tages; ihre feurigen und wie der Morgenstern funkelnden Augen senkte sie ein wenig zu Boden. Nachdem sich jedoch das Geräusch des Beifalls, mit welchem die Umstehenden ihrer neuen Königin ihre Achtung darbrachten, gelegt hatte, faßte sie sich, nahm einen etwas erhabenen Sitz ein und sprach: „Da ich nun Eure Königin bin, so will ich mich von der Weise, welche meine Vorgängerinnen beobachtet haben, nicht entfernen, und Euch meine Meinung in wenigen Worten darlegen, die wir dann, wenn sie Eure Zustimmung erhält, befolgen wollen. Wie Ihr wißt, ist morgen Freitag

und übermorgen Samstag; zwei Tage, die wegen der Speisen, die man an ihnen genießt, Manchen beschwerlich sind. Außerdem, daß man den Freitag, an welchem der, welcher für unser Heil in den Tod ging, litt, heilig halten muß, und es sich also besser ziemt, denselben mit Gebeten, als mit Erzählungen hinzubringen: so ist es am darauf folgenden Samstag Sitte bei den Frauen, sich den Kopf zu waschen, allen Staub und Schmutz, der sich unter den Mühen der vergangenen Woche angesammelt hat, zu entfernen, aus Ehrfurcht für die heilige Mutter des Sohnes Gottes zu fasten, und dem Sonntag zu Ehren von jeder Arbeit zu ruhen: daher können auch wir unsere gewöhnliche Ordnung an diesen Tagen nicht befolgen, sondern ich glaube, wir müssen unsere Erzählungen aussetzen. Da wir ferner schon vier Tage hier lebten, so halte ich es, wenn wir nicht von Besuchen überrascht werden wollen, für nöthig, unsern Aufenthaltsort zu verändern, und anders wohin zu ziehen; auch habe ich schon einen neuen Aufenthaltsort ausfindig gemacht. Wenn wir nun nächsten Sonntag zur Mittagsruhe daselbst uns versammelt haben werden, nachdem wir heute Zeit genug gehabt haben, uns zu besprechen, so glaube ich, wir sollten, theils weil wir mehr Zeit zum Nachdenken gehabt, theils weil es mehr Reiz haben wird, die Grenzen, innerhalb welcher sich unsere Erzählungen bewegen müssen, etwas enger ziehen, und aus den mannichfaltigen Schicksalen einen bestimmten Fall uns auswählen. Und zwar würde ich vorschlagen, von Personen zu erzählen, die etwas Heißersehntes durch Gewandtheit sich verschafft oder, wenn sie es verloren, wieder gewonnen haben. Es mögen nun Alle darüber nachdenken, über dieses Thema etwas Nützliches oder wenigstens Unterhaltendes mitzutheilen, wobei übrigens dem Dioneo sein Vorrecht unbenommen bleibt.“ Die

Rede und der Vorschlag der Königin wurde von Allen gelobt und angenommen. Jene ließ hierauf ihren Haushofmeister kommen, gab ihm genau an, wo er des Abends den Tisch decken, und wie es die ganze Zeit ihrer Regierung über gehalten werden sollte. Hierauf erhob sie sich mit ihrer Gesellschaft, und gab einem Jeden die Erlaubniß, seinem Vergnügen frei nachzugehen. Die Damen und die Herren schlugen den Weg zu einem Garten ein, und nachdem sie sich eine Weile darin ergangen hatten, speisten sie fröhlich und vergnügt zu Nacht. Nach dem Abendessen führte Emilie auf das Gebot der Königin einen Tanz auf, und Pampinea sang folgendes Lied, in welches die Andern einstimmten:

Wenn ich nicht singe, welche soll dann singen,
Daß alle meine Wünsche mir gelingen!

So komm denn, Amor, Urquell meiner Freuden,
Der Hoffnung Quell, und jeder fröhlichen Gewährung;
Laß uns zusamm'n ein Weilchen singen,
Nicht von den bittern Müh'n, nicht von den Leiden,
Der meine Freuden nach versüßenden Bescheerung,
Vom hellen Feuer soll es klingen,
Aus dessen Glut mir Lust und Scherz entspringen,
Daß ich vor Dir, mein Gott, das Knie muß beugen.

Um meines Herzens Glut mir zu erproben,
Hast, Amor, du vor's Auge mir gestellt
Den Jüngling, der von kühnem Muth
Und hoher Schönheit strahlend sich erhoben,
Den Keiner überragt, dem Keiner gleich sich hält,
Und ich entbrannt' in heißer Glut
Zu Ihm, dem Herrlichen, vor Freude wallt mein Blut,
Daß ich mit Dir, mein Herr, davon muß singen.

Und was mich hebt zum Gipfel meiner Wonne,
Das ist, daß er mir schenket gleiches Wohlgefallen,
O Amor, durch deine gnädige Macht.
Nun weckt mir keinen Wunsch mehr auf die Sonne,
Zum Frieden jener Welt kann ich hinüber wallen,
Dahin hat hohe Treue stets gebracht,
Wie ich für ihn aufs Neu' sie angefacht.
Gott sieht's, und wird sein Reich mir gnädig schenken.

Hierauf wurden noch mehrere andere Lieder gesungen, und Tänze gespielt und aufgeführt. Als es der Königin Zeit schien, zur Ruhe zu gehen, gingen Alle unter Begleitung von Fackeln in ihre Zimmer. Die folgenden Tage brachten sie mit den Beschäftigungen zu, welche die Königin zuvor angegeben hatte, und warteten mit Sehnsucht auf den Sonntag.

Es beginnt der dritte Tag des Dekameron,

an welchem, unter dem Regiment der Neifile, von Personen erzählt wird, die etwas Heißersehntes durch Gewandtheit sich verschafft, oder etwas Verlorenes wieder erlangt haben.

Die Morgenröthe vertauschte bereits, beim Aufgehen der Sonne, ihre rothe Farbe mit der goldgelben, als die Königin sich erhob, und ihre ganze Gesellschaft aufstehen hieß. Schon lange zuvor hatte der Haushofmeister viele der nöthigsten Gegenstände nach dem neuen Wohnort vorausgesandt, mit Leuten, welche dort die erforderlichen Anstalten treffen sollten; und als er die Königin sich auf den Weg machen sah, ließ er sogleich alles Uebrige aufpacken; so wurde das Lager abgebrochen, und er zog sammt dem Gepäcke und der übrigen Dienerschaft den Damen und Herren nach. Die Königin zog mit langsamem Schritte, begleitet und gefolgt von ihren Damen und den drei jungen Herren, unter dem Gesange von vielleicht zwanzig Nachtigallen und andern Vögeln, auf einem nicht sehr betretenen Pfade, der aber voll grüner Kräuter und Blumen war, die sich unter den Strahlen der aufgehenden Sonne alle öffneten, gegen die Abendseite mit ihrer Gesellschaft, die mit Scherzreden, Witzen und Lachen sich die Zeit

anmuthig vertrieb. Kaum waren sie zweitausend Schritte weit gegangen, noch lange vor der dritten Stunde nach Sonnenaufgang, gelangten sie zu einem wunderschönen, reichen Palaste, der etwas über der Ebene auf einer kleinen Anhöhe gelegen war. Als sie in denselben eingetreten waren, ihn ganz durchsehen und die großen Säle, die reinen und geschmückten Zimmer, die Alles in Fülle enthielten, was zu den Erfordernissen eines Zimmers gehört, beschaut hatten, lobten sie Alles aufs höchste, und priesen den Eigenthümer desselben glücklich. Als sie vollends hinunterstiegen, und den geräumigen, freundlichen Hof, die mit den besten Weinen angefüllten Keller, das frische Wasser, das in Fülle aus dem Boden sprudelte, sahen, lobten sie Alles noch viel mehr. Nach einer kleinen Ruhe verlangend, begaben sie sich auf eine Altane, welche den ganzen Hof beherrschte, und die ganz mit Blumen, wie sie die Jahreszeit brachte, und mit grünen Blättern und Zweigen ausgeschmückt war; hier nahmen sie Platz und bald kam der verständige Haushofmeister, und stellte ihnen zur Stärkung das kostbarste Backwerk und die trefflichsten Weine vor. Hierauf ließen sie sich einen Garten öffnen, der seitwärts vom Palaste lag und ganz mit einer Mauer umgeben war; sie traten hinein, und da das Ganze ihnen gleich auf den ersten Blick von wunderbarer Schönheit zu seyn schien, begannen sie die einzelnen Theile desselben auf das aufmerksamste zu betrachten. Von dem Mittelpunkte dieses Gartens gingen nach allen Richtungen hin breite und schnurgerade Wege aus, die mit Rebenlauben überdeckt waren und für den Herbst viele Trauben versprachen; und da sie gerade in voller Blüthe standen, so strömten sie einen so herrlichen Wohlgeruch aus, daß er und der Duft der vielen andern im Garten befindlichen Pflanzen die Gesellschaft auf den Glauben brachte, sie seyen

plötzlich auf den gewürzreichsten Punkt des Orients versetzt. Die Bogengänge der Wege waren mit weißen und rothen Rosen und Jasmin ganz durchflochten; daher konnte man nicht nur des Morgens, sondern auch, wenn die Sonne hoch am Himmel stand, ohne von ihren Strahlen berührt zu werden, im lieblichsten Schatten und Wohlgeruche unter ihnen wandeln. Es wäre zu umständlich, wollte man beschreiben, wie viele und welche Pflanzen im Garten gepflanzt und wie sie angeordnet waren; kurz, unser Himmelsstrich bringt nicht eine schöne Pflanze hervor, die nicht hier in Fülle vorhanden gewesen wäre. Nicht minder anmuthig, sondern vielleicht das schönste im ganzen Garten, war ein Rasenplatz in der Mitte, mit den feinsten Gräsern besetzt, deren Grün ganz dunkel war; ihn zierte eine Mannichfaltigkeit von vielleicht tausend Arten von Blumen, und eingeschlossen war er von einer Reihe hoher, grüner Pomeranzenbäume und Cedern, die mit ihren reifen und unreifen Früchten und ihren Blüthen nicht blos lieblichen Schatten gewährten, sondern auch einen angenehmen Geruch verbreiteten. In der Mitte dieses Rasenplatzes befand sich ein Becken vom weißesten Marmor mit der herrlichsten Schnitzarbeit geziert. Auf einer Säule, in der Mitte dieses Beckens, stand eine Figur, die, ich weiß nicht, ob durch natürliche Kraft oder durch künstliche Einrichtung, so viel Wasser so hoch gegen den Himmel spritzte, daß es nachher mit dem angenehmsten Plätschern in das klare Becken zurückfiel, und man nicht so viel bedurft hätte, um eine Mühle damit zu treiben. Der Ueberfluß dieser reichen Quelle ergoß sich auf geheimem Wege und durch schöne und künstlich gefertigte Röhren aus dem Garten hinaus, wo das Wasser wieder hervorkam und den Garten rings umfloß. Von hier aus vertheilte es sich durch ähnliche Röhren wieder in alle Theile des

Gartens, und sammelte sich zuletzt an einem Punkte, wo es aus dem schönen Garten hinausfloß und in klaren Fluthen der Ebene zuströmte, nachdem es zuvor, zum Nutzen des Eigenthümers, mit großer Kraft zwei Mühlen getrieben hatte. Dieser ganze Garten, seine schöne Anordnung, die Pflanzen und das Becken mit den daraus emporsprudelnden Springbrunnen gefielen den Damen und den Herren so gut, daß Alle behaupteten, wenn es ein Paradies auf Erden gäbe, so könnte dasselbe keine andere Gestalt haben, als dieser Garten, und sie wüßten nicht, welche neue Schönheit noch hinzu kommen könnte. Sehr vergnügt gingen sie daher im Garten umher, wanden aus Laubwerk und Zweigen schöne Kränze; von allen Seiten hörten sie Vögel der verschiedensten Art singen, wie wenn sie mit einander wetteifern wollten, und jeden Augenblick entdeckten sie neue Schönheiten, die sie im Anschauen anderer Reize vertieft, bisher übergangen hatten; denn sie sahen in dem Garten vielleicht hundert verschiedene Thiergattungen, und Einer zeigte dem Andern, wie hier Kaninchen aus der Erde hervorkriechen, dort Hasen laufen, hier Rehe liegen, dort junge Hirsche weiden, und noch viele andere unschädliche Thiere sah man wie Hausthiere friedlich und fröhlich umherhüpfen, wodurch auch das Vergnügen der Gesellschaft noch erhöht wurde. Aber nachdem sie lange genug, bald dieß bald jenes beschauend, umhergewandelt waren, ließen sie an dem schönen Becken die Tische decken, sangen zuerst sechs Lieder und führten einige Tänze auf; dann gingen sie, als es der Königin Zeit schien, zu Tische. Nachdem sie in schönster Ordnung mit den herrlichsten Speisen bedient worden waren, erhoben sie sich vergnügt, überließen sich aufs Neue der Musik, dem Gesang und Tanz, bis es, als die Hitze stärker wurde, der Königin Zeit schien, daß

sie, welche es wünschten, zur Ruhe gingen. Dieß thaten auch Einige, Andere jedoch, von der Schönheit des Orts hingerissen, wollten nicht zur Ruhe gehen, sondern blieben, lasen Romanzen, und spielten Schach oder Brett, während die Uebrigen schliefen. Als sie sich nun um die neunte Stunde erhoben und das Gesicht mit frischem Wasser gewaschen hatten, kamen sie, nach dem Wunsche der Königin, auf dem Rasenplatze am Becken zusammen, nahmen hier nach gewohnter Weise Platz, und warteten auf die Erzählungen, die jetzt über das von der Königin vorgeschlagene Thema beginnen mußten. Filostrato erhielt von der Königin den Auftrag, und begann folgendermaßen.

Erste Novelle.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm, und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen alle bei ihm schlafen wollen.

Meine schönen Damen, viele Männer und Frauen sind so thöricht, zu glauben, wenn eine Jungfrau den weißen Schleier um das Haupt gelegt und sich in ein schwarzes Kleid gehüllt habe, dann sey sie kein Weib mehr und habe keine weiblichen Gelüste, gerade wie wenn sie dadurch, daß sie eine Nonne

geworden ist, sich ganz in einen Stein verwandelt hätte: und wenn sie zufällig etwas hören, was diesem ihrem Glauben widerspricht, so werden sie so entrüstet, wie wenn das größte, furchtbarste Verbrechen gegen die Natur begangen worden wäre, ohne daran zu denken und darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie, bei ihrer völligen Freiheit, zu thun, was sie wollen, doch nicht gesättigt werden, und daß dagegen das müßige Leben und die Einsamkeit auf die Klosterfrauen eine ungemeine Kraft ausüben muß. Ebenso gibt es noch Viele, die da glauben, die Hacke und der Spaten und die grobe Kost und die Beschwerden nehmen den Landleuten alle begehrlichen Neigungen und stumpfen ihren Verstand und ihren Scharfsinn gänzlich ab. Wie sehr sich jedoch alle die, welche dieß glauben, täuschen, will ich dem Befehle der Königin gemäß, ohne das von ihr aufgestellte Thema zu verlassen, durch eine kleine Erzählung ganz deutlich zu machen suchen.

In unserer Gegend befand sich und befindet sich noch jetzt ein Frauenkloster, das seiner Heiligkeit wegen sehr berühmt ist, das ich jedoch nicht nennen will, um seinen guten Ruf nicht im Mindesten zu beflecken. In diesem Kloster war vor noch nicht sehr langer Zeit, als gerade nicht mehr als acht Nonnen und eine Aebtissin, die sämmtlich noch sehr jung waren, sich darin befanden, ein guter Mensch als Gärtner des schönen Klostergartens angestellt, der mit seinem Gehalt nicht zufrieden, mit dem Verwalter des Klosters seine Rechnung abschloß und nach Lamporecchio zurückging, wo er her war. Hier traf er unter Anderen, die ihn freundlich empfingen, einen jungen, starken und kräftigen Landmann, der eine hübsche Gestalt hatte, gleich einem Edelmann. Dieser, mit Namen Masetto, fragte ihn, wo er so lange gewesen sey. Der gute Mann, der Nuto

hieß, sagte es ihm. Da fragte ihn Masetto, was er denn dem Kloster für Dienste geleistet habe. Hierauf antwortete Nuto: „Ich arbeitete in dem schönen und großen Garten des Klosters; außerdem ging ich manchmal in den Wald, um Holz zu fällen, schöpfte Wasser und leistete sonst ähnliche Dienste: aber die Nonnen gaben mir so geringen Lohn, daß ich davon kaum meine Schuhe bezahlen konnte. Außerdem sind sie noch Alle ganz jung und ich glaube, sie haben den Teufel im Leibe; denn nichts kann man ihnen recht machen. Hatte ich einmal im Garten zu arbeiten, so sagte die Eine: Setze dieß dahin, und die Andere: Setze jenes dahin und die Dritte nahm mir die Schaufel aus der Hand und sagte: Dieß macht sich nicht gut. Und so machten sie mir so viel Mühe, daß ich die Arbeit stehen ließ und den Garten verließ, bis ich endlich, durch verschiedene Gründe bewogen, nicht mehr bleiben wollte und hieher gezogen bin. Der Verwalter bat mich, wenn ich hieher komme, und Jemand ausfindig mache, der für meinen Dienst geeignet sey, so solle ich ihn ihm zusenden und ich habe es ihm auch versprochen. Aber der darf lange warten, bis ich ihm Jemand zusende." Als Masetto die Worte des Nuto gehört hatte, faßte ihn ein so glühendes Verlangen, bei jenen Nonnen zu seyn, daß er ganz davon verzehrt wurde. Denn er entnahm aus Nuto's Reden, daß er bei ihnen sein Verlangen schon würde stillen können. Da er jedoch einsah, daß es ihm nicht gelingen würde, wenn er Nuto etwas davon sagte, sprach er: „Du hast recht gethan, daß du davongegangen bist! Was soll ein Mann bei Weibern? Weit lieber möchte ich bei Teufeln seyn. Bei sieben Mal wissen sie sechs Mal selbst nicht, was sie eigentlich wollen." Sobald aber ihr Gespräch zu Ende war, fing Masetto an, darüber nachzudenken, auf welche Art er in das Kloster kommen

könnte. Da er wußte, daß er die Geschäfte, von denen Nuto gesprochen hatte, recht gut versehen konnte, hatte er in dieser Beziehung keine Besorgniß. Nur fürchtete er, man werde ihn nicht aufnehmen, weil er noch zu jung und von zu angenehmer Gestalt war. Nach langem Hin- und Herdenken sagte er endlich zu sich selbst: der Ort ist ziemlich weit von hier entfernt und Niemand kennt mich dort. Wenn ich mich stumm stelle, werden sie mich gewiß aufnehmen. Auf diese Meinung vertrauend, machte er sich, mit einer Art auf der Schulter, ohne irgend Jemand etwas von seiner Reise zu sagen, einem armen Manne ähnlich, auf den Weg nach dem Kloster. Hier angekommen, ging er hinein und fand zufällig den Verwalter im Hofe. Diesem gab er durch Zeichen und Geberden, wie sie den Stummen eigenthümlich sind, zu verstehen, er möchte ihm um Gottes willen zu essen geben und er wolle ihm dafür, wenn er es nöthig habe, Holz spalten. Der Verwalter gab ihm gerne zu essen und legte ihm hierauf einige Blöcke vor, die Nuto nicht hatte spalten können; Masetto aber, ein kräftiger Mann, hatte sie in kurzer Zeit gespalten. Der Verwalter, der in den Wald gehen mußte, nahm ihn mit sich, und ließ ihn hier Bäume fällen: dann führte er ihm einen Esel vor und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihn mit dem Holze beladen und nach Hause zurückführen solle. Masetto machte seine Sache recht gut; deßhalb behielt ihn der Verwalter zu Besorgung der Geschäfte, die er gerade nöthig hatte, mehrere Tage bei sich. Da geschah es eines Tages, daß die Aebtissin ihn sah und den Verwalter fragte: wer er sey. Dieser antwortete ihr: „Fromme Frau, es ist ein armer Taubstummer, der in den letzten Tagen hieher kam, um ein Almosen zu erbitten. Ich habe ihm ein Geschenk gegeben und ihn einige Dinge besorgen lassen, die

ich nöthig hatte. Wüßte er im Garten zu arbeiten und wollte er hier bleiben, so glaube ich, wir wären mit ihm recht gut bedient; denn wir bedürfen Jemand, und dieser hier ist kräftig und es könnte Jedermann mit ihm anfangen, was er wollte, und außerdem hätten Sie nicht nöthig, daran zu denken, er könne mit Ihren jungen Klosterfrauen Scherze machen.“ Die Aebtissin antwortete hierauf: „Bei Gott, du hast Recht. Erkundige dich nur, ob er die Arbeit versteht und bemühe dich, ihn zu behalten. Gib ihm ein Paar Schuhe und ein altes Kleid: schmeichle ihm, vertreibe ihm die Zeit und gib ihm gut zu essen.“ Masetto war nicht weit davon, sondern unter dem Vorwand, den Hof zu reinigen, hörte er dieses ganze Gespräch mit an, und sagte erfreut zu sich selbst: Wenn ihr mich hier anstellet, werde ich euern Garten so bearbeiten, wie er noch nie bearbeitet worden ist. Nachdem sich nun der Verwalter überzeugt hatte, daß er die Arbeit ganz vortrefflich verstehe, und auf die Frage, die er durch Zeichen an ihn richtete, ob er hier bleiben wolle, wiederum die Antwort erhalten hatte: er wolle thun, was er befehle, nahm er ihn an, übertrug ihm die Besorgung des Gartens, und zeigte ihm, was er zu thun habe. Hierauf ging er andern Geschäften nach und ließ ihn zurück. Als Masetto auf diese Weise einen Tag nach dem andern arbeitete, fingen die Nonnen bald an, ihn zu necken und zu verspotten, wie man dieß häufig mit Stummen zu thun pflegt. Auch sagten sie ihm die gottlosesten Dinge von der Welt, in der Meinung, er verstehe sie nicht, und die Aebtissin, die wahrscheinlich glaubte, wie die Zunge, so fehle ihm auch die männliche Kraft, bekümmerte sich wenig oder gar nichts darum. Nun geschah es eines Tages, daß, als er nach angestrengter Arbeit ausruhte, zwei blutjunge Nonnen, die im Garten

spaziren gingen, sich ihm näherten und ihn betrachteten, während er sich stellte, als ob er schliefe. Die Eine, die etwas kecker war, sprach zur Andern: „Wenn ich glaubte, daß du verschwiegen wärest, so würde ich dir jetzt einen Gedanken mittheilen, den ich schon mehrmals gehabt habe, und der vielleicht auch dir Freude machen würde.“ Die Andere antwortete: „Sage es getrost heraus, ich will es gewiß Niemand sagen.“ Hierauf begann die Kecke: „Ich weiß nicht, ob du schon darüber nachgedacht hast, wie streng wir gehalten sind, und daß nie ein Mann zu uns eingehen darf, außer der Verwalter, der schon alt ist, und dieser Stumme, und ich habe schon oft und schon von mehreren Frauen, die zu uns gekommen sind, gehört, daß alle Freuden der Welt nichts sind gegen das Vergnügen, wenn man mit einem Manne umgeht. Daher habe ich schon oft den Einfall gehabt, da ich es mit sonst Niemand kann, es mit diesem Stummen zu probiren, ob es so ist. Hiezu ist dieser am allertauglichsten; denn wenn er auch wollte, so könnte und wüßte er es nicht wieder zu sagen, und du siehst, daß er ein dummer Bengel ist, der seinen Verstand überwachsen hat. Ich möchte nun gerne hören, was du von der Sache hältst.“ — „Ach Gott,“ antwortete die Andere, „was sagst du da? Weißt du denn nicht, daß wir Gott die Jungfräulichkeit versprochen haben?“ — „Ach,“ sagte jene, „wie viele Dinge werden ihm alle Tage versprochen, ohne daß ein einziges davon gehalten wird. Wenn wir sie ihm versprochen haben, so mag sich eine Andere finden, die ihm das Versprechen hält.“ Hierauf antwortete die Begleiterin: „Aber wenn wir schwanger werden, wie ist es dann?“ Darauf sprach die Andere: „Du denkst an das Unglück, ehe es da ist: wenn dieß einmal geschehen ist, dann wird man auch an Abhülfe denken, und es wird tausend Mittel

geben, um die Sache so einzurichten, daß Niemand etwas davon erfährt, wenn wir nur selbst es nicht aussagen.“ Als Jene diese Worte hörte, hatte sie schon noch mehr Verlangen darnach, als die Andere, zu erforschen, was denn der Mann für ein Thier sey. Sie sprach: „Nun gut, wie wollen wir es denn angreifen?“ Hierauf antwortete Jene: „Du siehst, es ist jetzt Mittagszeit, und ich glaube, alle unsere Schwestern schlafen, außer uns. Machen wir nun einen Gang durch den Garten, um zu sehen, ob Jemand hier ist. Und wenn dann Niemand da ist, was haben wir alsdann weiter zu thun, als ihn an der Hand zu nehmen, und ihn in das Hüttchen zu führen, wo er sich vor dem Regen schützt? Hier bleibt dann die Eine bei ihm und die Andere hält Schildwache. Er ist so dumm, daß er Alles thun wird, was wir wollen.“ Masetto hörte das ganze Gespräch mit an, und entschlossen zu gehorchen, wartete er auf nichts Anderes, als von Einer an der Hand genommen zu werden. Nachdem die Nonnen Alles durchsucht und sich überzeugt hatten, daß sie von keiner Seite aus gesehen werden könnten, näherte sich Diejenige, welche die Sache zuerst berührt hatte, Masetto, nahm ihn bei der Hand und er erhob sich augenblicklich. Sie liebkoste ihn, worauf er in ein simpelhaftes Gelächter ausbrach, führte ihn dann in die Hütte, wo Masetto, ohne sich lange bitten zu lassen, ihr ihren Willen that. Als treue Freundin machte sie, sobald sie hatte, was sie gewollt, der Andern Platz, und Masetto, der sich die ganze Zeit über tölpelhaft stellte, that auch ihr ihren Willen. Ehe sie nun nach Hause gingen, wollte eine Jede noch einmal die Erfahrung machen, wie der Stumme zu reiten verstehe; und dann besprachen sie sich fleißig mit einander und gestanden sich, daß die Sache wirklich so angenehm sey, als sie gehört hatten.

Daher nahmen sie sich zu jeder gelegenen Stunde Zeit, um sich mit dem Stummen auf diese Weise zu unterhalten. Da geschah es eines Tages, daß eine Schwester die Sache von ihrem Fenster aus bemerkte, und zwei andern Klosterfrauen zeigte. Zuerst sprachen sie mit einander darüber, daß man die Sache bei der Aebtissin anzeigen müsse. Dann änderten sie jedoch ihren Plan und wurden mit den zwei ersteren einig, an der Sache Theil zu nehmen. Durch verschiedene Zufälle wurden nach und nach auch die Uebrigen zur Theilnahme gezogen. Zuletzt auch die Aebtissin, die gar nichts von der ganzen Sache bemerkt hatte. Eines Tages ging sie, als die Hitze sehr groß war, ganz allein durch den Garten, und fand Masetto, der, durch seine Anstrengungen ermüdet, in dem Schatten eines Maulbeerbaumes eingeschlafen war, und da der Wind in seinen Kleidern spielte, so lag er ganz entblößt. Da dieß die Dame sah und allein war, so kam ihr dasselbe Verlangen wie ihren Nonnen. Sie weckte Masetto, führte ihn mit sich in ihre Kammer und behielt ihn hier mehrere Tage, zum großen Leidwesen der Nonnen, da inzwischen der Gärtner nicht in ihrem Garten arbeiten konnte. Die Aebtissin in ihrem Zimmer schmeckte wieder und immer wieder die Süßigkeit, die sie sonst vor allen an Andern getadelt hatte. Als sie ihn endlich aus ihrem Zimmer entlassen hatte, und ihn später häufig zu sich rief und mehr als Andere von ihm verlangte, war endlich Masetto außer Stande, so Vielen zugleich genug zu thun und bedachte, daß sein Stummseyn, wenn er es noch länger beibehielte, ihm großen Nachtheil bringen könne. Daher löste er, als er in einer Nacht bei der Aebtissin war, die Zunge und sprach: „Fromme Frau, ich habe gehört, daß ein Hahn für zehn Hühner hinreicht, aber daß zehn Männer kaum und mit

Mühe im Stande sind, einer Frau genug zu thun, während ich deren neun bedienen muß: das kann ich um Alles in der Welt nicht länger aushalten; denn durch das, was ich bisher geleistet habe, bin ich schon sehr herunter gekommen, und Ihr müßt mich deßhalb entweder mit Gott ziehen lassen, oder die Sache anders einzurichten suchen." Als die Dame hörte, daß der, den sie für stumm gehalten hatte, plötzlich sprach, war sie ganz bestürzt und sagte: „Was ist denn das? ich glaubte, du seyest stumm." — „Fromme Frau," antwortete Masetto, „ich war es allerdings, aber nicht von Natur, sondern durch eine Schwäche, welche die Zunge mir gelähmt hatte. Erst in dieser Nacht fühle ich sie wieder gelöst, wofür ich Gott danke, so gut ich kann." Die Dame glaubte das und fragte ihn, was er denn damit sagen wolle, daß er neun zu bedienen habe? Masetto erzählte ihr die Sache. Als die Aebtissin den Hergang hörte, sah sie ein, daß alle ihre Nonnen viel klüger waren, als sie selbst. Als eine verständige Frau entschloß sie sich daher, ohne Masetto den Abschied zu geben, mit ihren Nonnen eine Einrichtung zu treffen, damit Masetto der Ehre des Klosters nicht schade, und da gerade der Verwalter gestorben war, so beschloßen sie einstimmig, nachdem sie sich entdeckt hatten, was zuvor von Allen geschehen war, im Einverständniß mit Masetto die Welt glauben zu machen, als habe durch ihre Gebete und die Verdienste des Heiligen, mit dessen Namen das Kloster benannt war, Masetto, der lange Zeit stumm gewesen, die Rede zurückerhalten, machten ihn dann zum Verwalter, und theilten seine Anstrengungen auf solche Weise ein, daß er sie ertragen konnte. Obgleich nun Masetto mit diesen Klosterfrauen eine hinreichende Anzahl Nönnchen erzeugte, wußte man doch die Sache so klug einzurichten, daß Niemand die Sache erfuhr, bis nach

dem Tode der Aebtissin, als Masetto schon ziemlich alt war und nun daran dachte, reich nach seiner Heimath zurückzukehren, was ihm, als man seinen Wunsch erfahren, auch leicht bewilligt wurde. So kehrte also Masetto betagt, als Vater und reich, ohne die Mühe, Kinder zu ernähren und Kosten dafür zu bezahlen, nachdem er seine Jugend mit Verstand und gut angewendet hatte, dahin, von wo er mit einer Axt auf der Schulter ausgezogen war, zurück und behauptete, so belohne Christus Diejenigen, welche mit ihrem Horne den rechten Punkt zu treffen wissen.

Zweite Novelle.

Ein Reitknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf: Agilulf merkt die Sache, schweigt, macht den Thäter ausfindig und scheert ihn. Der Geschorene scheert alle Uebrigen auf dieselbe Weise und entgeht dadurch seiner Strafe.

Nachdem die Erzählung des Filostrato, über welche die Damen bald ein wenig erröthеten, bald herzlich lachen mußten, zu Ende war, rief die Königin Pampinea zum Erzählen auf, die lächelnd also begann: Es gibt Leute, die so unverständig sind, zu zeigen, daß sie Dinge wissen, die sie lieber sich stellen sollten, nicht zu wissen, und die dann manchmal, wenn sie unbemerkte

Vergehen Anderer tadeln und dadurch ihre Schande verbergen wollen, diese gerade recht ins Licht stellen. Die Wahrheit dieser Behauptung, meine anmuthigen Damen, will ich Euch durch das Gegentheil beweisen, indem ich Euch die Verschlagenheit eines Mannes, der vielleicht noch weniger bedeuten will, als Masetto, und den Verstand eines mächtigen Königs anschaulich machen werde.

Agilulf, der König der Longobarden, befestigte, gleich seinen Vorgängern in Pavia, der Hauptstadt der Lombardei, seinen Thron durch Vermählung mit Teudolinga, der Wittwe Vetarichs, der ebenfalls König der Longobarden gewesen war. Diese Gattin war sehr schön, verständig und ehrbar, der aber dennoch ein Liebhaber einst einen schlimmen Streich spielte. Als nämlich durch die Tapferkeit und den Verstand der lombardische Staat glücklich und ruhig geworden war, geschah es, daß ein Reitknecht der genannten Königin, ein Mensch, was die Abstammung anbetrifft, von höchst ärmlichen Umständen, sonst aber über sein schmähliches Geschäft hoch erhoben und von Person schön und groß wie der König, sich über alle Maßen in die Königin verliebte. Da jedoch sein niedriger Stand ihn keineswegs verhinderte, einzusehen, daß diese seine Liebe außer allen Gränzen der Möglichkeit und der Schicklichkeit liege, so offenbarte er sie als ein verständiger Mann Niemanden und wagte nicht einmal, sie der Königin selbst nur durch einen Blick zu entdecken. Obgleich er nun gänzlich hoffnungslos war, so that er sich doch bei sich selbst etwas darauf zu Gute, daß er seine Gedanken so hoch hatte steigen lassen; und vom Liebesfeuer ganz entzündet, gab er sich Mühe, es allen seinen Kameraden mit Allem, von dem er glaubte, daß es der Königin gefallen könnte, zuvor zu thun. Dadurch geschah es, daß die Königin, wenn sie ausritt, weit lieber das Pferd ritt, das dieser

wartete, als ein anderes; und dieß rechnete sich Jener zur höchsten Gnade, ging alsdann nicht vom Steigbügel weg und schätzte sich glücklich, wenn er ihre Kleider berühren durfte. Aber wie wir dieß häufig sehen, daß die Liebe um so stärker wird, je mehr sich die Hoffnung verringert, so geschah es auch bei diesem armen Reitknecht, der sein verborgenes Verlangen, das von keiner Hoffnung gelindert war, kaum mehr ertragen konnte, und oft, da er sich von dieser Liebe nicht losmachen konnte, den Entschluß faßte, zu sterben. Da er nun über die Art und Weise seines Todes nachdachte, beschloß er, seinen Tod so zu veranstalten, daß dadurch an den Tag käme, er sterbe in Folge der Liebe, die er zu der Königin gehegt habe und hege, und nahm sich vor, die Sache so einzurichten, daß er dabei sein Glück probire, ob er vielleicht entweder ganz oder theilweise sein Verlangen zu stillen im Stande wäre. Worte an die Königin richten oder in Briefen ihr seine Liebe gestehen, wollte er nicht; denn er wußte wohl, daß Worte wie Briefe vergeblich seyn würden, sondern er wollte versuchen, ob er nicht mit List bei der Königin schlafen könnte. Dieß ließ sich durch keine andere List ausführen als dadurch, daß er ein Mittel finden würde, um als König verstellt, von dem er wußte, daß er nicht beständig bei seiner Gemahlin schlafe, zu ihr zu kommen und in ihr Schlafzimmer zu gelangen. Um daher zu sehen, auf welche Art und in welcher Kleidung der König zu seiner Gemahlin gehe, versteckte er sich mehrmals des Nachts in einem großen Saale des königlichen Palastes, der in der Mitte war zwischen den Gemächern des Königs und denen der Königin; und so sah er denn eines Nachts den König aus seinem Zimmer kommen, in einen großen Mantel gehüllt, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern einen kleinen Stab, und gegen das Zimmer der Königin gehen,

wo er, ohne ein Wort zu sagen, ein oder zweimal mit jenem Stäbchen an die Thüre schlug, worauf sogleich geöffnet und die Kerze ihm aus der Hand genommen wurde. Als der Reitknecht dieß und auf ähnliche Weise auch die Rückkehr des Königs gesehen hatte, sah er ein, daß er es ebenfalls so machen müsse: er verschaffte sich also einen Mantel, der dem, welchen er am König gesehen hatte, ähnlich war, eine Kerze und ein Stäbchen; dann nahm er zuerst ein tüchtiges Bad, damit nicht der Stallgeruch die Königin belästigen oder ihr den Betrug entdecken möchte, und versteckte sich so, wie er schon gewohnt war, in dem großen Saale. Als er sah, daß schon Alles schlief und es ihm Zeit schien, entweder seinem Verlangen Befriedigung zu geben, oder aus so erhabenem Grunde dem ersehnten Tode in die Arme zu eilen, machte er mit dem Stein und Stahl, den er bei sich führte, ein wenig Feuer, zündete sein Kerzchen an, hüllte sich in seinen Mantel, ging an die Thüre des Zimmers und klopfte zweimal mit seinem Stäbchen an. Das Zimmer wurde von einer ganz schlaftrunkenen Kammerfrau geöffnet, die ihm die Kerze aus der Hand nahm und auslöschte, worauf jener ohne ein Wort zu sprechen, hinter die Bettvorhänge ging und in das Bett stieg, in welchem die Königin schlief. Er schloß sie sehnsüchtig in seine Arme, stellte sich jedoch verstimmt, weil er wußte, daß es die Gewohnheit des Königs war, sobald er verstimmt war, nichts hören zu wollen, und ohne ein Wort zu sprechen, oder von ihr angesprochen zu werden, erkannte er die Königin mehrere Male fleischlich, und so schwer es ihm auch fiel, sich zu trennen, so stand er doch aus Furcht, ein allzulanger Aufenthalt möchte das genossene Vergnügen in Traurigkeit verwandeln, auf, legte seinen Mantel um, nahm das Licht, entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen, und kehrte so schnell als möglich in sein Bett zurück. Er konnte

dasselbe noch kaum erreicht haben, als der König sich erhob und in das Zimmer der Königin ging, worüber sich diese sehr wunderte, und als er in das Bett gestiegen und sie freundlich begrüßt hatte, faßte sie sich bei seiner Fröhlichkeit ein Herz und sagte: „O mein Herr, welch neues Benehmen habt Ihr in dieser Nacht? Erst vor kurzer Zeit geht Ihr von mir, nachdem Ihr mehr als gewöhnlich Wohlgefallen an mir gefunden habt, und jetzt kehrt Ihr so bald wieder zurück. Bedenket doch, was Ihr thut." Als der König diese Worte hörte, sah er sogleich ein, daß die Königin durch die Aehnlichkeit, Kleidung und Person getäuscht worden war. Aber als ein verständiger Mann faßte er sogleich den Entschluß, da weder die Königin selbst, noch sonst Jemand es bemerkt haben konnte, es jene auch nicht merken zu lassen. Viele Thoren hätten das nicht gethan, sondern gesagt: „Ich war nicht da. Wer war Derjenige, der da war? Wie kam er hieher? Wer war es wohl?" Hieraus wäre viel Unheil entstanden. Er hätte die Königin dadurch mit Unrecht betrübt und hätte ihr Grund gegeben, das, was sie bereits genossen hatte, auch künftig wieder zu wünschen. Das, was ihm, wenn er schwieg, durchaus keine Schande bringen konnte, hätte ihm, wenn er redete, nur Schimpf gebracht. Daher antwortete ihr der König, weit mehr innerlich erzürnt, als im Gesichte, mit den Worten: „Königin, scheine ich Euch nicht der Mann zu seyn, der im Stande ist, nachdem er zuvor hier gewesen, noch einmal hieher zurückzukehren." Hierauf antwortete die Königin: „Ja, gnädiger Herr! aber in jedem Falle bitte ich Euch, daß Ihr Eure Gesundheit schonen möget." Hierauf sprach der König: „Und mir gefällt es, Eurem Rathe zu folgen und dießmal, ohne Euch weiter zu belästigen, in mein Zimmer zurückzukehren." Innerlich voll Zorn und Unmuth über das

Geschehene, nahm er seinen Mantel, verließ das Zimmer und wollte in der Stille den Thäter ausfindig machen, indem er sich vorstellte, er müsse zum Hause gehören und hätte, wo er auch seyn möge, dasselbe nicht verlassen können. Er nahm daher ein kleines Licht in einer Laterne und ging in einen sehr langen Saal, der in seinem Palaste über dem Marstall erbaut war, und in welchem beinahe die ganze Dienerschaft des Königs in verschiedenen Betten schlief. In der Meinung, daß, wer es auch gewesen seyn mochte, der das gethan, was die Dame gesagt hatte, sein Blut und Puls in Folge der Anstrengung noch nicht ganz zur Ruhe zurückgekehrt seyn könne, fing er ganz in der Stille an einem Ende jenes Saales an, und befühlte jedem die Brust, um zu sehen, ob das Herz noch klopfe. Obgleich nun alle Andern fest schliefen, so schlief doch der, welcher bei der Königin gewesen war, noch nicht. Er sah daher den König kommen, stellte sich sogleich vor, was dieser suche, und fürchtete sich daher sehr, so daß außer seinem Herzklopfen in Folge der gehabten Anstrengung auch noch die Furcht ihm ein Klopfen verursachte, und er war vollständig überzeugt, daß, wenn der König die Sache bemerke, er ihn unverzüglich tödten lasse. Obgleich nun mehrere Pläne ihm durch den Kopf gingen, entschloß er sich doch, als er den König unbewaffnet kommen sah, sich schlafend zu stellen und zu warten, was der König thun werde. Nachdem nun der König lange gesucht und keinen gefunden hatte, den er für den Thäter halten konnte, kam er auch zu diesem, und als er das Herz desselben stark schlagen fühlte, sprach er zu sich: „Der ist es!" Da jedoch Niemand etwas von der Sache merken sollte, that er nichts Anderes, als dieß: Er schnitt ihm mit einer Scheere, die er bei sich trug, von einem Theile seines Kopfs die Haare ab, die man zu jener Zeit sehr lang trug, um ihn an diesem Zeichen

am kommenden Morgens wieder zu erkennen. Nachdem er dieß gethan, kehrte er in sein Zimmer zurück. Der Reitknecht, der Alles gefühlt hatte, sah als ein listiger Bursche recht gut den Grund ein, warum man ihn so gezeichnet hatte: er stand daher schleunig auf, fand eine Scheere, die man im Stalle für die Pferde zu benützen pflegte, und schnitt der Reihe nach Allen, die in dem Saale lagen, auf gleiche Weise die Haare über den Ohren ab. Hierauf kehrte er, ohne daß Jemand etwas bemerkte, in sein Bett zurück. Der König stand des Morgens auf und befahl, ehe die Pforten des Palastes geöffnet würden, solle seine ganze Dienerschaft vor ihn kommen, und so geschah es. Als diese Alle mit entblößtem Haupte vor ihm standen, fing er an, sie zu betrachten, um den Geschorenen zu erkennen. Als er aber den größten Theil derselben auf die nämliche Weise an einem Punkte geschoren sah, wunderte er sich und sprach bei sich selbst: „Derjenige, den ich suche, mag er auch von noch so geringem Stande seyn, beweist, daß er einen hohen Verstand hat.“ Da er nun einsah, daß er, ohne Lärm zu machen, den, welchen er suchte, nicht herausfinden werde, aber nicht im Sinne hatte, einer kleinen Rache wegen sich großer Schmach auszusetzen, beschloß er, mit einem einzigen Worte ihn zu warnen und ihm zu beweisen, daß man es bemerkt habe. Er wandte sich daher an Alle und sprach: „Wer es gethan hat, der thue es nicht mehr. Und nun gehet mit Gott!“ Ein Anderer hätte nur daran gedacht, ihn zu köpfen, zu martern, Untersuchungen anzustellen, auszufragen, und hätte dadurch das entdeckt, was jeder zu verbergen suchen soll, und wenn er ihn geoffenbart hätte, so hätte er, wenn er auch vollständige Rache genommen hätte, seine Schmach nicht vermindert, sondern um Vieles vermehrt und den guten Ruf seiner Gattin befleckt. Diejenigen, welche

jene Worte anhörten, wunderten sich, und befragten lange einander, was denn der König damit habe sagen wollen, verstehen aber konnte sie keiner, außer der allein, auf den sie sich bezogen. Dieser aber, als ein verständiger Mann, hielt die Sache, so lange der König lebte, geheim, und setzte niemals mehr sein Leben auf solche Weise auf das Spiel.

Dritte Novelle.

Unter dem Schein der Beichte und des reinsten Gewissens veranlaßt eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, einen frommen Bruder, daß dieser, ohne es zu bemerken, ihr die Mittel verschafft, um ihr Verlangen vollkommen befriedigen zu können.

Pampinea schwieg, und das Wagstück und die Vorsicht des Reitknechts wurde von den Meisten gelobt und ebenso der Verstand des Königs. Hierauf wandte sich die Königin an Filomena und trug ihr auf, die nächste Novelle zu erzählen, worauf Filomena anmuthig also zu sprechen begann: Ich will Euch einen Streich erzählen, der in Wahrheit von einer jungen Dame einem frommen Klosterbruder gespielt wurde, und der um so mehr allen Weltlichen Spaß machen muß, als Jene, die thörichtsten Menschen, ohne alle Lebensart und Bildung, doch der Meinung sind, sie verstehen und wissen von Allem am meisten,

während sie doch bei Weitem weniger sind, und da sie ihrer Armseligkeit wegen sich nicht selbst zu ernähren wissen, sich wie die Schweine überall hin wenden, wo sie etwas zu essen bekommen. Ich erzähle Euch diese Novelle, meine anmuthigen Damen, nicht allein, um in der angefangenen Ordnung fortzufahren, sondern auch, um Euch anschaulich zu machen, daß selbst die Mönche, denen wir in unserer Leichtgläubigkeit viel zu viel Glauben beimessen, nicht nur von den Männern, sondern auch von Mitgliedern unsers Geschlechts hintergangen werden können und schon manchmal hintergangen worden sind.

In unserer Stadt, wo die List häufiger anzutreffen ist, als Liebe und Treue, lebte vor noch nicht vielen Jahren eine edle Dame, geschmückt mit Schönheit und Bildung, von der Natur mehr als irgend eine andere mit Geistesgaben und feinem Witz beschenkt, deren Namen, so wie auch die Namen Anderer, welche in die Geschichte verwickelt sind, ich, obgleich ich sie kenne, nicht nennen will, weil noch Einige davon leben, die darüber sich ärgern könnten, während man doch darüber mit Lachen hinweggehen muß. Diese Dame, welche von hoher Familie abstammte, hat sich an einen Wollweber verheirathet, und in der Meinung, daß kein Mann von niederem Stande, wenn er auch noch so reich sey, einer Edeldame würdig sey, und da sie zudem sah, daß er bei all seinem Reichthum sich auf nichts weiter verstand, als darauf, das Garn zu mischen oder anzuzetteln, oder mit einer Spinnerin über das Gesponnene zu zanken, beschloß sie, seine Umarmungen auf jede Weise zu vermeiden, außer in so weit sie dieselben nicht verweigern konnte, und dafür zu ihrer eigenen Entschädigung sich einen Liebhaber zu verschaffen, der ihr derselben mehr als der Wollweber würdig zu seyn schien. Sie verliebte sich daher in einen ziemlich

angesehenen Mann von mittlerem Alter so sehr, daß wenn sie ihn den Tag über nicht sah, sie in der folgenden Nacht nicht ruhig schlafen konnte. Der brave Mann, der nichts davon merkte, bekümmerte sich nichts darum, und sie, die sehr vorsichtig war, wagte weder durch eine weibliche Botschafterin, noch durch einen Brief, es ihm zu erkennen zu geben, aus Furcht vor den möglichen Gefahren, die daraus entstehen könnten. Da sie nun vernahm, daß jener Mann viel mit einem Klosterbruder Umgang hatte, der, obgleich er ein tölpischer, stumpfsinniger Mann war, dennoch, weil er ein frommes Leben führte, in hohem Rufe stand, so glaubte sie, dieser würde der beste Vermittler zwischen ihr und ihrem Liebhaber seyn. Und nachdem sie bei sich über die Art und Weise, wie sich die Sache einleiten ließe, nachgedacht hatte, ging sie zu einer bequemen Stunde in die Kirche, wo der Mönch war, ließ ihn rufen, und sagte: Wenn es ihm recht sey, so wolle sie ihm beichten. Als der Bruder sie sah und für eine edle Dame hielt, hörte er sie bereitwillig an. Und sie sprach nach der Beichte: „Mein Vater, an Euch muß ich mich um Hülfe wenden und um Rath, für das, was Ihr jetzt hören werdet. Da ich es Euch gesagt habe, so kennet Ihr meine Verwandte und meinen Mann, der mich wie sein Leben liebt, und von dem ich nichts verlange, das er mir als ein sehr reicher Mann, der es kann, nicht auch unverzüglich gibt. Deßhalb liebe ich ihn auch mehr als mich selbst, und wenn ich auch nur einen Gedanken hätte, der gegen seine Ehre und seine Wünsche wäre, geschweige denn auch nur eine ähnliche Handlung beginge, so würde ich den Scheiterhaufen mehr verdienen, als das verworfenste Weib. Nun scheint es, als ob ein Mann, dessen Namen ich in der That nicht weiß, der aber schön von Person

ist, und wenn ich mich nicht getäuscht habe, vielen Umgang mit Euch hat, groß und wohl gebaut, in einem feinen schwarzen Kleide, der vielleicht meint, ich habe eine ganz andere Gesinnung, als ich wirklich habe, mich förmlich belagern wollte; und ich kann nicht an die Thüre, nicht an das Fenster kommen, und das Haus nicht verlassen, daß er nicht sogleich vor mir stünde; ja ich wundere mich, daß er jetzt nicht hier ist. Darüber gräme ich mich sehr, weil ein solches Betragen oft ehrbaren Damen ganz ohne Schuld einen Flecken anhängt. Ich habe schon manchmal daran gedacht, ihn durch meine Brüder zu Rede stellen zu lassen, allein dann überlegte ich wieder, daß die Männer solche Botschaften zuweilen auf eine solche Weise vollbringen, daß eine böse Antwort erfolgt, woraus dann Wortwechsel und Thätlichkeiten entspringen. Um daher kein Aergerniß zu veranlassen, habe ich geschwiegen, und entschloß mich, lieber es Euch zu sagen, einmal, weil Ihr sein Freund zu seyn scheint, und dann, weil es Euch gut ansteht, solcher Dinge wegen nicht nur Eure Freunde, sondern auch Fremde zur Rede zu stellen. Ich bitte Euch daher beim einzigen Gott, daß Ihr ihn dieses seines Benehmens wegen tadelt und ihn bittet, dasselbe abzulegen. Es gibt ja andere Damen genug, die zu solchen Dingen geneigt sind, und denen es gefallen wird, daß er sich um sie bewirbt und sie liebt, während es mir nur eine schwere Last ist, da ich meiner ganzen Gesinnung nach solchen Dingen gänzlich abgeneigt bin." Und nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, senkte sie das Haupt, als ob sie weinen wollte. Der fromme Bruder verstand auf der Stelle, daß sie von dem spreche, von dem sie in der That sprach. Er machte daher der Dame große Lobeserhebungen wegen ihrer guten Gesinnung, indem er fest an die Wahrheit dessen glaubte, was sie gesagt

hatte; dann versprach er ihr, so und auf solche Weise thätig zu seyn, daß ihr jener Mensch gewiß keinen solchen Kummer mehr bereiten werde; und da er wußte, daß sie sehr reich war, lobte er ihr die Werke der Mildthätigkeit und Menschenliebe an, und erzählte ihr zugleich von der Armuth seines Klosters. Die Dame sprach: „Ich bitte Euch um Gottes willen darum, und wenn er es Euch abläugnet, so sagt ihm nur getrost, daß ich es gewesen, die es Euch gesagt und sich über ihn beklagt habe.“ Nachdem die Beichte und Bußübung vorüber war, erinnerte sie sich an die Empfehlung der Werke der Mildthätigkeit, welche ihr der Bruder gegeben hatte; sie füllte ihm heimlich die Hand mit Geld und bat ihn, er möchte für die Seelen ihrer Verstorbenen Messen lesen. Dann erhob sie sich von den Knieen und kehrte nach Hause zurück. Nicht lange nachher kam seiner Gewohnheit gemäß zu dem frommen Bruder jener angesehene Mann, und nachdem sie eine Zeitlang über dieses und jenes mit einander gesprochen hatten, nahm ihn der Mönch bei Seite und tadelte ihn auf eine sehr feine Weise wegen der Nachstellungen, mit denen er, wie er glaubte, jene Dame verfolge, wie diese ihn beredet hatte. Jener vornehme Mann wunderte sich; denn er war ihr niemals nachgegangen und nur sehr selten vor ihrem Hause vorübergekommen. Er wollte sich daher entschuldigen, aber der Bruder ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern sprach: „O stelle dich nur nicht, als ob du dich wundertest, und verliere nicht viele Worte mit Läugnen; denn du kannst es nicht. Ich habe diese Dinge nicht von Nachbarn gehört: sie selbst hat es mir erzählt, und sich sehr über dich beklagt, und so sehr solche Possen dir selbst schlecht anstehen, so sehr kann ich dich versichern, daß diese Albernheiten ihr lästig sind, und daher bitte ich um deiner Ehre willen und

zu ihrem Troste, stehe ab davon und lasse sie im Frieden."
Der angesehene Mann, der etwas besser begriff, als der fromme Bruder, kam ohne viele Mühe hinter den Scharfsinn der Dame; er stellte sich daher, als schäme er sich ein wenig und sagte: er wolle von der Sache abstehen. Er nahm Abschied von dem Bruder, ging an das Haus der Dame, die immer aufmerksam an einem kleinen Fensterchen stand, um ihn vorbeigehen zu sehen. Als sie ihn kommen sah, zeigte sie sich ihm so freundlich und anmuthig, daß er deutlich einsah, er habe den Sinn der Worte des Bruders ganz richtig begriffen. Daher ging er von diesem Tage an zu seinem Vergnügen und zur höchsten Freude und zum Trost der Dame, indem er sich aus Vorsicht den Schein gab, als seyen andere Geschäfte der Grund davon, täglich vor ihrem Hause vorbei. Als jedoch die Dame nach einiger Zeit bemerkt hatte, daß sie ihm eben so gefalle, wie er ihr, so wollte sie ihn noch mehr entzünden und ihn von der Liebe, die sie zu ihm hegte, noch mehr versichern. Daher ging sie in einer günstigen Stunde wieder zu dem frommen Bruder, setzte sich ihm zu Füßen, und begann zu weinen. Als der Bruder dieß sah, fragte er sie mitleidig, was es denn gäbe. Die Dame antwortete: „Ach, mein Vater, es betrifft nichts Anderes, als wieder diesen Euren Gottverdammten Freund, über den ich mich schon neulich beschwert habe. Ich glaube in der That, dieser Mann ist zu meiner größten Plage geboren und wird noch Schuld seyn, daß ich nie mehr fröhlich seyn, noch es wagen kann, mich Euch zu Füßen zu werfen." — „Wie," sagte der Bruder, „hat er denn noch nicht aufgehört, dir überläßtig zu seyn?" — „Ach nein," sprach die Dame, „vielmehr scheint er, seit ich mich über ihn beklagt habe, wie wenn er mir zum Verdrusse, da er es mir wahrscheinlich übel

genommen hat, für jedes einzelne Mal, das er zuvor an meinem Hause vorüberzugehen pflegte, jetzt sieben Mal vorüber zu gehen. Und wollte nur Gott, daß dieses Vorübergehen und Nachmirsehen ihm genügte; aber er ist so keck und unverschämt gewesen, daß er mir gestern ein Weib ins Haus schickte mit albernem Gerede und Possen, und mir eine Börse und einen Gürtel sandte, wie wenn ich keine Börse und keinen Gürtel hätte. Dieß ärgerte mich, und ärgert mich noch so sehr, daß ich einen Teufelslärm angefangen hätte, wenn ich nicht an das Sündhafte dabei und an Euch gedacht hätte; so aber habe ich mich zusammengenommen und wollte nichts thun und nichts sagen, ohne es Euch vorher wissen zu lassen. Ich hatte nun die Börse und den Gürtel dem Weibe, das sie gebracht hatte, schon wieder zurückgegeben, daß sie es ihm wieder zustelle und dieselbe schon auf etwas grobe Weise entlassen; da ich jedoch fürchtete, sie möchte jene Gegenstände für sich behalten und ihm sagen, ich habe sie angenommen, wie ich höre, daß Weiber manchmal thun, so rief ich sie wieder zurück, nahm sie ihr voll Zorn aus der Hand und bringe sie Euch, damit Ihr sie ihm zurückgebet und ihm saget, daß ich seine Sachen nicht nöthig habe, da ich, Dank meinem Manne und Gott, so viele Börsen und Gürtel habe, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Sodann bitte ich Euch, mein Vater, mich zu entschuldigen; aber wenn jener Mensch jetzt nicht aufhört, so werde ich es meinem Manne und meinen Brüdern sagen, und dann mag kommen, was da will. Lieber soll er Schimpf und Schande davon haben, wenn es einmal seyn muß, als daß ich durch ihn zur Unehre komme. Und nun, mein Bruder, lebet wohl." Nachdem sie so gesprochen, zog sie, noch ganz in Thränen gebadet, eine schöne reichgestickte Börse mit einem reichen, kostbaren Gürtel unter dem Kleide

hervor und warf sie dem frommen Bruder in den Schoos. Dieser, der Alles, was die Dame sagte, ganz fest glaubte, war sehr erzürnt, nahm die Sachen in Empfang und sprach: „Meine Tochter, wenn du dich über solche Dinge bekümmerst, so kann ich mich gar nicht wundern, noch dich tadeln; vielmehr lobe ich es sehr, daß du dich bei mir Raths darüber erholst. Ich tadelte ihn schon neulich, und er hat sein Versprechen, das er mir gab, schlecht gehalten; und ich werde ihm jetzt sowohl wegen des früheren, als wegen seines neueren Betragens auf eine solche Weise die Ohren waschen, daß er dir keinen Verdruß mehr machen soll. Du aber lasse dich mit Gottes Hülfe nicht so weit vom Zorne hinreißen, daß du es den Deinigen entdeckest, denn es könnte gar zu viel Unheil daraus erfolgen. Glaube ja nicht, daß daraus irgend eine Unehre für dich erwachsen könnte; ich werde stets vor Gott wie vor den Menschen der festeste Zeuge für deine Ehrbarkeit seyn.“ Die Dame stellte sich, als sey sie durch diese Worte etwas getröstet; sie brach dieses Gespräch ab, und da sie seine Habsucht und die seiner Brüder kannte, sprach sie: „Ehrwürdiger Herr! in den vergangenen Nächten sind mir mehrere meiner Verwandten erschienen und es dünkt mich, als befinden sie sich in großer Noth und verlangen ein Almosen, ganz besonders meine Mutter, die mir so traurig und armselig vorkam, daß es jammervoll anzusehen war. Ich glaube, sie leidet außerordentlich dabei, daß sie mich so von diesem Feinde Gottes geplagt sieht; und ich möchte deßhalb gern, daß Ihr für ihre Seelen die vierzig Messen des heiligen Gregorius leset, und sie in Euer Gebet einschließet, damit Gott sie aus dem qualvollen Feuer erlöse.“ Und mit diesen Worten drückte sie ihm zugleich einen Gulden in die Hand. Der fromme Bruder nahm ihn vergnügt und

tröstete sie mit vielen guten Worten und Beispielen; dann gab er ihr seinen Segen und entließ sie. Als sie weggegangen war, sandte er, ohne daran zu denken, daß er gefoppt sey, nach seinem Freunde. Dieser kam, und als er sah, daß er sehr erzürnt war, dachte er sich gleich, daß er wieder Nachrichten von der Dame habe, und war nun begierig, was ihm der Klosterbruder zu sagen haben würde. Dieser wiederholte die früher gesprochenen Worte, fügte noch viel neue, zornige Strafreden hinzu und tadelte ihn hart wegen dessen, was ihm die Dame gesagt hatte, daß er gethan haben sollte. Der vornehme Mann, der noch nicht sah, auf was er hinaus wollte, läugnete ziemlich lau, daß er die Börse und den Gürtel abgesendet habe, um dem Klosterbruder nicht den Glauben zu nehmen, im Fall die Dame ihm diese Sachen eingehändigt hätte. Der Klosterbruder aber sprach sehr erzürnt: „Wie kannst Du es noch läugnen, boshafter Mensch! Sieh hier; sie selbst hat es mir unter Thränen gebracht; sieh es an, ob Du es nicht erkennst.“ Der vornehme Mann stellte sich, als schäme er sich sehr: „Ja, ich erkenne sie in der That, und gestehe, daß ich Uebles gethan habe, und schwöre Euch, daß, da ich sie einmal so gesinnt sehe, Ihr in der Folge nichts mehr darüber von mir hören werdet.“ Es wurde noch viel gesprochen, bis der Bruder Dummkopf die Börse und den Gürtel seinem Freunde gab, und nachdem er ihn noch lange ermahnt und gebeten, daß er von solchen Dingen abstehen möge, entließ er ihn. Der vornehme Mann, hoch erfreut über die Gewißheit, die er jetzt von der Liebe der Dame hatte und über das schöne Geschenk, ging sogleich von dem Klosterbruder weg an einen Ort, wo er der Dame auf vorsichtige Weise zeigte, daß er beide Gegenstände erhalten hatte, womit die Dame sehr zufrieden war, um so mehr, da sie sah,

daß ihr Plan immer besser gelinge. Während sie nun auf nichts Anderes mehr wartete, als daß ihr Mann einmal irgend wohin verreisen würde, um ihrem Werke die Krone aufzusetzen, so geschah es, daß nicht lange Zeit nachher ihr Mann aus irgend einem Grunde eine Reise nach Genua antreten mußte. Nachdem dieser des Morgens zu Pferde gestiegen und abgereist war, begab sich die Dame zu dem frommen Bruder und sprach mit vielen Klagen und unter Thränen: „Mein Vater, jetzt sage ich es Euch, daß ich es nicht länger aushalten kann; da ich Euch jedoch versprochen habe, nichts zu thun, ohne es Euch vorher anzuzeigen, so bin ich gekommen, um mich bei Euch zu rechtfertigen. Und damit Ihr mir glaubet, daß ich Grund habe, mich zu beschweren, so will ich Euch erzählen, was Euer Freund, der vielmehr ein Teufel der Hölle ist, mir diesen Morgen kurz vor Tagesanbruch gethan hat. Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall er erfuhr, daß mein Mann gestern Morgen nach Genua reiste; aber heute früh zu der Stunde, die ich Euch angegeben habe, kam er in meinen Garten, und stieg an einem Baume zum Fenster meines Zimmers hinauf, das auf den Garten hinaus geht. Schon hatte er das Fenster geöffnet, und wollte in das Zimmer steigen, als ich erwachte, mich plötzlich erhob, zu schreien anfing und auch wirklich geschrieen hätte, wenn er, der noch nicht im Zimmer war, mich nicht um Gottes und um Euretwillen um Gnade gebeten hätte, indem er mir sagte, wer er sey, worauf ich denn, als ich dies hörte, aus Liebe zu Euch schwieg, nackt, wie ich geboren wurde, zum Fenster hinlief und es ihm vor dem Gesichte zuschloß; ihn aber muß der Henker wieder hinabgeführt haben, denn ich habe dann nichts mehr von ihm gehört. Nun seht Ihr selbst, ob so etwas zum Aushalten ist. Ich für meinen Theil will dies nicht

mehr länger dulden, vielmehr habe ich es Euch zu Liebe schon viel zu lang ausgehalten." Als der Klosterbruder dieses hörte, war er vor Zorn ganz außer sich und fand gar keine Worte, nur fragte er sie mehrmals, ob sie auch vollständig überzeugt sey, daß es Niemand anders gewesen. Hierauf antwortete die Dame: „Da sey Gott vor, ich kann ihn noch recht gut von einem Andern unterscheiden. Ich sage Euch, er war es, und wenn er es läugnen sollte, so glaubt es ihm nicht." Nun sprach der Klosterbruder: „Meine Tochter, hier kann man nichts Anderes sagen, als daß dies ein zu keckes Wagstück und ein sehr verbrecherischer Versuch war, und Du hast gethan, was Du thun mußtest, indem Du ihn also fortschicktest. Ich aber will Dich bitten, da Gott Dich ja vor Schande bewahrt hat, daß Du, wie Du die zwei ersten Male meinem Rathe gefolgt bist, auch dieses dritte Mal thust, daß Du nämlich, ohne Dich bei einem Deiner Verwandten zu beschweren, mich machen lassest, ob ich nicht diesen rasenden Teufel, den ich für einen Heiligen hielt, zu zügeln im Stande bin. Kann ich es dahin bringen, daß er sein unverschämtes Benehmen aufgibt, so ist es gut, kann ich es nicht, so gebe ich Dir meinen Segen und mein Wort, daß Du dann Alles thun kannst, was Du für recht und gut erkennst." Die Dame sprach: „Für dieses Mal will ich Euch nicht erzürnen und nicht ungehorsam seyn; aber bringt es doch dahin, daß er aufhört, mich zu belästigen; denn ich gelobe es Euch hiemit, daß ich um dieser Sache willen nicht mehr zu Euch kommen werde;" und ohne weiter zu sprechen, entfernte sie sich, wie erzürnt, von dem Klosterbruder. Kaum hatte sie die Kirche verlassen, als jener vornehme Mann hereintrat, und sogleich von dem Klosterbruder gerufen wurde. Dieser nahm ihn bei Seite und sagte ihm die ärgsten Schimpfreden,

die je einem Mann gesagt wurden, indem er ihn einen Treulosen, Meineidigen und Verräther nannte. Dieser, der schon zweimal gesehen hatte, was die Schimpfreden des Klosterbruders eigentlich bedeuten, hörte aufmerksam zu und bemühte sich, durch allerhand unbestimmte Antworten ihn zur Sprache zu bringen. Zuerst sagte er: „Zu was denn der Lärm, ehrwürdiger Herr? habe ich Christum gekreuziget?“ Hierauf antwortete der Klosterbruder: „Seht doch den Schamlosen! hört, was er sagt! er spricht gerade, als ob schon ein oder zwei Jahre hingegangen wären, als ob er in der Länge der Zeit seine Schlechtigkeiten und Unehrbarkeiten vergessen hätte. Ist es dir von heute morgen bis jetzt schon wieder aus dem Sinne gekommen, daß du deinen Nebenmenschen beleidigt hast? Wo warst du denn diesen Morgen kurz vor Tagesanbruch?“ Der vornehme Mann antwortete: „Was weiß ich, wo ich gewesen bin: Der Bote ist bald zu Euch gekommen.“ „Ja, wahrhaftig,“ sprach der Klosterbruder, „der Bote ist bei mir gewesen: hast du geglaubt, weil der Mann nicht da sey, werde die Dame dich sogleich mit offenen Armen empfangen? Halt, mein Herr! Seht doch, ein ehrbarer Mann und streicht jetzt bei Nacht umher, öffnet Gärten und steigt auf Bäume! Glaubst du, durch Hartnäckigkeit die Frömmigkeit dieser Dame zu besiegen, daß du des Nachts auf Bäumen vor ihr Fenster steigst? Nichts auf der Welt ist ihr mehr verhaßt, als dein Benehmen und doch stehst du nicht ab von deinen Versuchen. In Wahrheit, auch abgesehen davon, daß sie dir dieß bei vielen Gelegenheiten gezeigt hat, so hast du dir auch meine Strafreden recht gut zu Herzen genommen. Aber ich sage dir nur dieß: nicht etwa aus Liebe zu dir, sondern nur auf meine inständigen Bitten hat sie bis jetzt wegen deines unanständigen

Betragens geschwiegen: aber jetzt wird sie nicht länger schweigen. Ich habe ihr die Erlaubniß gegeben, daß sie, sobald du dich ihr noch einmal mißfällig zeigst, thun darf, was sie will. Wie wird es dir gehen, wenn sie es ihren Brüdern sagt?" Der vornehme Mann, der das, was ihm zu wissen nöthig war, gehörig begriffen hatte, suchte den Klosterbruder, so gut er konnte, durch alle möglichen Versprechungen zufrieden zu stellen. Hierauf entfernte er sich von ihm, und am Morgen des folgenden Tages trat er in den Garten, stieg über den Baum und kam durch das offene Fenster in das Zimmer, wo er sich, so schnell er konnte, in die Arme seiner schönen Dame warf. Diese, die ihn mit der glühendsten Sehnsucht erwartet hatte, empfing ihn freundlich und sprach: „Großen Dank dem Herrn Klosterbruder, daß er dir den Weg zu mir so gut gezeigt hat." Hierauf unterhielten sie sich mit großem, gegenseitigen Wohlgefallen mit einander, scherzten und lachten über die Einfalt des dummen Klosterbruders, spotteten über die Wollkämme, Flachsweiber und Krämpler, und vertrieben sich die Zeit aufs angenehmste. Dann verabredeten sie sich mit einander und trafen die Anstalt, daß sie, ohne weiter des Klosterbruders zu bedürfen, noch viele Nächte mit der gleichen, gegenseitigen Freude sich zusammenfanden, und ich bitte Gott bei seiner heiligen Barmherzigkeit, daß er mich und alle Christenseelen, die es wünschen, recht bald auch zu dieser Freude führe.

Vierte Novelle.

Don Felice unterweist den Bruder Puccio, wie er selig werden könne, wenn er Buße thue: Bruder Puccio thut Buße und Don Felice macht sich unterdessen mit der Frau des Bruders gute Stunden.

Nachdem Filomena ihre Novelle geendigt hatte, lobte Dioneo mit lieblichen Worten die List der Dame und besonders das Stoßgebet, das Filomena am Ende angehängt hatte. Die Königin aber wandte sich lächelnd an Panfilo und sprach: Nun fahre du, Panfilo, mit irgend einem anmuthigen Geschichtchen fort. Panfilo versetzte sogleich, das wolle er gerne und begann:

Meine Damen, es gibt viele Personen, die, während sie sich anstrengen, ins Paradies zu kommen, ohne daß sie es bemerken, andere hineinschicken. Und dieß geschah, wie Ihr jetzt hören werdet, vor noch nicht langer Zeit einer unserer Nachbarinnen.

Wie ich einmal sagen hörte, lebte nahe bei St. Pankraz ein rechtschaffener und reicher Mann, mit Namen Puccio di Rinieri, welcher, da er immer mit geistlichen Dingen sich abgab, Laienbruder der Franziscaner wurde und sich Bruder Puccio nennen ließ. Dieses geistliche Leben setzte er auch fort, und da sein ganzer Haushalt nur aus seiner Frau und einer Dienerin bestand, und er um dieser willen nicht nöthig hatte, sich mit irgend einem Gewerbe abzugeben, so ging er sehr

fleißig in die Kirche. Als ein ungebildeter, grobschrotiger Mann sagte er nur seine Paternoster, ging in die Predigten, wohnte den Messen bei und fehlte auch niemals bei dem Lobgesang der Laienbrüder. Er fastete, geißelte sich, und trompetete bei den Umzügen, denn er war unter den Bußgeißlern. Seine Frau, die man Frau Isabetta hieß, noch ein junges Weibchen von acht und zwanzig bis dreißig Jahren, frisch, schön und rund, wie ein rother Apfel, mußte wegen der Heiligkeit ihres Mannes und vielleicht auch wegen dessen hohem Alter oft länger fasten, als ihr lieb war, und wenn sie gerne geschlafen oder vielleicht mit ihm gescherzt hätte, so erzählte er ihr das Leben Christi, die Predigten des Anastasius oder die Klagen der Magdalena und solche Dinge. Da kam zu jener Zeit aus Paris ein Mönch zurück, mit Namen Don Felice, der zum Kloster St. Pankraz gehörte; er war noch jung, schön von Person, sehr verständig und tief gelehrt. Mit ihm schloß Bruder Puccio eine enge Freundschaft und da er im Stande war, ihm alle seine Zweifel zu lösen und überdieß, da er dessen frommes Wesen kennen gelernt hatte, sich höchst musterhaft und andächtig gegen ihn zeigte, so fing der Bruder Puccio an, ihn hie und da in sein Haus zu führen, ihn zum Mittag- und Abendessen zu bitten, wie es sich gerade schickte, und die Frau war dem Bruder Puccio zu Liebe ebenfalls seine Freundin geworden, und erwies ihm gerne Ehre. Als nun der Mönch fortfuhr, das Haus des Bruders Puccio zu besuchen, und die Frau so frisch und rund sah, bemerkte er bald, an was sie am meisten Mangel leide, und dachte, wenn es ihm möglich wäre, dem Bruder Puccio eine Mühe abzunehmen und seine Stelle zu ersetzen. Er faßte sie daher manchmal recht listig ins Auge, und dadurch entzündete er in ihr das nämliche Verlangen, und als dieß der Mönch

bemerkt hatte, benützte er die erste Gelegenheit, um seinen Wunsch bei ihr anzubringen. So sehr er sie aber auch geneigt fand, das Werk zu vollenden, ließen sich doch nicht so schnell Mittel und Wege finden, weil sie sich nirgends in der Welt dem Mönche anvertrauen wollte, außer in ihrem Hause, und im Hause war dieß nicht möglich, weil der Bruder Puccio nicht von der Stelle wich, worüber sich denn der Mönch sehr betrübte. Endlich fiel ihm ein Mittel ein, wie er ohne irgend einen Argwohn bei der Frau im Hause seyn könne, während der Bruder Puccio ebenfalls zu Hause wäre. Und als eines Tages Bruder Puccio bei ihm war, sprach er zu ihm also: „Ich habe schon oft gesehen, Bruder Puccio, daß es dein einziger Wunsch ist, selig zu werden. Allein es scheint mir, du machst zu diesem Zwecke einen großen Umweg, während es einen sehr kurzen Weg gibt, den der Pabst und seine übrigen hohen Prälaten, die ihn kennen und benützen, nicht überall bekannt machen lassen wollen, weil der geistliche Stand, der meistens von Almosen lebt, dadurch sogleich sich auflösen müßte, weil alsdann die Weltlichen ihm weder Almosen noch irgend was Anderes mehr zukommen lassen würden. Weil du aber mein Freund bist, und mir schon viele Ehre erwiesen hast, so würde ich dir diesen Weg zeigen, wenn ich nur wüßte, daß du ihn Niemanden auf der Welt sonst offenbaren und ihn genau befolgen wolltest.“ Der Bruder Puccio, sehnsüchtig, diesen neuen Weg zu erfahren, bat zuerst aufs dringendste, er möchte ihn ihm zeigen, dann schwur er, er werde ihn niemals, außer mit der Zustimmung des Mönchs, irgend Jemanden entdecken, und betheuerte, wenn es ihm möglich sey, ihn zu befolgen, so werde er alle Kraft aufbieten. Der Mönch sprach: „Weil du mir es so sehr versprichst, so will ich dir ihn zeigen.

Du mußt wissen, daß die heiligen Doctoren der Ansicht sind, wer selig werden wolle, der müsse folgende Buße thun, wie du sie jetzt hören wirst. Aber verstehe mich wohl; ich sage nicht, daß du nach der Buße nicht ein Sünder seyest; aber das wird der Fall seyn, daß die Sünden, die du bis zur Stunde der Buße vollbracht hast, alle abgewaschen und dir verziehen seyn werden, und diejenigen, die du später begehen wirst, werden dir nicht zur Verdammniß gereichen, sondern sie werden mit Weihwasser abgewaschen werden, wie jetzt die Schwachheitssünden. Vor Allem nun muß der Mensch, wenn er seine Buße antritt, mit allem Fleiße seine Sünden beichten, dann aber vierzig Tage lang fasten und sich enthalten, und in dieser Zeit nicht einmal die eigene Frau, geschweige denn ein anderes Frauenzimmer, berühren. Außerdem mußt du in deinem eigenen Hause einen Ort haben, wo du des Nachts in den Himmel sehen kannst; an diesen Ort mußt du dich des Abends begeben und hier muß ein großer Tisch so gestellt seyn, daß, wenn du auf dem Fuße stehst, du dich mit der Hüften darauf stützen kannst, und die Füße immer auf dem Boden, die Arme wie ein Gekreuzigter ausstreckest: willst du diese auf einem Pflöckchen aufstützen, so ist dieß erlaubt: auf diese Weise aber mußt du, immer zum Himmel blickend, bewegungslos stehen, bis zum Morgen. Wärest du in der Schrift gelehrt, so müßtest du während dieser Zeit gewisse Gebete sprechen, die ich dir geben würde. Da du jedoch dieß nicht bist, so mußt du dreihundert Paternoster und dreihundert Ave Maria zu Ehren der Dreieinigkeit hersagen, und während du zum Himmel aufblickst, stets im Gedächtniß haben, daß Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde ist, und daß Christus am Kreuze gelitten hat, in derselben Stellung, welche du jetzt einnimmst. Wenn dann

die Morgenstunde schlägt, kannst du, wenn du willst, gehen und dich angekleidet auf ein Bett werfen und schlafen. Am Vormittag mußt du in die Kirche gehen und dort wenigstens drei Messen hören und wenigstens fünfzig Paternoster und eben so viel Ave Maria sprechen. Hierauf kannst du mit Einfalt des Herzens einige Geschäfte verrichten, wenn du solche hast, dann zu Mittag essen, zur Vesperzeit in die Kirche gehen und dort einige Gebete hersagen, die ich dir geschrieben geben werde und ohne welche die ganze Sache nicht möglich ist; hierauf gegen Abend wieder nach der vorigen Weise anfangen. Wenn du dieß thust, wie ich es schon gethan habe, so hoffe ich, du werdest, noch ehe das Ende deiner Bußzeit kommt, eine wunderbare Vorempfindung der ewigen Seligkeit haben, so fern du die Sache mit Andacht verrichtet hast." Bruder Puccio sagte hierauf: „Dieß ist nicht allzuschwer und nicht allzulang, und muß ganz gut von Statten gehen, und so will ich denn in Gottes Namen am Sonntag anfangen." So trennte er sich von ihm, ging nach Hause und erzählte mit der Erlaubniß des Mönchs seiner Frau Alles. Die Dame verstand recht gut, was der Mönch mit dem ungewöhnlichen Stehen bis zum Morgen bezwecken wollte: das Mittel gefiel ihr daher und sie sagte: sie sey sehr erfreut darüber, und über jeden Vortheil, den seine Seele erhalte und damit Gott diese seine Buße gedeihlich mache, wolle sie mit ihm fasten, an dem Uebrigen jedoch keinen Theil nehmen. So wurden sie hierüber einig, und am nächsten Sonntag begann der Bruder Puccio seine Buße. Abends zu einer Stunde, wo er nicht mehr gesehen werden konnte, kam dann der Herr Mönch zu der Dame, und brachte die meisten Abende mit ihr zu, indem er etwas Gutes zu essen und zu trinken mit sich führte; dann legte er sich mit ihr zu Bette

bis zum Morgen, wo er aufstand, sich entfernte und Bruder Puccio ins Bette zurückkehrte. Der Ort, den sich Bruder Puccio zu seiner Bußübung ausgewählt hatte, befand sich neben der Kammer, in welcher die Dame schlief, und war von dieser nur durch eine sehr dünne Mauer geschieden. Als daher einmal der Herr Mönch sich etwas gar zu ungenirt mit der Dame die Zeit vertrieb, und sie mit ihm, so schien es dem Bruder Puccio, als zittere der Fußboden seines Hauses. Als er daher gerade hundert von seinen Paternostern gesprochen hatte, machte er hier ein Punktum und rief, ohne sich zu bewegen, seiner Frau und fragte sie, was sie treibe? Diese, die sehr scherzhafter Natur war, und vielleicht gerade das Thier des heiligen Benedikt oder des heiligen Albert ohne Sattel ritt, antwortete: „Wahrhaftig, lieber Mann, ich rühre mich, so gut ich kann.“ Hierauf sprach Bruder Puccio: „Wie rührst du dich denn? was will das heißen, daß du dich rührst?“ Die Dame lachte, wozu sie wohl gerade Ursache hatte, und antwortete: „Wie, Ihr wißt nicht, was das heißen soll? Habe ich es doch schon tausendmal von Euch selbst gehört: Wer des Abends satt sich nicht macht, muß sich rühren die ganze Nacht.“ Da glaubte nun Bruder Puccio, das Fasten sey Schuld daran, daß sie nicht schlafen könne, und sich daher im Bette herumwerfe. Daher sprach er treuherzig: „Liebe Frau, ich habe dir's wohl gesagt, faste nicht! aber du hast es doch gewollt. Daher denke jetzt nicht daran, sondern suche zu schlafen. Du wirfst dich so im Bette herum, daß das ganze Haus zittert.“ Hierauf sprach die Dame: „Laß dich das nicht kümmern; ich weiß wohl, was ich thue. Mache nur du deine Sachen gut, ich will schon sehen, wie ich das Meinige gut mache.“ Hierauf war der Bruder Puccio still und machte sich wieder an seine

Paternoster. Die Frau und der Herr Mönch aber ließen von jener Nacht an in einem andern Theile des Hauses ein Bett richten, wo sie sich die ganze Dauer der Bußzeit des Bruders Puccio über vortrefflich mit einander unterhielten. Zu einer bestimmten Stunde ging alsdann der Mönch weg, die Dame kehrte in ihr Bett zurück, und bald darauf kam dann der Mann von seiner Bußübung. Während nun der Bruder auf solche Weise seine Buße und die Frau mit dem Mönch ihre Unterhaltung fortsetzten, sprach sie mehrmals scherzweise zu ihm: „Du läßt den Bruder Puccio die Buße thun, durch die wir das Paradies gewonnen haben." Da der Frau dieses Leben sehr behagte, so gewöhnte sie sich so an die Speisen des Mönchs, daß, da sie von ihrem Manne lange Zeit nur sehr sparsam gehalten worden war, sie auch nach Vollendung der Bußzeit ihres Mannes Mittel fand, sich mit dem Mönch zu ergötzen, und so hatten sie lange ihr Vergnügen mit einander. So geschah es also, damit die Schlußworte zu den Anfangsworten passen, daß, während der Bruder Puccio sich durch seine Bußübungen selbst ins Paradies zu schicken glaubte, er den Mönch hineinschickte, der ihm den Weg dazu gezeigt hatte, und seine Frau, die mit ihm lange Zeit Dasjenige sehr entbehrt hatte, was ihr der gutherzige Mönch in reicher Fülle spendete.

Fünfte Novelle.

Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein Pferd, und erhält dadurch Gelegenheit, mit seiner Erlaubniß seine Gattin zu sprechen: da sie schweigt, so antwortet er in ihrem Namen und der Ausgang entspricht alsdann seiner Antwort.

Nachdem Panfilo unter dem Lächeln der Damen seine Erzählung von dem Bruder Puccio beendigt hatte, gab die Königin Elisen Befehl, fortzufahren. Diese, etwas beißend in ihren Reden, nicht sowohl aus Bosheit, als aus alter Gewohnheit, begann folgendermaßen:

Manche, die viel wissen, glauben, ein Anderer wisse gar nichts: aber oft sehen sie, wenn sie Andere zu hintergehen glauben, gar wohl ein, daß sie selbst von den Andern hintergangen worden sind, weßhalb ich es für eine große Thorheit halte, wenn man ohne Noth die Geisteskräfte Anderer auf die Probe stellt. Aber weil vielleicht nicht Jedermann meiner Meinung seyn wird, so will ich Euch erzählen, was einmal einem Edelmann in Pistoja begegnet ist, indem ich also der Reihe nach zu erzählen fortfahre.

Es lebte in Pistoja ein Edelmann, aus dem Stamme der Vergellesi, mit Namen Francesco, ein sehr reicher und außerordentlich kluger und verständiger Mann, der aber über die Maßen geizig war. Dieser mußte als Stadtvogt nach Milano gehen und hatte sich schon mit Allem versehen, was dazu gehörte, um anständig auftreten zu können, ausgenommen mit einem schönen Pferde, und da er keines fand, das ihm gefiel, so machte er sich darüber viele Sorgen. Nun lebte damals in Pistoja ein junger Mann mit Namen Ricciardo, aus keiner vornehmen Familie, aber sehr reich. Dieser trug sich stets so zierlich und geschmückt, daß man ihn allgemein Zima * nannte. Derselbe war seit langer Zeit in die Gattin des Herrn Francesco, die eine sehr schöne und ehrbare Dame war, sterblich verliebt. Nun hatte dieser Zima eines der herrlichsten Pferde in Toskana, das ihm auch seiner Schönheit wegen sehr theuer war, und da es Jedermann bekannt war, daß er die Gattin des Herrn Francesco liebe, so sagten Einige dem Letztern, wenn er von Zima dieses Pferd verlange, so werde er es ihm auch aus Liebe zu seiner Gattin geben. Herr Francesco, vom Geiz bewogen, ließ Zima rufen, und erbot sich, sein Pferd käuflich an sich zu bringen, damit es ihm Zima zum Geschenk anbieten sollte. Zima gefiel dieß wohl, als er es hörte, und er antwortete dem Edelmann: „Mein Herr, würdet Ihr mir auch Alles auf der Welt geben, auf dem Weg des Kaufes würdet Ihr mein Pferd niemals erhalten, aber zum Geschenk will ich es Euch, wenn es Euch so recht ist, unter der Bedingung geben, daß ich, ehe Ihr es in Empfang nehmet, zuvor mit Eurer Erlaubniß und in Eurer Gegenwart einige Worte zu Eurer Gattin sprechen darf, und zwar in solcher Entfernung von Jedermann, daß mich Niemand

* Der Stutzer.

als sie, hören kann. Der Edelmann, vom Geiz verblendet und in der Hoffnung, den Zima prellen zu können, antwortete: es sey ihm recht, zu welcher Zeit er wolle. Er führte ihn in den Saal seines Palastes, und ging auf das Zimmer seiner Gattin. Nachdem er ihr erzählt hatte, auf wie leichte Art er hier das Pferd an sich bringen könne, befahl er ihr, sie solle mit ihm kommen, um den Zima anzuhören, aber sich wohl hüten, daß sie auf nichts, was er ihr sage, ihm eine kurze oder lange Antwort gebe. Die Dame war hierüber sehr ungehalten; da sie jedoch den Wünschen ihres Mannes willfahren mußte, so war sie bereit und folgte ihrem Manne in den Saal, um zu hören, was ihr Zima sagen werde. Nachdem dieser mit dem Edelmann die Bedingungen festgemacht hatte, nahm er in einem Theile des Saales, in welchem Niemand in der Nähe war, mit der Dame Platz, und begann also zu sprechen: „Vortreffliche Dame, ich bin überzeugt, daß Ihr so verständig seyd, um schon seit lange begriffen zu haben, welche Liebe mir Eure Schönheit eingeflößt hat, welche ohne allen Zweifel Alles übertrifft, was mir jemals vorgekommen ist; ganz zu schweigen von den herrlichen Sitten und der trefflichen Tugend, die Euch inwohnen, und die Gewalt genug haben, um den auch noch so hohen Geist jedes Mannes zu fesseln. Ich brauche Euch daher nicht erst mit Worten zu sagen, daß meine Liebe die größte und glühendste ist, welche je ein Mann zu einer Dame getragen, und ohne Zweifel so lange dauern wird, als mein elendes Daseyn währt, und noch länger; denn wenn man jenseits liebt, wie hier, so werde ich Euch in alle Ewigkeit lieben. Daher dürft Ihr Euch auch versichert halten, daß Ihr nichts, was es auch seyn möge, werthvoll oder gering, so ganz für Euer Eigenthum halten, und so in allen Fällen darauf zählen könnt, wie auf mich, auf mein

ganzes Wesen und auf all mein Hab und Gut, und damit Ihr davon noch mehr überzeugt werdet, sage ich Euch, daß ich mich glücklicher schätzen würde, wenn Ihr über Alles, was ich habe und thun kann, nach Eurem Belieben verfügen würdet, als wenn die ganze Welt mir zu Gebot stünde. Wenn ich nun in so hohem Grade Euch angehöre, wie Ihr hier höret, so darf ich wohl mit einigem Rechte wagen, Euch, meine erhabene Herrin, von der allein all mein Frieden, all mein Glück, all mein Heil kommen kann, meine Bitte vorzutragen. So bitte ich Euch denn als Euer demüthigster Diener, Euch, mein theures Gut, die einzige Hoffnung meiner Seele, die auf Euch vertrauend, vom Liebesfeuer sich nährt, daß Ihr gütig seyn und Eure frühere Härte gegen mich so weit mildern möget, daß ich durch Euer Mitleid wieder gestärkt sagen könne, wie Eure Schönheit mich entzündet hat, so habe ich durch sie auch das Leben zurückerhalten, das, wenn Euer Gemüth durch meine Bitten nicht geneigt wird, ohne allen Zweifel verloren ist. Ja, ich werde sterben und Euch wird man dann meine Mörderin nennen können. Und wenn Euch mein Tod schon an sich nicht zur Ehre gereichen kann, so glaube ich auch, Gewissensbisse werden Euch peinigen, und es werde Euch reuen, so gehandelt zu haben, und manchmal werdet Ihr in einer mitleidigen Stimmung zu Euch sprechen: „Ach wie übel habe ich gethan, daß ich mit meinem Zima kein Erbarmen hatte. Dann ist diese Reue zu spät und wird Euch nur noch mehr Schmerz verursachen. Damit daher dieß nicht geschehe, so laßt Euch Euer Betragen jetzt reuen, wo es noch Zeit ist, mir zu helfen, laßt Euch zum Mitleid stimmen, denn von Euch allein hängt es ab, mich zum fröhlichsten und zum traurigsten Menschen auf der Welt zu machen. Ich hoffe, Eure Güte wird so groß

seyn, daß Ihr nicht dulden werdet, daß ich für diese Liebe den Tod zum Lohn erhalten soll; sondern Ihr werdet durch eine freundliche, anmuthsvolle Antwort meine Lebensgeister stärken, die ganz scheu vor Eurem Anblicke vergehen wollen." Hier schwieg er, seufzte tief und Thränen drangen aus seinen Augen; dann wartete er, was die edle Dame ihm antworten würde. Diese, welche sich durch seine langen Bewerbungen, seine Waffenspiele, seine Morgenständchen und andere Dinge, die er ihr zu Ehren veranstaltet hatte, nicht hatte erweichen lassen, wurde jetzt durch die liebevollen Worte ihres glühenden Liebhabers bewegt, und begann plötzlich zu fühlen, was sie zuvor noch nie gefühlt hatte, nämlich die Macht der Liebe, und ob sie gleich, um dem Befehle ihres Mannes zu folgen, stille schwieg, so verrieth doch ein kleiner Seufzer, was sie dem Zima so gerne durch eine Antwort geoffenbart hatte. Als Zima eine Zeitlang gewartet hatte und sah, daß keine Antwort erfolge, wunderte er sich; dann begann er jedoch einzusehen, daß der Edelmann eine List gebraucht hätte, und als er ihr ins Gesicht sah, und ihre Augen einige Mal zu ihm herfunkeln sah, endlich die Seufzer vernahm, die halb erstickt aus ihrer Brust kamen, so faßte er einige Hoffnung, entwarf, von dieser unterstützt, einen neuen Plan und fing an, im Namen der Dame, die zuhörte, sich selbst folgende Antwort zu geben: „Mein Zima, allerdings habe ich schon seit lange bemerkt, daß du eine aufrichtige und glühende Liebe zu mir hast; und jetzt ersehe ich es vollends aus deinen Worten, und bin, wie ich dieß auch seyn muß, darüber erfreut. Wenn ich dir auch grausam und hart schien, so glaube dennoch nicht, daß ich im Innern das gedacht habe, was ich dir auf meinem Gesichte zeigte, vielmehr habe ich dich stets geliebt und du warst mir theurer als irgend ein Mensch; so mußte

ich aber handeln, sowohl aus Furcht vor Andern, als um meinen guten Ruf zu erhalten. Aber jetzt kommt die Zeit, in der ich dir meine Liebe deutlich beweisen und dir den Lohn für die Liebe, die du zu mir getragen hast und noch trägst, geben kann. Tröste dich daher und sey gutes Muthes, denn Herr Francesco wird in wenigen Tagen als Stadtvogt nach Milano gehen, wie du ja weißt, der du ihm aus Liebe zu mir ein schönes Pferd geschenkt hast. Ich verspreche dir nun aufs feierlichste bei meiner Treue und bei der Liebe, die ich zu dir trage, daß du innerhalb weniger Tage, wenn mein Mann abgereist ist, bei mir seyn wirst, wo wir dann aufs anmuthigste und vollständigste uns befriedigen werden. Und damit ich dich hierüber nicht noch einmal sprechen muß, so merke dir: an dem Tage, an welchem du zwei aufgespannte Handtücher an dem Fenster meines Zimmers sehen wirst, das über unserm Garten ist; in jener Nacht sollst du alsdann, vorsichtig dich hütend, um nicht gesehen zu werden, durch das Gartenthor zu mir kommen. Du wirst finden, daß ich dich erwarte, und dann können wir uns die ganze Nacht nach Wunsch aufs Angenehmste mit einander vergnügen.“ Nachdem Zima im Namen der Dame auf solche Weise gesprochen hatte, gab er hierauf in seinem eigenen Namen folgende Antwort: „Geliebteste Dame, die ungemeine Freude über Eure gütige Antwort hat so sehr mein ganzes Wesen eingenommen, daß ich kaum im Stande bin, Euch meinen Dank auszudrücken. Könnte ich aber auch so sprechen, wie ich wünsche, so ist doch keine Zeit lange genug, um Euch ganz so danken zu können, wie ich gerne möchte, und wie ich thun sollte. Daher möge es Eurer Güte und Eurem Verstande überlassen bleiben, das zu erkennen, was ich zwar gerne ausdrücken möchte, aber mit Worten nicht ausdrücken kann. Nur so viel

sage ich Euch, daß ich Alles so thun werde, wie Ihr es mir befohlen habt, und wenn ich alsdann von dem großen Geschenke, das Ihr mir zugestanden habt, noch mehr versichert werde, so werde ich mich bemühen, Euch nach Kräften und so gut ich kann, meinen Dank zu beweisen. Für den Augenblick ist hier nichts weiter mehr zu sagen, und somit, meine geliebteste Dame, gebe Euch Gott alle Freude und alles Heil; ich empfehle Euch seiner Gnade.“ Während dieser ganzen Zeit sprach die Dame nicht ein einziges Wort. Zima erhob sich jetzt und ging auf den Edelmann zu. Dieser kam ihm entgegen und sagte lächelnd: „Nun, was meinst du? habe ich mein Versprechen gut gehalten?“ — „Nein, mein Herr,“ versetzte Zima; „denn Ihr habt mir versprochen, Ihr lasset mich mit Eurer Gattin sprechen, und Ihr habt mich doch nur mit einer Marmorstatue sprechen lassen.“ Der Edelmann freute sich sehr über diese Worte, und wenn er schon zuvor eine gute Meinung von seiner Gattin gehabt hatte, so erhielt er jetzt noch eine viel bessere. Er sagte: „Nun, bin ich jetzt wohl Besitzer deines Pferdes?“ Hierauf antwortete Zima: „Allerdings; aber wenn ich geglaubt hätte, aus der von Euch erhaltenen Erlaubniß einen solchen Nutzen zu ziehen, so hätte ich Euch das Pferd geschenkt, ohne Euch darum zu bitten, und wollte Gott, ich hätte es gethan; denn jetzt habt Ihr das Pferd gekauft, und ich habe nichts dafür erhalten.“ Der Edelmann lachte darüber; er nahm sein Pferd in Besitz, machte sich auf den Weg und begab sich nach Milano als Stadtvogt. Die Dame, welche jetzt allein in ihrem Hause zurückgeblieben war, dachte an alle Worte Zima's, und an seine Liebe zu ihr, und an das Pferd, das er ihr zu Liebe weggeschenkt hatte, und als sie ihn oft vor ihrem Hause vorübergehen sah, sprach sie zu sich selbst: „Was

fange ich jetzt an? warum verliere ich meine Jugend? Dieser ist jetzt nach Milano gezogen und wird vor sechs Monaten nicht zurückkommen. Wann kann er mir diese je wieder einbringen? wenn ich alt seyn werde und zudem wann werde ich je wieder einen solchen Liebhaber finden, wie Zima? Ich bin allein und brauche Niemand zu fürchten; ich weiß nicht, warum ich diese Zeit nicht benützen soll, da ich doch kann. Niemals werde ich diese Freiheit wieder haben, wie jetzt. Niemand wird je die Sache erfahren, und sollte es dennoch offenbar werden, so ist es besser, man genießt und büßt dafür, als man entbehrt und bereut es." Nachdem sie so mit sich zu Rathe gegangen war, spannte sie eines Tages zwei Handtücher vor das Gartenfenster, wie Zima es ihr gesagt hatte. Als dieser dieß bemerkt hatte, ging er hoch erfreut mit Einbruch der Nacht heimlich und allein an die Thüre des Gartens jener Dame, und fand sie offen. Hierauf kam er an die Hausthüre, wo er die Dame fand, die ihn erwartete. Sobald diese ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn aufs freundlichste. Er umarmte und küßte sie hundertmal, folgte ihr die Treppe hinauf: sie legten sich unverweilt zu Bette und genoßen die Liebe in der höchsten Vollendung; und dieß war zwar das erste, aber nicht das letzte Mal; denn sowohl während der Abwesenheit des Edelmanns in Milano, als auch nach seiner Heimkunft kehrte Zima noch oft zum größten Vergnügen beider Theile dahin zurück.

Sechste Novelle.

Ricciardo Minutolo liebt die Gattin Filippello Fighinolfi's; da er weiß, daß diese eifersüchtig ist, so macht er sie glauben, Filippello werde Tags darauf mit seiner Gattin in einem Bade seyn. Dadurch bewirkt er, daß sie dahin geht, und während sie glaubt, bei ihrem Manne gewesen zu seyn, zeigt es sich, daß Ricciardo bei ihr war.

Elise hatte ihre Erzählung geendigt, und nachdem man den Scharfsinn des Zima gelobt hatte, befahl die Königin Fiammetta fortzufahren. Diese antwortete lächelnd: „Gerne, meine Damen," und begann:

„Wir wollen ein wenig unsere Stadt verlassen, die, wie an andern Dingen, so namentlich auch an Beispielen für Alles Ueberfluß hat, und wie schon Elise gethan hat, eine Geschichte von der übrigen Welt erzählen. Versetzen wir uns daher nach Neapel und hören, wie eine jener Betschwestern, die sich so spröd in der Liebe zeigen, durch List dahin gebracht wurde, die Frucht der Liebe noch eher zu schmecken, als sie die Blüthen derselben kennen gelernt hatte. Es wird Euch dieß zugleich zur Vorsicht auffordern für die Zukunft und durch das bereits Geschehene Euch ergötzen.

In Neapel, jener alten Stadt, die wohl die lieblichste in ganz Italien ist, lebte einst ein junger Mann von berühmtem

Geschlechte und großem Reichthum mit Namen Ricciardo Minutolo. Obgleich nun dieser junge Mann eine sehr schöne und liebenswürdige junge Frau hatte, verliebte er sich doch in eine andere, die der allgemeinen Meinung nach alle neapolitanischen Damen an Schönheit übertraf. Sie hieß Catella und war auch die Gattin eines jungen Edelmanns, Filippello Fighinolfi, die derselbe, da sie sehr sittsam und ehrbar war, über die Maßen liebte. Da nun Ricciardo Minutolo diese Catella liebte, und that, was man thun kann, um sich die Gunst und Liebe einer Dame zu erwerben, trotz all dem aber seinen Zweck auf keine Weise erreichen konnte, fiel er beinahe in Verzweiflung; und unfähig sich von seiner Leidenschaft frei zu machen, hatte er weder den Muth zu sterben, noch fand er mehr Freude am Leben. In dieser traurigen Stimmung geschah es, daß einige Damen aus seiner Verwandtschaft ihm eines Tags Muth zusprachen, er solle diese Liebe bekämpfen und unterdrücken, da sie ja offenbar unbelohnt bleibe; denn Catellas einziges Glück sey ihr Mann, auf den sie so eifersüchtig sey, daß sie von jedem Vogel in der Luft glaube, er könne ihn entführen. Als Ricciardo von dieser Eifersucht Catellas hörte, faßte er plötzlich einen Plan, um seine Wünsche zu erreichen, und stellte sich daher, als hätte er seine Liebe zu Catella aufgegeben, und auf eine andere edle Dame übergetragen. Auch stellte er wieder, scheinbar dieser Dame zu liebe, Turniere und Waffenübungen an, wie er es zuvor der Catella zu liebe gethan hatte. So gelang es ihm in kurzer Zeit, nicht nur sämmtliche Neapolitaner, sondern auch Catella glauben zu machen, nicht mehr sie, sondern jene andere Dame sey der Gegenstand seiner Liebe; und er wußte auch seine Rolle so beharrlich durchzuführen, daß Catella von der Sprödigkeit und

Grausamkeit, mit der sie ihn zuvor behandelt, abstand, und ihn, wie andere Damen, freundlich grüßte, wenn er als Nachbar von ihr empfangen oder verabschiedet wurde. Nun begab es sich, daß bei heißer Jahreszeit viele Gesellschaften von Damen und Herren, nach der Sitte der Neapolitaner, ans Meer gingen, am Ufer sich vergnügten, zu Mittag und zu Nacht speisten; und da Ricciardo wußte, daß Catella mit ihrer Gesellschaft dahin gegangen sey, begab auch er sich mit seiner Gesellschaft ans Meer und schloß sich an die der Catella an, nachdem er sich zuvor lange hatte bitten lassen, wie wenn es ihm gar nicht darum zu thun wäre. Nun begannen die Damen, und darunter auch Catella, mit ihm über seine neue Leidenschaft zu scherzen, und da er sich ungemein verliebt stellte, so gab er dadurch Stoff zu längerem Gespräche. Nach und nach zerstreuten sich die Damen da und dorthin, und als Catella mit wenigen andern Damen bei Ricciardo zurückgeblieben war, warf er ein Wort hin über eine gewisse Liebschaft Filippellos. Dadurch wurde die Eifersucht Catellas erregt, und sie brannte vor Verlangen, zu wissen, was Ricciardo habe sagen wollen. Zwar hielt sie eine Weile an sich, aber zuletzt konnte sie sich nicht mehr halten, und bat Ricciardo, bei der Liebe, die er zu seiner geliebten Dame hege, er möchte sie über das, was er von Filippello gesagt habe, aufklären. Hierauf antwortete Ricciardo: „Ihr habt mich auf eine Weise beschworen, daß ich nicht im Stande bin, Euch Eure Bitte zu verweigern; ich will es Euch daher sagen, nur unter der Bedingung, daß Ihr weder mit Eurem Gatten noch mit sonst Jemand über die Sache sprechet, bis Ihr selbst Euch von der Wahrheit meiner Aussage überzeugt habt, wozu ich Euch, wenn Ihr wollt, verhelfen kann. Die Dame war mit

dieser Bedingung einverstanden, glaubte jetzt um so mehr, daß es wahr sey, und schwur Verschwiegenheit zu. Sie gingen daher bei Seite, daß sie Niemand hören konnte, und Ricciardo sprach: „Edle Dame, wenn ich Euch noch liebte, wie ich Euch einst geliebt habe, so würde ich es nicht wagen, Euch Etwas zu entdecken, von dem ich glaube, daß es Euch betrübe, aber weil diese Liebe vorüber ist, nehme ich weniger Anstand, Euch die Wahrheit zu entdecken. Ich weiß nicht, ob Filippello es sich je zur Unehre rechnete, daß ich Euch liebte, oder ob er glaubte, ich werde von Euch wieder geliebt; wie dem sey, mir hat er nie Etwas gezeigt. Aber jetzt scheint er, wie mich dünkt, in der Meinung, ich habe jetzt weniger Argwohn, mir das anthun zu wollen, was er wohl glaubt, daß ich ihm angethan, nämlich er sucht meine Frau zu Gunstbezeugungen zu bewegen; er hat vor nicht langer Zeit mehre Botschaften an sie abgefertigt, die ich alle wieder von meiner Frau erfahren habe, und sie hat auch die Antworten so zurückgesendet, wie ich es ihr angab. Nun fand ich aber heute früh, ehe ich hieher kam, ein Weib in tiefem Gespräch mit meiner Frau zu Hause, und da ich diese Botschafterin sogleich für das nahm, was sie wirklich war, rief ich meine Frau und fragte sie, was das Weib wolle. Meine Gattin antwortete: Das rührt von der Aufmunterung her, die ich, durch Deine Antworten, in denen Du Filippello Hoffnung machtest, ihm gab; er will jetzt durchaus wissen, was ich gesonnen sey; er will dafür sorgen, daß ich in einem Bade hier in der Nähe eine Zusammenkunft haben könne, und bittet und quält mich, mich einzufinden. Hättest Du mich nicht aus Gründen, die ich nicht kenne, zu diesen Possen veranlaßt, so hätte ich ihn mir auf eine Weise vom Halse zu schaffen gewußt, daß er sich gewiß nicht wieder

um mich bekümmert haben würde. Nun schien mir die Sache jedoch zu weit zu gehen, und nicht mehr zu ertragen, und ich beschloß daher, es Euch zu sagen, damit Ihr erkennet, welchen Lohn Eure unerschütterliche Treue empfing, durch die ich früher an den Rand des Grabes gebracht wurde. Und damit Ihr nicht glaubet, was ich Euch hier sage, sey ein leeres Geschwätz, sondern damit Ihr, wenn Ihr nur wollt, es offen sehen und mit Händen greifen könnet, ließ ich durch meine Frau der Botschafterin folgende Antwort geben: sie sey bereit, morgen um die Mittagsstunde, wenn Alles schlafe, in dieses Bad zu kommen, mit welcher Antwort sich das Weib höchst vergnügt entfernte. Ihr werdet nun natürlich nicht glauben, daß ich meine Frau dorthin schicke; aber wäre ich an Eurer Stelle, so würde ich die Sache so einrichten, daß er mich an Ort und Stelle fände, anstatt der, die er dort zu finden glaubt, und wenn er eine Zeitlang bei mir gewesen wäre, dann würde ich ihn darauf aufmerksam machen, bei wem er gewesen und würde ihn so zur Rede stellen, wie es sein Betragen verdient. Dadurch glaube ich, würde ihm Scham eingeflößt, und das Unrecht, das er Euch und mir anthun will, auf einmal gerächt." Als Catella dieß hörte, schenkte sie ihm ohne alle Rücksicht auf die Person dessen, der ihr diese Mittheilungen machte und auf dessen List, nach der Sitte der Eifersüchtigen sogleich Glauben, und brachte damit einige zufällige, zuvor geschehene Dinge in Verbindung. In der Hitze des Zornes antwortete sie: das werde sie gewiß thun, weil es ja ganz leicht sey, und wenn er komme, werde sie ihm auf eine Weise Scham einzuflößen wissen, daß ihm die Ohren davon gellen sollen, so oft er nur ein Frauenzimmer sehe. Ricciardo war damit zufrieden und sah, daß sein Plan trefflich gelinge; daher machte er sie durch

viele weitere Worte noch treuherziger und bat sie, sie möchte nur niemals sagen, daß sie es von ihm gehört habe, was sie ihm auch auf's Heiligste versprach. Des folgenden Morgens begab sich Ricciardo zu einer braven Frau, welche jenes Bad, das er der Catella angegeben hatte, besaß, theilte ihr seinen Plan mit und bat sie, sie möchte ihm dazu nach Kräften behülflich seyn. Die brave Frau, die ihm sehr verbindlich war, erklärte sich dazu mit Vergnügen bereit, und verabredete mit ihm, was sie zu thun und zu sagen habe. Dieses Weib hatte in dem Hause, in welchem das Bad war, eine sehr dunkle Kammer, in der kein Fenster sich befand, durch welches Licht hätte hereinfallen können. Diese Kammer richtete das Weib nach der Anordnung des Ricciardo her, machte ein gutes Bett hinein, in das sich Ricciardo nach dem Mittagessen legte und Catella erwartete. Die Dame war, nachdem sie Ricciardo's Worte gehört und diesen mehr Glauben geschenkt hatte, als sie verdienten, des Abends voll Unwillen nach Hause zurückgekehrt, wo Filippello, der zufällig in andere Gedanken vertieft war, bei seiner Heimkehr ihr nicht die Zärtlichkeit bewies, die sie an ihm gewohnt war. Dadurch wurde ihr Verdacht noch erhöht, und sie sprach zu sich selbst: der denkt wahrhaftig nur an die Dame, mit der er morgen sich vergnügen will, aber das soll ihm nicht gelingen; und mit solchen Gedanken, indem sie stets überdachte, was sie zu ihm sagen wolle, wenn sie bei ihm seyn werde, brachte sie beinahe die ganze Nacht zu. Aber was weiter! Als die Nachmittagsstunde herangekommen war, nahm Catella eine Begleiterin und ging, ohne ihren Plan zu ändern, in das Bad, das ihr Ricciardo angegeben hatte. Hier fand sie das brave Weib und fragte dieses, ob Filippello heute hier gewesen sey. Hierauf

antwortete die brave Frau, wie ihr Ricciardo angegeben hatte: „Seyd Ihr die Dame, die zu ihm hieher kommen will?“ Catella antwortete: „Das bin ich!“ — „So geht nur zu ihm,“ sprach die Frau weiter. Catella, die den suchte, den sie lieber nicht getroffen hätte, ließ sich jetzt zu der Kammer führen, in der Ricciardo war, trat mit verhülltem Kopfe hinein, und schloß innen zu. Als Ricciardo sie kommen sah, erhob er sich hochvergnügt, empfing sie in seinen Armen und sagte leise: „Willkommen, meine liebe Seele!“ Catella, um ihn glauben zu machen, daß sie eine andere sey, als sie war, umarmte und küßte ihn, und bezeugte die größte Freude, ohne ein Wort zu sagen, aus Furcht, sie möchte von ihm erkannt werden. Die Kammer war finster, womit beide Theile sehr zufrieden waren, und bei Verlängerung ihres Zusammenseyns gewannen die Augen nicht eben eine größere Sehkraft. Ricciardo führte sie zum Bette und hier blieben sie, ohne auf eine Weise zu sprechen, daß man die Stimmen hätte erkennen können, eine lange Zeit zum größten Vergnügen des einen wie des andern Theils. Als es jedoch Catella Zeit schien, ihrem Zorne Luft zu machen, begann sie aufs heftigste also zu sprechen: „Ach, welch unglückliches Schicksal haben doch die Frauen, und wie wird die Liebe so Vieler von den Männern so schlecht belohnt. Ich Unglückliche! Seit acht Jahren habe ich dich mehr geliebt als mein Leben, und du brennst ganz und verzehrst dich vor Liebe, wie ich gehört habe, zu einer fremden Dame, du böser, verbrecherischer Mann. Bei wem glaubst du jetzt gewesen zu seyn? Du warst bei dem Weib, das du durch falsche Liebkosungen betrogen, indem du ihr Liebe zeigtest und in eine Andere verliebt warst. Ich bin Catella, nicht die Frau Ricciardo's, du gewissenloser Verräther! Erkennst du meine Stimme? Und jener Augenblick scheint mir eine Ewigkeit, bis

ich mit dir an's Licht komme, damit ich dich beschämen kann, wie du es verdienst. O ich Unglückliche! Wem habe ich seit so vielen Jahren solche Liebe bewiesen? Diesem gewissenlosen Menschen, der eine fremde Dame im Arme zu haben glaubt, und in der kurzen Zeit, daß ich hier bin, mehr Liebkosungen in dieser Meinung an mich verschwindet, als die ganze Zeit über, daß ich mit dir lebe! So kräftig warst du also und zu Hause hast du dich stets so schwach und unmuthig gezeigt. Aber Gott sey gelobt, daß du dein eigenes und kein fremdes Feld gepflügt hast. Ich wundere mich nicht, daß du diese Nacht nicht an mich gekommen bist; du wolltest heute eine Andere küssen und in der Schlacht dich als frischen Kämpfer zeigen. Aber Gott und meiner List sey es gedankt, daß das Wasser in sein rechtes Bette geleitet wurde! Was antwortest du nicht, Verbrecher? Warum sagst du nicht etwas? Bist du durch meine Worte verstummt? Beim wahrhaftigen Gott! ich weiß nicht, warum ich an mich halte, daß ich dir nicht mit den Händen in die Augen fahre und sie auskratze. Glaubtest du, im Stillen deine Verrätherei ausführen zu können? Aber andere Leute haben auch Verstand, und so ist es dir nicht gelungen, und ich war besser für dich bedacht, als du glaubtest." Ricciardo freute sich höchlich, als er diese Worte hörte. Er sprach keine Sylbe, umarmte und küßte sie, und liebkoste sie aufs zärtlichste. Daber setzte sie ihre Rede fort und sprach: „Wenn du glaubst, jetzt mit deiner unermeßlichen Zärtlichkeit mich zu beschwichtigen, du schändlicher Mensch, und mich zu versöhnen, so hast du dich geirrt. Ich werde mich in dieser Sache nie versöhnen lassen, bevor ich dich in Gegenwart aller unserer Freunde, Bekannten und Nachbarn geschmäht habe. Bin ich, du schlechter Mann, nicht eben so schön, wie die Frau des Ricciardo Minutolo?

Bin ich nicht wie sie von edlem Geschlechte? Warum antwortest du nicht, niederträchtiger Mensch? Was hat Jene vor mir voraus? Gehe auf die Seite und rühre mich nicht mehr an! Du hast für heute genug Waffenproben abgelegt. Ich weiß wohl, daß jetzt, nachdem du weißt, wer ich bin, du deine Liebkosungen nur erzwingst. Aber wenn Gott mir seine Gnade gibt, wirst du dir die Lust schon vergehen lassen müssen, und ich weiß nicht, warum ich nicht jetzt gleich nach Ricciardo sende, der mich mehr als sich selbst geliebt hat und sich nie rühmen konnte, daß ich ihn nur ein einziges Mal angesehen habe, was doch gewiß nichts Schlimmes gewesen wäre. Du hast geglaubt, seine Gattin hier zu haben; und es ist gerade so gut, als ob du sie auch wirklich gehabt hättest, denn an dir ist es nicht gelegen. Wenn ich daher Ricciardo hieher nehmen würde, so könntest du mich darüber mit Grund nicht ausschelten." Kurz, sie sprach noch sehr viel und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Endlich bedachte Ricciardo, daß er sie nicht mit diesem Glauben gehen lassen dürfe, weil daraus leicht viel Unglück entstehen könnte. Daher beschloß er, sich zu entdecken und sie aus ihrer Täuschung zu ziehen. Er nahm sie in den Arm, hielt sie fest, daß sie nicht weggehen konnte, und sprach: „Mein süßes Leben, ereifere dich nicht. Was ich durch die Liebe nicht erlangen konnte, hat die Liebe in Verbindung mit der List mich gewinnen lehren. Ich bin Euer Ricciardo." Als dieß Catella hörte, und ihn an der Stimme erkannte, wollte sie sich sogleich aus dem Bette stürzen, aber sie konnte nicht. Nun wollte sie schreien, aber Ricciardo hielt ihr mit einer Hand den Mund zu und sprach: „Meine Dame, es läßt sich nun einmal nicht anders machen: das, was geschehen ist, ist geschehen, und wenn Ihr auch Euer ganzes Leben fortschreiet: und wenn Ihr schreiet,

oder auf irgend eine Weise machet, daß es Jemand hört, so werden daraus zwei Dinge entstehen. Das Eine ist (und das ist eine Hauptsache für Euch): daß Eure Ehre und Euer guter Ruf dadurch befleckt werden; denn wenn Ihr auch saget: ich habe Euch durch List hieher gelockt, so sage ich dagegen: es sey nicht wahr; vielmehr habe ich Euch Geld und Geschenke versprochen, und deßhalb seyd Ihr hieher gekommen, und weil ich Euch diese nicht so reichlich gegeben habe, wie Ihr gehofft habt, hättet Ihr Euch darüber geärgert, und deßhalb diesen Lärmen gemacht. Und Ihr wißt wohl, daß die Leute weit eher das Schlechte als das Gute glauben, und daß man daher mir weit eher Glauben schenken wird als Euch. Außerdem würde dann zwischen mir und Eurem Manne eine tödtliche Feindschaft entstehen: und die Sache könnte so weit gehen, daß er mich oder ich ihn tödten würde, und das könnte Euch unmöglich angenehm seyn. Mein theures Herz, hütet Euch daher, zugleich Euch selbst Schmach zu bereiten, und Euren Gatten und mich in Gefahr zu bringen. Ihr seyd nicht die Erste und werdet nicht die Letzte seyn, die betrogen wurde, und ich habe Euch nicht hintergangen, um Euch Eure Ehre zu rauben, sondern aus überströmender Liebe, die ich für Euch hege und stets hegen werde, der ich immer Euer unterthäniger Diener seyn werde. Und wie schon seit langer Zeit meine ganze Habe und Alles, was ich bin und kann, Eurem Dienste gewidmet war, so soll es von jetzt an noch viel mehr seyn: Ihr seyd in andern Dingen so verständig, daher bin ich überzeugt, Ihr werdet es auch in dieser Sache seyn." Catella weinte heftig, während Ricciardo diese Worte sprach; aber obgleich sie sehr erzürnt war und sich sehr grämte, war doch die Vernunft noch so weit mächtig, daß sie die Wahrheit seiner Worte erkannte und

einsah, daß eben jenes, was Ricciardo sagte, daraus entstehen müßte. Sie sprach daher: „Ich weiß nicht, Ricciardo, ob ich mit Gottes Hülfe den Schimpf und den Betrug, den du mir angethan hast, werde ertragen können. Ich will jetzt nicht schreien an dem Orte, wohin meine Einfalt und meine übermäßige Eifersucht mich geführt hat. Aber davon sey überzeugt: ich werde nie wieder froh werden, bis ich mich auf die eine oder andere Art wegen des Geschehenen werde gerächt haben. Lasse mich daher los und halte mich nicht mehr. Du hast erreicht, was du wolltest und mich nach deinem Gefallen gequält. Jetzt ist es Zeit, mich gehen zu lassen. Laß mich, ich bitte dich darum." Ricciardo, der sie noch sehr erzürnt sah, hatte schon zuvor sich entschlossen, sie nicht eher gehen zu lassen, als bis er sie ganz versöhnt hätte. Er suchte sie daher durch die süßesten Worte zu beruhigen, und sprach, bat und beschwor sie so lang, bis sie, durch sein Flehen überwunden, noch lange nachher bei ihm blieb, in welcher Zeit sie sich aufs angenehmste mit einander unterhielten. Als dann die Dame erkannte, um wie viel süßer die Küsse des Geliebten, als die des Mannes sind, verwandelte sich ihre Sprödigkeit in heiße Liebe zu Ricciardo, und von diesem Tage an war sie gegen ihn aufs zärtlichste. Sie wußten es auch so klug anzustellen, daß sie sich oft mit einander ihrer Liebe freuten, was Gott auch uns gnädig gewähren möge.

Siebente Novelle.

Tedaldo entzweit sich mit einer Dame und verläßt Florenz. Nach einiger Zeit kehrt er, als Pilger verkleidet, dahin zurück, spricht mit der Dame, macht ihr ihren Fehler einleuchtend, befreit ihren Mann, der ihn getödtet haben sollte, vom Tode; versöhnt ihn mit seinen Brüdern, und führt mit der Dame ein vergnügtes Leben.

Fiammetta schwieg und ihre Erzählung wurde von Allen gelobt; die Königin aber, um keine Zeit zu verlieren, befahl sogleich der Emilie, mit einer Erzähluug fortzufahren, und diese begann:

Ich will in unsere Vaterstadt zurückkehren, aus der die Beiden, welche vor mir erzählten, sich entfernt haben, und Euch erzählen, auf welche Weise einer unserer Mitbürger seine verlorene Dame wieder erhielt.

Es lebte in Florenz ein vornehmer junger Mann, mit Namen Tedaldo, aus dem Geschlecht der Elisei. Dieser war in eine Dame, Frau Ermellina, die Gattin eines gewissen Aldobrandino Palermini über alle Maßen verliebt und brachte es auch durch seine trefflichen Sitten dahin, daß er seinen Zweck bei ihr erreichte. Aber das Schicksal, den Glücklichen feind, verschwor sich gegen ihn. Nachdem daher die Dame eine Zeitlang sich dem Tedaldo willfährig gezeigt hatte, wurde sie plötzlich durch irgend einen Grund bestimmt, sich ganz von ihm

loszureißen, so daß sie nichts mehr von ihm hören und sehen wollte. Hierüber verfiel Jener in große Schwermuth; er hatte jedoch seine Liebe so geheim gehalten, daß Niemand in ihr den Grund seines Tiefsinns suchte. Nachdem er sich nun auf verschiedene Weise die größte Mühe gegeben hatte, um die Liebe, die er unverschuldet verloren zu haben glaubte, wieder zu gewinnen, aber alle seine Bemühungen fruchtlos sah, faßte er den Entschluß, in die weite Welt zu gehen, um Derjenigen, die an seinem Unglück Schuld war, nicht die Freude zu machen, ihn in seiner Liebe sich verzehren zu sehen. Er nahm daher so viel Geld, als er aufbringen konnte, und entfernte sich heimlich, ohne irgend einem Freunde oder Verwandten ein Wort davon zu sagen, mit Ausnahme eines Einzigen, der Alles von ihm wußte. Unter dem Namen Filippo Sanlodeccio gelangte er nach Ancona, wurde hier mit einem reichen Kaufmann bekannt, ging als Diener zu ihm und reiste mit ihm auf einem Schiffe nach Cypern. Dem Kaufmanne gefielen die Sitten und das Betragen des Tedaldo so gut, daß er ihm nicht nur einen guten Lohn aussetzte, sondern ihn sogar bis auf einen gewissen Grad zum Theilnehmer an seiner Handlung machte. Außerdem gab er ihm einen großen Theil seiner Geschäfte unter die Hände, die Jener so gut und mit solcher Sorgfalt führte, daß er im Laufe weniger Jahre ein reicher und angesehener Kaufmann wurde. Obgleich er nun bei Allem dem sich häufig an seine grausame Dame erinnerte, von der Liebe zu ihr beinahe verzehrt wurde und voll Sehnsucht war, sie wieder zu sehen, so bestand er doch sieben Jahre lang diesen Kampf mit sich selbst standhaft. Da geschah es, daß er eines Tags in Cypern ein Lied singen hörte, das er früher selbst gedichtet hatte, und in welchem seine Liebe zu seiner Dame und von dieser zu ihm

und ihre Freuden und Vergnügungen geschildert waren. Plötzlich kam ihm der Gedanke, es könne gar nicht seyn, daß sie ihn vergessen habe, und die Sehnsucht, sie wieder zu sehen, wurde nun so groß, daß er es nicht mehr ertragen konnte, und sich entschloß, nach Florenz zurückzukehren. Er brachte daher alle seine Geschäfte in Ordnung und kam mit einem einzigen Diener nach Ancona. Von hier aus sandte er all sein Gepäcke an einen Freund seines Handelsgefährten in Ancona nach Florenz, und er reiste heimlich als Pilger, der vom heiligen Grabe komme, mit seinem Diener nach. In Florenz angekommen, ging er in ein Wirthshaus, das von zwei Brüdern geführt wurde und in der Nähe des Hauses stand, in welchem seine Dame wohnte. Vor allem Andern ging er nun zuerst in ihr Haus, um sie wo möglich zu sehen. Aber er fand Fenster, Thüre und Alles verschlossen, weßhalb er sehr fürchtete, sie möchte gestorben oder weggezogen seyn. Sehr betrübt ging er gegen das Haus der Brüder zurück, und sah vor demselben seine vier Brüder ganz schwarz gekleidet, worüber er sich sehr wunderte, und da er einsah, daß er in dieser Verkleidung nicht so leicht mehr zu erkennen sey, so wandte er sich getrost an einen Schuhmacher und fragte ihn, warum diese so schwarz gekleidet seyen. Hierauf erhielt er von dem Schuhmacher zur Antwort: „Diese Männer sind schwarz gekleidet, weil vor kaum vierzehn Tagen ein Bruder von ihnen, der lange Zeit nicht hier gewesen war und Tedaldo hieß, getödtet wurde, und ich meine, gehört zu haben, sie haben vor dem Gerichtshof bewiesen, daß ein gewisser Aldobrandino Palermini, der auch eingesetzt worden ist, ihn getödtet habe, weil er in seine Frau verliebt gewesen und unerkannt hieher gekommen war, um zu ihr zu gelangen. Tedaldo wunderte sich nun sehr, daß ihm

einer so ähnlich war, daß man ihn für ihn selbst halten konnte, und bedauerte das Unglück Aldobrandino's. Nachdem er erfahren hatte, daß die Dame lebe und gesund sey, kehrte er, da es schon Nacht wurde, mit verschiedenen Gedanken in die Herberge zurück, und nachdem er mit seinem Diener zu Nacht gegessen hatte, führte man ihn in das höchste Stockwerk des Hauses zu seinem Bette. Theils die vielen Gedanken, die ihn bewegten, theils die Schlechtigkeit des Bettes und vielleicht auch des eingenommenen Abendessens waren daran Schuld, daß es bereits Mitternacht war und Tedaldo noch nicht hatte einschlafen können. Da kam es ihm um Mitternacht vor, als höre er Personen vom Dache in das Haus herabkommen, und bald sah er durch die Ritze seiner Kammerthüre ein Licht. Leise näherte er sich der Spalte, um zu sehen, was es hier gäbe. So sah er nun eine junge schöne Frau ein Licht halten, und zu ihr traten drei Männer, die vom Dache herabgestiegen waren. Nachdem sie sich freundlich bewillkommt hatten, sprach der eine von ihnen zu der Dame: „Gottlob und Dank, wir können jetzt ganz sicher seyn; denn wir wissen gewiß, daß die Ermordung des Tedaldo Elisei von den Brüdern desselben dem Aldobrandino Palermini bewiesen wurde; er hat es bereits gestanden und das Urtheil ist schon geschrieben. Gleichwohl müssen wir schweigen; denn wenn es jemals herauskäme, daß wir es gewesen sind, so würden wir in dieselbe Gefahr kommen, in der jetzt Aldobrandino ist!“ Nachdem sie dieß zu der Dame gesagt hatten, die sich darüber sehr freute, trennten sie sich und gingen zu Bette. Als Tedaldo dieses gehört hatte, mußte er darüber nachdenken, welche Täuschung über die Leute gekommen sey, indem er sich zuerst seiner Brüder erinnerte, die einen Fremden beweint und statt seiner begraben hatten, sodann des fälschlich

Angeklagten, der durch unwahre Zeugnisse in Todesgefahr gebracht worden, außerdem aber noch an die blinde Grausamkeit der Gesetze und Rechtskundigen, welche, anstatt die eifrigen Freunde der Wahrheit zu seyn, sich das Falsche als wahr beweisen lassen und sich Diener der Gerechtigkeit Gottes nennen, während sie doch Werkzeuge der Ungerechtigkeit und des Teufels sind. Alsdann dachte er darüber nach, wie dem Aldobrandino zu helfen sey und entwarf sich seinen Plan. Nachdem er des Morgens aufgestanden war, ließ er seinen Diener im Hause zurück und ging allein, als es ihm Zeit schien, zum Hause seiner Dame, fand zufällig die Thüre geöffnet, ging hinein und sah die Dame in einem Saale zur ebenen Erde sitzen. Sie war tief betrübt und schwamm in Thränen, worüber er aus Mitleid beinahe selbst weinen mußte. Er näherte sich ihr und sprach: „Meine Dame, bekümmert Euch nicht; Euer Friede ist nahe." Als die Dame ihn hörte, richtete sie ihr Angesicht empor und sprach weinend: „Mein guter Mann! Du scheinst mir ein fremder Pilger. Was weißt du von Frieden oder von meinem Unglück?" Hierauf antwortete der Pilger: „Meine Dame, ich bin aus Constantinopel und wurde kürzlich von Gott hieher gesandt, um Eure Thränen in Lachen zu verwandeln und Euren Mann vom Tode zu erretten." — „Wie," sprach die Dame, „wenn du von Constantinopel bist und erst kurz hier ankamst, kannst du denn wissen, was mit mir und meinem Manne ist?" Da erzählte ihr der Pilger die ganze Geschichte von dem Unglücke Aldobrandino's. Er sagte ihr, wer sie sey, wie lange sie mit ihrem Manne gelebt habe und viele andere Dinge, die er natürlich genau wußte. Hierüber wunderte sich die Dame sehr; sie hielt ihn für einen Propheten, warf sich zu seinen Füßen, und bat ihn um Gotteswillen, wenn er zur Rettung

Aldobrandino's gekommen sey, so möchte er sich beeilen, die Zeit sey kurz zugemessen. Der Pilger stellte sich außerordentlich fromm und sagte: „Meine Dame, erhebt Euch, und weinet nicht. Merket wohl auf das, was ich Euch sagen werde und hütet Euch, es irgend Jemand wieder zu erzählen. Wie mir Gott geoffenbaret hat, ist dieses Unglück die Folge einer früher von Euch begangenen Sünde, die Ihr durch diesen Kummer zum Theil habet abbüßen müssen, und die Ihr nach dem Willen Gottes später ganz gut machen müßt, wenn Ihr nicht eine noch viel schwerere Prüfung erleiden wollt." Hierauf sprach die Dame: „Verehrter Herr, ich habe viele Sünden begangen nnd weiß nicht, welche derselben ich vorzugsweise abbüßen soll, und daher saget sie mir, wenn Ihr sie wißt, und dann werde ich Alles thun, um sie wieder gut zu machen." Hierauf sprach der Pilger: „Meine Dame, ich weiß wohl, welche es ist, und befrage Euch nicht darum, um sie erst zu erfahren, sondern nur, damit Ihr, wenn Ihr sie selbst erzählet, desto mehr Reue darüber fühlen möget. Aber zur Sache! Sagt mir: Erinnert Ihr Euch, daß Ihr einmal einen Liebhaber hattet?" Als die Dame dieß hörte, seufzte sie tief, und wunderte sich sehr, indem sie nicht glaubte, daß irgend Jemand je etwas davon erfahren habe, außer daß in jenen Tagen, wo der, welcher für Tedaldo begraben wurde, getödtet worden war, jener Vertraute Tedaldo's, der davon wußte, einige Worte unvorsichtig hatte fallen lassen. Sie antwortete: „Ich sehe, daß Gott Euch alle Geheimnisse geoffenbart hat, und daher will ich Euch die meinigen nicht verbergen. Es ist wahr, daß ich in meiner Jugend den unglücklichen jungen Mann, dessen Ermordung meinem Gatten zugeschrieben wird, innig liebte. Ich habe den Tod desselben schmerzlich beweint; denn obgleich ich mich vor seiner Abreise hart und

grausam gegen ihn zeigte, so hat doch weder seine Abreise, noch seine lange Abwesenheit, noch selbst sein unglücklicher Tod sein Bild aus meinem Herzen verbannen können.“ Hierauf sprach der Pilger: „Den unglücklichen Jüngling, der getödtet wurde, habt Ihr nie geliebt, wohl aber den Tedaldo Elisei. Aber sagt mir, aus welchem Grunde habt Ihr Euch denn mit ihm erzürnt? Hat er Euch je beleidigt?“ Hierauf antwortete die Dame: „Beleidigt hat er mich wahrhaftig nie. Die Ursache des Verdrusses waren die Worte eines verwünschten Pfaffen, dem ich einmal gebeichtet habe. Als ich diesem meine Liebe zu jenem Manne und meinen Umgang mit ihm erzählte, machte er mir einen solchen Lärm in den Kopf, daß ich noch jetzt davor schaudere und sagte: wenn ich nicht sogleich davon abstehe, laufe ich dem Teufel und der Hölle in den Rachen und komme in das Fegfeuer. Hierüber wurde mir so Angst, daß ich mich entschloß, den Umgang abzubrechen und, um durchaus keinen Anlaß mehr zu haben, nahm ich weder seine Briefe noch seine Botschaften an. Wäre er, der, wie ich glaube, in der Verzweiflung hierüber sich von hier entfernte, noch länger hier geblieben, so hätte ich, da ich ihn wie den Schnee an der Sonne sich verzehren sah, meinen grausamen Entschluß gewiß aufgegeben; denn nichts war mir lieber auf der Welt als er.“ Hierauf sprach der Pilger: „Meine Dame, das ist eben die Sünde, für die Ihr büßen müßt. Ich weiß gewiß, daß Tedaldo Euch keinerlei Zwang anthat, als Ihr ihn liebtet. Es war Euer eigener freier Wille; denn er gefiel Euch und auf Euren eigenen Wunsch kam er zu Euch, und erfreute sich Eures Umgangs, bei dem Ihr ihm mit Wort und That so viel Gefälligkeit zeigtet, daß, wenn Ihr Euch von Anfang an schon liebtet, seine Liebe zu Euch noch tausendmal verdoppelt wurde.

Und wenn dieß so war, wie ich genau weiß, was konnte Euch bewegen, plötzlich Euch so grausam von ihm los zu reißen. Solche Dinge müssen vorher überlegt werden, und wenn Ihr glaubtet, Ihr müsset es als eine schlechte Handlung bereuen, so hättet Ihr es nicht thun sollen; ebenso wie er der Eurige geworden ist, so wurdet Ihr die Seinige. Ihn nicht als den Eurigen anzunehmen, das konntet Ihr nach Gefallen thun; aber Euch von ihm losreißen, die Ihr die Seinige waret, das war ein offenbarer Raub und ging ohne seine Zustimmung durchaus nicht an. Ihr müßt wissen, daß ich selbst ein Mönch bin und deßhalb ihre Sitten recht gut kenne; wenn ich daher etwas mehr zu Euren Gunsten spreche, so steht mir dieß eher an als einem Andern, und ich will hierüber sprechen, damit Ihr in Zukunft sie besser erkennen möget, als Ihr bisher gethan habet. Es gab schon sehr fromme Mönche, die treffliche Männer waren, aber Diejenigen, die sich heutzutage Mönche nennen, und dafür gehalten werden wollen, haben von einem Mönche nichts weiter, als das Gewand, und dieses nicht einmal, denn die Gründer der Mönchsorden haben angegeben, es solle schlecht, eng und von grobem Zeuge seyn und ein Sinnbild eines Gemüths, das die zeitlichen Dinge geringschätzt und deßhalb den Leib in ein schlechtes Kleid hüllt; die heutigen Mönche aber tragen weite, bequeme Kutten vom feinsten Zeuge und lassen ihr einen so stattlichen, hohenpriesterlichen Schnitt geben, daß sie sich sogar nicht schämen, in der Kirche und auf den Märkten damit zu prangen, wie die Weltlichen mit ihren Gewändern, und wie die Fischer mit ihrem Netze auf einen Zug recht viele Fische zu fangen suchen, so schweifen sie mit ihren stattlichen Kleidern umher und suchen Kopfhängerinnen, alte Wittwen und andere dumme Weiber und auch Männer in

Menge an sich zu ziehen und bekümmern sich darum mehr als um ihre andern Uebungen. Um mich daher recht auszudrücken, so haben sie von den Mönchen nicht die Kutten, sondern nur die Farben der Kutten, und während die früheren das Heil der Menschen wollten, wollen die heutigen nur die Weiber und die Reichthümer und ihr ganzes Streben geht darauf, die Gemüther der Einfältigen durch Schreckbilder und Lärm zu beunruhigen und ihnen glauben zu machen, daß durch Almosen und Messen die Sünden abgewaschen werden können, damit ihnen, die nicht aus Andacht, sondern aus Faulheit, um keine Anstrengungen zu haben, Mönche geworden sind, durch die Einen das Brod, durch die Andern der Wein verschafft werde, und ein Dritter für die Seelen seiner Vorfahren Messen bezahle. Es ist auch gewiß wahr, daß Almosen und Fürbitten von Sünden reinigen: aber wenn Diejenigen, welche das Almosen geben, sehen würden, wem sie es geben, so würden sie lieber es entweder bleiben lassen, oder es den Schweinen vorwerfen. Da sie nun auch wissen, je weniger Theilnehmer bei einem großen Reichthum sind, desto mehr komme auf den Einzelnen, so sucht ein Jeder durch Schreckbilder und Geschrei Andere von dem zu entfernen, was er für sich allein haben möchte. Sie schreien gegen die Unzucht der Männer, damit nach Entfernung dieser die Weiber für die Schreier übrig bleiben. Sie verdammen den Wucher und ungerechten Gewinn, damit man ihnen das Geld zurückgibt, von dem alsdann sie sich bequemere Kutten anschaffen, sich Bisthümer und andere höhere Pfründen erkaufen mit dem Geld, von dem sie zuvor gesagt hatten, es könne nur Verderben bringen. Stellt man sie hierüber oder über andere Handlungen zur Rede, so geben sie zur Antwort: Thue das, was wir sagen und nicht das, was wir selbst thun. In

der Meinung, hiemit können sie jeden noch so schweren Vorwurf entkräften, wie wenn es den Schafen eher möglich wäre, standhaft und fest zu seyn, als den Hirten. Wie viel es solcher Leute gibt, denen sie eine solche Antwort geben können auf eine Weise, daß sie es nicht verstehen, das wissen die meisten Mönche. Sie wollen heut zu Tage nur, daß Ihr thut, was sie sagen, das heißt, daß Ihr ihnen den Beutel mit Geld füllt, Eure Geheimnisse ihnen anvertraut, ein keusches Leben führt, Unrecht verzeiht, geduldig seyd, Euch vor Verläumdung hütet: lauter gute, ehrbare, fromme Dinge, aber warum das? damit sie das thun können, was sie, wenn es die Weltlichen thun würden, nicht thun könnten. Wer weiß nicht, daß man ohne Geld der Faulheit nicht nachhängen kann? Wenn du das Geld für dein Vergnügen ausgibst, dann kann sich der Mönch nicht auf die faule Haut legen; wenn du stets dem weiblichen Geschlechte huldigst, dann haben die Mönche keine Gelegenheit dazu; wenn du nicht geduldig bist, oder das Unrecht nicht verzeihst, wird der Mönch es nicht wagen, in dein Haus zu kommen und deine Familie zu verunreinigen. Doch was schildere ich das Alles? Kurz, sie klagen sich selbst an, so oft sie vor verständigen Menschen sich auf solche Weise entschuldigen. Warum bleiben sie nicht in ihren Klöstern, wenn sie sich nicht zutrauen, enthaltsam und fromm zu seyn? Oder wenn sie außerhalb dem Kloster wirksam seyn wollen, warum befolgen sie nicht das heilige Wort des Evangeliums: Christus ging aus, Gutes zu thun und dann Gutes zu lehren. Sie selbst sollen zuerst handeln und dann Andere belehren. Ich habe, so lange ich lebe, Tausende gesehen, die der Wollust nachgehen und der Liebe, und nicht blos der Liebe zu weltlichen Damen, sondern auch zu Nonnen. Und gerade diese machten auf der Kanzel den ärgsten

Lärm. Solche Leute sollen wir uns zum Beispiel nehmen? Wer es thun will, der mag es thun; aber Gott weiß, ob er Recht daran thut. Geben wir auch zu, daß der Mönch Recht hatte, wenn er Euch sagte, es sey ein schweres Vergehen, die eheliche Treue zu brechen; ist es nicht ein noch weit schwereres, einen Menschen zu berauben, ihn zu tödten oder ihn in schwerem Gram in die weite Welt zu verbannen? Das wird Jedermann zugeben müssen. Wenn eine Frau mit einem Manne Umgang hat, so ist dieß eine natürliche Sünde; ihn zu berauben, zu tödten, zu verbannen, das kommt aus einem bösen Herzen. Daß Ihr Tedaldo beraubt habt, habe ich Euch schon oben bewiesen, da Ihr ihm ja das entzogen habt, was Ihr aus Eurem freien Willen ihm geboten habt. Weiter sage ich, daß Ihr, so weit es an Euch lag, ihn getödtet habt; denn von Euch, die Ihr Euch mit jedem Tage grausamer erzeigtet, hing es nicht ab, daß er sich nicht mit eigener Hand einen Tod anthat, und das Gesetz will, daß Derjenige, welcher die Veranlassung zu einem Verbrechen ist, dieselbe Schuld trägt, wie Derjenige, welcher das Verbrechen ausübt. Daß Ihr vollends die Veranlassung dazu waret, daß er sieben Jahre lang verbannt in der Welt herum irrte, das kann Niemand läugnen. Bei jedem dieser drei Vergehen, die ich hier angeführt habe, habt Ihr eine größere Sünde begangen, als in Eurem Umgang mit ihm. Aber sehen wir, ob vielleicht Tedaldo es verdient hat; aber nein! Ihr selbst habt es schon gestanden; zudem weiß ich, daß er Euch mehr liebt, als sich selbst. Nie wurde Jemand so geehrt, so erhoben, so verherrlicht und über alle Damen gestellt, wie Ihr von ihm, wenn er sich irgendwo befand, wo er, ohne Argwohn zu erregen, von Euch sprechen konnte. All sein Glück, seine Ehre, seine Freiheit hatte er bei

Euch zurückgelassen; war er nicht ein vornehmer, junger Mann? war er nicht schön? war er nicht tüchtig in Allem, was einem jungen Manne ansteht? war er nicht von Jedermann geliebt und gerne gesehen? Ihr werdet nicht Nein darauf sagen können. Wie habt Ihr also auf die Worte eines thörichten, neidischen Pfaffen einen so grausamen Entschluß gegen ihn fassen können? Ich weiß nicht, welcher Irrthum die Damen antreiben kann, die Männer zu meiden und gering zu schätzen; während sie doch in Rücksicht darauf, was sie selbst sind und wie Gott den Mann vor allen andern lebendigen Wesen herrlich ausgestattet hat, sich glücklich schätzen, wenn sie von einem geliebt werden, ihn lieb und werth halten und sich stets bemühen sollten, ihm zu Gefallen zu leben, damit er nie aufhöre, sie zu lieben. Warum Ihr Euch von einem Pfaffen, der gewiß irgend ein Schmarotzer und Heuchler war, habt bewegen lassen, so zu handeln, das müßt Ihr wissen und wahrscheinlich wünschte jener, sich selbst an die Stelle zu setzen, von der er den Andern zu vertreiben suchte. Dieß ist also die Sünde, welche die göttliche Gerechtigkeit, die mit richtiger Wage alle ihre Handlungen abwägt, nicht ungestraft lassen wollte: und gerade so, wie Ihr ohne Grund Euch selbst dem Tedaldo zu entziehen suchtet, so wurde Euer Mann ohne Schuld durch Tedaldo in Gefahr gebracht und ist noch darin, wie Ihr im Unglück. Wollt Ihr von diesem Unglück errettet werden, so müßt Ihr Nachstehendes nicht blos versprechen, sondern auch vor Allem erfüllen: wenn es jemals geschieht, daß Tedaldo von seiner langen Verbannung zurückkehrt, müßt Ihr ihm Eure Gunst, Euer Wohlwollen und Euren Umgang zurückstellen und ihm die Stellung wieder geben, in der er war, ehe Ihr dem dummen Pfaffen Glauben geschenkt."

Als der Pilger seine Rede geendigt hatte, begann die Dame, die ihm sehr aufmerksam zugehört hatte, weil seine Gründe ihr ganz richtig schienen und sie wirklich überzeugt war, jenes Vergehens wegen sey sie ins Unglück gekommen: „Freund Gottes, ich sehe recht wohl ein, was Ihr gesagt habt, und ich erkenne jetzt aus Eurer Schilderung, was die Mönche, die ich bisher alle für fromm gehalten hatte, für Leute sind. Ich sehe auch, daß mein Vergehen gegen Tedaldo sehr groß war, und wenn es mir möglich wäre, würde ich gerne, so wie Ihr mir gesagt habt, es wieder gut machen. Aber wie läßt sich dieß anstellen? Tedaldo wird hieher nicht mehr zurückkehren können; er ist todt, und ich weiß daher nicht, zu welchem Zweck ich Euch jenes Versprechen ablegen soll.“ Hierauf antwortete der Pilger: „Meine Dame, Tedaldo ist nicht erstochen, wie mir Gott selbst geoffenbaret hat. Er lebt, ist gesund und wohl; nur Eure Gunst fehlt ihm noch.“ Hierauf sprach die Dame: „Ueberlegt doch Eure Worte. Ich sah ihn vor meiner Thüre, durch mehrere Messerstiche gemordet. Ich hielt ihn in diesen Armen und meine Thränen strömten auf sein bleiches Gesicht herab, was vielleicht Schuld daran war, daß auf so unehrbare Weise gesprochen wurde.“ Der Pilger sprach hierauf: „Meine Dame, was Ihr auch sagen möget, ich versichere Euch, Tedaldo lebt, und wenn Ihr nur versprechen wollt, was ich Euch vorhin sagte, so werdet Ihr, wie ich hoffe, ihn recht bald wieder sehen.“ Die Dame sagte: „Das werde ich recht gerne thun, und nichts in der Welt wäre im Stande, mir eine solche Freude zu verursachen, als wenn ich meinen Mann in Freiheit und außer Gefahr und Tedaldo lebend erblicken würde.“ Nun schien es Tedaldo Zeit, sich zu entdecken und der Dame dadurch größere Gewißheit über ihren

Mann zu geben. Daher sprach er: „Meine Dame, um Euch über Euren Mann zu trösten, muß ich Euch ein Geheimniß entdecken, das Ihr bei Eurem Leben Niemanden offenbaren dürft.“ Da die Dame zu der Frömmigkeit des Pilgers das größte Zutrauen gefaßt hatte, führte sie ihn in ein abgelegenes Zimmer, wo Tedaldo, als sie allein waren, einen Ring, den er stets mit der äußersten Sorgfalt bei sich bewahrt, und den ihm die Dame in der letzten Nacht, als er bei ihr war, geschenkt hatte, hervor zog, ihr zeigte und sprach: „Meine Dame, kennet Ihr diesen Ring?“ Als die Dame ihn sah, erkannte sie ihn augenblicklich und sprach: „Ja, mein Herr, diesen Ring schenkte ich einst Tedaldo.“ Nun stand der Pilger auf, warf das Pilgerkleid ab, nahm den Hut vom Kopfe und sprach in florentinischer Mundart: „Und kennt Ihr auch mich?“ Als die Dame ihn sah und als Tedaldo erkannte, wurde sie ganz bestürzt, indem sie sich vor ihm fürchtete, wie vor Leichnamen, die man nachher wie lebendig umhergehen sieht; sie kam ihm nicht entgegen, wie wenn Tedaldo von Cypern ankäme, sonder sie wollte aus Furcht vor ihm fliehen, wie wenn er aus dem Grabe zurückgekehrt wäre. Hierauf sagte Tedaldo: „Keinen Zweifel, meine Dame, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, noch niemals todt noch getödtet, was auch Ihr und meine Brüder glauben möget.“ Dadurch wurde die Dame einigermaßen ermuthigt; sie erkannte auch seine Stimme, schaute ihn etwas näher an, und als sie sich überzeugte, daß es in der That Tedaldo war, warf sie sich unter Thränen an seinen Hals, küßte ihn und sprach: „Mein süßer Tedaldo, sey mir aufs herzlichste willkommen!“ Tedaldo küßte und umarmte sie wieder und sprach: „Meine Dame, wir haben jetzt nicht Zeit zu zärtlicheren Begrüßungen. Ich will jetzt gehen und machen,

daß Aldobrandino Euch gesund und wohl zurückgegeben wird. Ich hoffe auch, daß Ihr noch vor Morgen Abend darüber Nachrichten erhalten werdet, die Euren Wünschen entsprechen. Sollte ich übrigens, wie ich glaube, bald über seine Stellung etwas Günstiges erfahren, so will ich noch in dieser Nacht zu Euch kommen, und es Euch mit mehr Bequemlichkeit erzählen, als jetzt möglich ist." Er legte nun das Pilgerkleid wieder an, setzte den Hut auf, küßte noch einmal die Dame, und nachdem er ihr Hoffnung eingesprochen hatte, entfernte er sich und ging an den Ort, wo Aldobrandino im Gefängniß saß, voll Besorgniß wegen seiner bevorstehenden Hinrichtung, ohne Hoffnung auf Rettung. Scheinbar um ihn zu trösten und um ihm Muth einzusprechen, kam Tedaldo mit Einwilligung der Gefängnißwärter zu ihm, setzte sich und sprach: „Aldobrandino, ich bin ein Freund von Dir, von Gott zu deiner Rettung hergesandt, der deiner Unschuld halber Mitleid mit dir gefühlt hat, und wenn du mir daher Ihm zu Ehren ein kleines Geschenk bewilligen willst, um das ich dich bitten werde, so wirst du ohne allen Zweifel, ehe es noch morgen Abend wird, wo du dein Todesurtheil erwartest, die Nachricht von deiner Lossprechung hören." Hierauf versetzte Aldobrandino: „Edler Mann, da du dich um meine Rettung bekümmerst, so mußt du, obgleich ich dich nicht kenne, noch mich erinnere, dich je gesehen zu haben, in der That ein Freund von mir seyn, wie du sagst. Und wirklich habe ich das Verbrechen, um dessen willen man mich zum Tode verurtheilen will, niemals begangen. Aber viele andere Sünden habe ich gethan, die mich vielleicht in diese Lage gebracht haben. Dieß kann ich dir jedoch zu Ehre Gottes sagen, wenn er jetzt Mitleid mit mir hat, so würde ich auch etwas Großes, nicht nur etwas Kleines, gerne thun, nicht

blos versprechen. Fordere daher, was du willst, und gewiß, wenn ich davon komme, werde ichs dir geben.“ Hierauf sprach der Pilger: „Das, was ich wünsche, ist nichts Anderes, als dieß, daß du den vier Brüdern des Tedaldo verzeihen mögest, daß sie dich in diese Lage gebracht haben, indem sie dich an dem Tode ihres Bruders schuldig glaubten, und daß du sie als Brüder und Freunde haltest, wofern sie dich um Verzeihung bitten.“ Aldobrandino antwortete: „Niemand weiß, wie süß die Rache ist, und mit welcher Gier man sich nach ihr sehnt, außer wer eine schwere Beleidigung empfangen hat; jedoch werde ich, damit Gott meine Rettung verhängen möge, ihnen gerne verzeihen, und wenn ich lebendig und ohne Gefahr aus diesem Gefängnisse komme, werde ich es auf jede Weise thun, wie es dir angenehm ist.“ Der Pilger war hiemit zufrieden und ohne ihm mehr sagen zu wollen, bat er ihn aufs dringendste, gutes Muthes zu seyn; denn ganz gewiß noch vor dem Ende des folgenden Tages werde er die zuverläßigste Nachricht von seiner Rettung erhalten. Hierauf entfernte er sich und begab sich auf den Gerichtshof. Hier sprach er im Geheimen mit einem Edelmann, der demselben vorstand: „Mein Herr, jeder muß gerne sich anstrengen, daß die Wahrheit ans Licht komme und ganz besonders Diejenigen, die eine Stelle einnehmen, wie Ihr, damit nicht Diejenigen die Strafe empfangen, die das Verbrechen nicht begangen haben, sondern damit die Verbrecher auch bestraft werden. Ich bin hieher zu Euch gekommen, damit eben jenes zu Eurer Ehre geschehe, und zum Schaden derer, die es verdient haben. Wie Ihr wißt, seyd Ihr gegen Aldobrandino Palermini streng verfahren, und Ihr glaubt als wahr gefunden zu haben, daß er Derjenige sey, der Tedaldo Elisei tödtete, weßhalb Ihr ihn verurtheilen wollt: dieß ist aber in der That und Wahrheit falsch, und noch

vor Mitternacht glaube ich Euch dieß beweisen zu können, indem ich Euch die Mörder jenes jungen Mannes in die Hände liefere." Der vornehme Mann, welcher mit Aldobrandino Mitleiden hatte, bot dem Pilger ein geneigtes Ohr, und nachdem sie viel über die Sache gesprochen hatten, wurden durch die Vermittlung des Pilgers die zwei Gebrüder Wirthe und ihre Diener im ersten Schlafe fest genommen, und als man sie, um die Wahrheit der Sache ans Licht zu bringen, auf die Folter spannen wollte, duldeten sie es nicht, sondern jeder Einzelne und dann Alle zusammen bekannten offen: sie haben den Tedaldo Elisei getödtet. Als man sie um den Grund fragte, sprachen sie: weil er die Frau des Einen von ihnen, während sie vom Gasthaus abwesend gewesen seyen, sehr gequält habe, und sie durchaus habe zwingen wollen, ihm seinen Willen zu thun. Als der Pilger dieß erfahren hatte, entfernte er sich mit der Erlaubniß des Edelmannes, und kam heimlich in das Haus der Frau Ermellina, und da Jedermann im Hause zu Bette gegangen war, fand er sie ganz allein, die ihn erwartete, ebenso sehnsüchtig, gute Nachrichten von ihm über ihren Mann zu erhalten, als sich vollständig wieder mit ihrem Tedaldo zu versöhnen. Heitern Angesichts sprach er: „Meine theuerste Dame, sey gutes Muths, denn ganz gewiß wirst du deinen Aldobrandino morgen gesund und wohl hier empfangen;" und um sie hierüber noch mehr zu versichern, erzählte er ihr Alles, was er gethan hatte. Die Dame war über diese beiden so plötzlich eingetretenen Ereignisse, nämlich über das Wiedersehen Tedaldo's, dessen Tod sie in Wahrheit beweint zu haben glaubte und über die Befreiung Aldobrandino's, dessen Tod sie in wenigen Tagen beweinen zu müssen gefürchtet hatte, über alle Maßen vergnügt. Zärtlich umarmte und küßte sie ihren Tedaldo;

dann gingen sie mit einander zu Bette und feierten eine fröhliche Versöhnung, indem Beide viel Wohlgefallen an einander hatten. Als der Tag herankam, erhob sich Tedaldo, und nachdem er der Dame gesagt, was er jetzt zu thun beabsichtige und sie aufs Neue gebeten hatte, verschwiegen zu seyn, verließ er im Pilgerkleide das Haus der Dame, um zur bestimmten Stunde für Aldobrandino thätig zu seyn. Als es Tag geworden war, setzte das Gericht, das über die Sache jetzt gehörig Aufschluß erhalten hatte, Aldobrandino sogleich in Freiheit, und wenige Tage nachher ließ es den Verbrechern, die den Mord begangen hatten, den Kopf abschlagen. Als nun Aldobrandino zu seiner und seiner Gattin und Freunde größter Freude frei geworden war und deutlich erkannte, daß er dieß durch die Hülfe des Pilgers geworden sey, so luden sie ihn für die ganze Zeit seines Aufenthaltes in der Stadt in ihr Haus ein, und konnten gar nicht satt werden, ihm hier Ehre zu erweisen und Feierlichkeiten anzustellen, ganz besonders die Dame, welche wußte, wem dieß Alles geschah. Als es ihm jedoch nach einigen Tagen Zeit schien, zwischen Aldobrandino und seinen Brüdern Frieden zu stiften, von denen er hörte, daß sie nicht blos durch seine Befreiung beschämt, sondern auch aus Furcht vor ihm stets unter Waffen seyen, so bat er Aldobrandino um die Lösung seines Versprechens. Aldobrandino erklärte sich sogleich bereit. Nun hieß ihn der Pilger am folgenden Tage ein Gastmahl veranstalten, bei welchem er mit seinen Verwandten und deren Frauen auch die vier Brüder und ihre Gattinnen empfangen sollte, und Tedaldo setzte hinzu, er selbst werde sogleich gehen und sie zur Versöhnung und zum Mahle einladen. Aldobrandino war mit Allem zufrieden, was der Pilger wollte. Dieser ging daher sogleich zu den vier Brüdern und nachdem

er mit ihnen lange so gesprochen hatte, wie es in einem solchen Falle nöthig ist, brachte er sie endlich durch unbestreitbare Gründe dahin, daß sie den Aldobrandino um Verzeihung bitten und seine Freundschaft sich wieder gewinnen müßten. Hierauf lud er sie mit ihren Frauen auf den nächsten Tag zum Gastmahl des Aldobrandino ein und sie nahmen, ihm vertrauend, die Einladung an. Am folgenden Tage gegen die Essenszeit kamen die vier Brüder des Tedaldo schwarz gekleidet, wie sie waren, mit einigen ihrer Freunde in das Haus des Aldobrandino, der sie erwartete, und hier warfen sie in Gegenwart Aller, welche von Aldobrandino zur Gesellschaft geladen worden waren, ihre Waffen zur Erde und baten Aldobrandino um Verzeihung für das, was sie gegen ihn gethan hatten. Aldobrandino empfing sie gerührt und unter Thränen. Er küßte Alle auf den Mund, und sprach wenige Worte und verzieh ihnen jedes empfangene Unrecht. Hierauf kamen auch ihre Schwestern und Gattinnen, alle braun gekleidet, und wurden von Frau Ermellina und den andern Damen freundlich empfangen. Und als nun bei dem Gastmahle die Männer wie die Damen auf's Trefflichste bedient wurden, ging Alles dabei ganz gut von Statten, nur die Stille wegen des noch frischen Schmerzes, der sich in den dunkeln Kleidern der Verwandten Tedaldo's aussprach, war unangenehm: deßhalb war auch die Veranstaltung des Pilgers und das Gastmahl von Einigen getadelt worden, und er hatte das wohl bemerkt. Wie er jedoch zuvor entschlossen war, erhob er sich, als ihm die geeignete Zeit gekommen schien, und die übrigen noch den Nachtisch verzehrten, und sprach: „Nichts hat diesem Gastmahl zu seiner Heiterkeit gefehlt, als Tedaldo, und da Ihr diesen, obgleich er beständig bei Euch war, doch nicht erkannt habt, so will ich ihn Euch

zeigen.“ Er warf den Mantel und die ganze Pilgerkleidung ab und stand nun in einem Wams von feinem, grünem Tuch da. Dadurch entstand die allgemeinste Verwunderung. Es brauchte lange, bis man ihn erkannte und glaubte, daß er es wäre. Als dieß Tedaldo sah, erzählte er ihnen viel von ihrer Verwandtschaft, von den zwischen ihnen vorgefallenen Ereignissen und von seinen Schicksalen. Nun kamen seine Brüder und die übrigen Anwesenden, von der Freude bis zu Thränen gerührt, herbei, und umarmten ihn und nachher auch die Damen, sowohl Verwandte als Bekannte, mit Ausnahme der Frau Ermellina. Als jedoch Aldobrandino dieß sah, sprach er: „Was ist das, Ermellina? Warum bewillkommst du nicht wie die übrigen Damen Tedaldo?“ Hierauf antwortete die Dame in Gegenwart Aller: „Keine von allen anwesenden Damen würde ihn so gerne bewillkommen als ich, die ich ihm auch am meisten zu verdanken habe, da ich dich durch ihn zurückempfing; aber die unehrbaren Worte, die man damals sprach, als wir den, welchen wir für Tedaldo hielten, beweinten, halten mich davon ab.“ Hierauf sprach Aldobrandino: „Geh! meinst du, ich glaube den Verläumdern? Indem Tedaldo mir meine Befreiung verschafft hat, hat er deutlich genug gezeigt, daß jenes Gerede falsch ist, und zudem habe ich nie etwas der Art geglaubt. Also erhebe dich und umarme ihn.“ Die Dame, die gar nichts Anderes wünschte, war nun den Worten ihres Mannes schnell gehorsam: sie stand auf wie die Andern, und bewillkommte ihn mit einer Umarmung. Diese Gutmüthigkeit des Aldobrandino gefiel den Freunden und Bekannten sehr, und auch den übrigen Gästen; und es wurde dadurch aller Verdruß, der vielleicht bei Einzelnen über einige Worte sich festgesetzt hatte, vollends verwischt. Alles hatte seine Freude an Tedaldo und er selbst nahm

den Brüdern ihre schwarzen, den Schwestern und Verwandten ihre braunen Kleider ab und verlangte, daß sie sich andere Kleider hieher kommen ließen. Nachdem sie nun sich umgekleidet hatten, fingen sie Gesänge, Tänze und andere Lustbarkeiten an, und das Gastmahl, das einen so stillen Anfang genommen hatte, nahm ein sehr lautes Ende. In der heitersten Stimmung gingen endlich alle zum Hause des Tedaldo, und speisten hier zu Nacht, setzten auch die Festlichkeit auf diese Weise mehrere Tage lang fort. Die Florentiner betrachteten den Tedaldo mehrere Tage lang wie einen von den Todten Auferstandenen und als ein Wunderding, und Viele, ja sogar die Brüder, hatten noch einen leisen Zweifel, ob er es denn wirklich wäre, und konnten es noch nicht ganz glauben. Und dieß hätte vielleicht noch lange so fortgedauert, wenn nicht etwas geschehen wäre, wodurch ans Licht kam, wer der Getödtete gewesen. Es gingen eines Tages Soldaten von Lunigiana am Hause vorbei, und als sie Tedaldo sahen, gingen sie auf ihn zu und riefen: „Willkommen, Faziuolo!“ Hierauf antwortete Tedaldo in Gegenwart seiner Brüder: „Ihr habt mich mit einem Andern verwechselt.“ Als sie ihn sprechen hörten, schämten sie sich, baten ihn um Verzeihung und sprachen: „In Wahrheit, Ihr gleicht mehr, als irgend Jemand einem Andern gleichen kann, einem unserer Kameraden, mit Namen Faziuolo di Pontriemoli, der vor etwas mehr als vierzehn Tagen hieher kam und von dem wir seitdem nichts mehr hörten. Wir wundern uns zwar über Eure Kleidung; denn Jener war, wie wir, ein Soldat.“ Als der älteste Bruder Tedaldo's dieß hörte, ging er zu ihnen hinab und fragte sie: wie denn jener Faziuolo gekleidet gewesen sey? Diese sagten es ihm, und da traf dann genau Alles überein, und hiedurch, wie durch andere Zeichen, erhielt man

die Ueberzeugung, daß der, welcher getödtet wurde, Faziuolo gewesen sey und nicht Tedaldo. Und jetzt endlich wich der Verdacht über diesen von seinen Brüdern und von Jedermann sonst. Tedaldo, der sehr reich zurückgekehrt war, blieb seiner Liebe getreu; und die Dame, die ihm nicht mehr bös wurde, wußte es mit Klugheit so einzurichten, daß sie sich lange ihrer gegenseitigen Liebe freuen konnten. Möge uns Gott auch an der unsrigen Freude erleben lassen!

Achte Novelle.

Ferondo, der ein gewisses Pulver genommen hat, wird als todt begraben. Der Abt, der mit der Frau des Ferondo vertrauten Umgang hat, nimmt ihn aus dem Grabe, legt ihn in ein Gefängniß und macht ihn glauben, er sey im Fegfeuer. Dann wird er wieder erweckt und muß ein Söhnlein, das der Abt mit seiner Frau gezeugt hatte, als das seinige erziehen.

Nachdem die lange Novelle der Emilie, die indeß Niemanden ihrer Länge halber mißfiel, sondern von der sich Alle äußerten, daß sie, in Rücksicht der Menge und Mannigfaltigkeit der darin aufgeführten Ereignisse noch sehr gedrängt erzählt worden sey, zu Ende war, gab die Königin der Lauretta nur ein Zeichen, worauf diese folgendermaßen begann:

Meine lieben Damen, mir fällt hier eine Thatsache ein, die freilich weit eher Erdichtung als Wahrheit zu seyn scheint, und auf die ich dadurch komme, weil ich vorhin die Erzählung hörte, daß Einer für einen Andern beweint und begraben wurde. Ich will Euch daher erzählen, wie ein Lebendiger für todt begraben wurde und wie er dann, als er wieder auferstanden, nicht nur selbst aus dem Grabe hervorgekommen zu seyn glaubte, sondern wie dieß auch viele Andere glaubten, und wie daher Einer, der weit eher als Verbrecher gezüchtigt zu werden verdiente, deßhalb als Heiliger verehrt wurde.

In Toskana war und ist noch eine Abtei, wie wir deren viele sehen, an einem von Menschen nicht sehr besuchten Orte. In dieser Abtei wurde ein Mönch zum Abt gewählt, der in allen Stücken sehr fromm lebte, außer in Beziehung auf die Frauen; aber dabei wußte er mit so viel Vorsicht zu Werke zu gehen, daß fast Niemand nur den Verdacht faßte, geschweige denn es erfuhr, und man ihn daher allgemein für einen durchaus frommen und rechtschaffenen Mann hielt. Nun geschah es, daß ein sehr reicher Dorfbewohner, mit Namen Ferondo, ein über die Maßen plumper und einfältiger Mensch, mit dem Abte genau bekannt wurde; und diese Bekanntschaft gefiel dem Abte nur in sofern, als er an seiner Einfalt zuweilen seinen Spaß hatte. Dabei bemerkte aber der Abt, daß Ferondo eine wunderschöne Frau habe, in die er sich so glühend verliebte, daß er Tag und Nacht an nichts Anders denken konnte; und als er hörte, daß Ferondo, obgleich in allem Andern höchst einfältig und dumm, doch in der Liebe zu seinem Weibe und in der Bewachung derselben recht verständig zu Werke gehe, so verzweifelte er hierüber beinahe. Dennoch brachte er, als ein kluger Mann, Ferondo dahin, daß dieser

zuweilen mit seiner Frau in den Garten der Abtei kam, um sich zu erholen und zu vergnügen, und hier sprach er auf die ehrbarste Weise mit ihnen über die Seligkeit des ewigen Lebens und über die frommen Werke vieler verstorbenen Männer und Frauen, so daß die Frau das Verlangen fühlte, ihm zu beichten, und Ferondo um die Erlaubniß dazu ersuchte, und dieselbe erhielt. Als nun die Frau, zur höchsten Freude des Abts, zur Beichte zu ihm kam, und sich ihm zu Füßen gesetzt hatte, begann sie vor allem Andern folgendermaßen: „Hochwürdiger Herr! hätte mir Gott einen Mann gegeben, oder mir keinen gegeben, so wäre es mir vielleicht möglich, Eurer Anleitung gemäß den Weg zu betreten, den Ihr mir geschildert habt, und der zum ewigen Leben führt. Aber wenn ich darüber nachdenke, was Ferondo für ein Mensch ist, und seine Dummheit erwäge, so kann ich mich eine Wittwe nennen und dennoch bin ich verheirathet, so fern ich, so lange er lebt, keinen andern Mann haben kann: und er ist, so dumm er ist, so über alle Maßen und ohne allen Grund eifersüchtig, daß ich eben deßhalb beständig gequält und unglücklich bin. Ehe ich zur übrigen Beichte schreite, bitte ich auf das demüthigste und dringendste, Ihr möchtet mir doch in Beziehung darauf einen Rath geben; denn wenn nicht hier der Anfang zu meinem Heile gemacht wird, wird mir die Beichte oder ein anderes Gut wenig nützen." Diese Rede nahm der Abt mit großer Freude auf, und es schien ihm, als ob ihm das Schicksal den Weg zum ersehntesten Ziele geöffnet hätte. Er sprach: „Meine Tochter, ich glaube, daß es für eine schöne, fein gebildete Dame, wie Ihr seyd, eine große Qual ist, einen Stumpfsinnigen zum Mann zu haben. Aber eine noch weit größere Pein muß es seyn, einen eifersüchtigen Mann zu besitzen. Und da

Ihr Beides zugleich habt, so glaube ich gerne, was Ihr von Eurem Unglück gesagt habt. Hiefür sehe ich jedoch, kurz gesagt, keinen Rath und keine Abhülfe, außer der einen, daß man den Ferondo von dieser Eifersucht heilt. Die Arznei, um ihn zu heilen, weiß ich recht gut zu bewirken; nur müßt Ihr das Herz haben, Alles, was ich Euch sage, geheim zu halten." Die Dame sprach: „Mein Vater, hierüber keinen Zweifel! denn lieber ließe ich mich tödten, ehe ich irgend Jemand etwas entdecken würde, was Ihr mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt habt. Aber wie ließe sich denn die Sache machen?" Der Abt antwortete: „Wenn wir wollen, daß er geheilt werde, so muß er nothwendig in das Fegfeuer kommen." — „Und wie," sprach die Dame, „kann er lebendig dahin gelangen?" Dann sprach der Abt: „Er muß sterben und auf diese Weise dahin gelangen, und wenn er so lange dafür gestraft worden ist, daß er dadurch von seiner Eifersucht geheilt wurde, so wollen wir schon gewisse Gebete an Gott richten, daß er ihn in dieses Leben zurückgehen lasse und er wird es dann thun." „Also," sagte die Dame, „muß ich unterdessen Wittwe bleiben?" „Ja," antwortete der Abt, „eine gewisse Zeitlang, während der Ihr Euch sehr hüten müßt, daß Ihr Euch nicht wieder heirathen lasset; denn Gott würde dieß für ein Vergehen halten und wenn Ferondo zurückkäme, würdet Ihr zu ihm zurückkehren müssen, und er wäre noch eifersüchtiger als zuvor." — Die Dame sprach: „Wenn er nur von dieser unglücklichen Leidenschaft geheilt wird, daß ich nicht immer im Gefängniß seyn muß, dann bin ich schon zufrieden. Thut, wie es Euch gefällt." Hierauf sprach der Abt: „Das werde ich thun. Aber welchen Lohn soll ich von Euch erhalten für diesen Dienst?" „Mein Vater," sprach die Dame, „was Euch gefällt; wenn ich

es nur thun kann. Aber was kann eine Frau meines Gleichen einem Manne, wie Ihr seyd, Annehmliches geben?" Hierauf sprach der Abt: „Liebe Frau, Ihr könnt für mich nicht weniger thun, als ich für Euch thun will; denn wie ich mich dazu hergebe, das zu thun, was Euer Glück und Euer Trost seyn soll, so könnt Ihr das thun, was das Glück und Heil meines Lebens ausmachen wird." Hierauf sprach die Dame: „Wenn dieß ist, so bin ich bereit!" — „So werdet Ihr mir also," sprach der Abt, „Eure Liebe schenken und Euch selbst mir hingeben, nach der ich vor Verlangen brenne und mich verzehre." Als die Dame dieß hörte, war sie ganz bestürzt und rief: „Mein Gott, was verlangt Ihr von mir, mein Vater? Ich habe geglaubt, Ihr wäret ein frommer Mann! Schickt es sich denn für fromme Männer, daß sie von Frauen, welche sich bei ihnen Raths erholen, solche Dinge fordern!" Hierauf sprach der Abt: „Mein süßes Leben, wundert Euch darüber nicht; denn die Frömmigkeit nimmt dadurch nicht ab; sie bleibt ein Gut der Seele, und das, was ich von Euch verlange, ist nur ein Fehler des Körpers. Aber wie dem auch sey, Eure Liebenswürdigkeit und Schönheit hat eine solche Gewalt über mich, daß die Liebe mich nöthigt, so zu handeln. Und ich sage Euch, daß Ihr Euch Eurer Schönheit mehr als irgend eine andere Dame rühmen dürft, da sie sogar den Heiligen gefällt, die die Schönheiten des Himmels zu sehen gewohnt sind. Ueberdieß, wenn ich auch ein Abt bin, so bin ich doch ein Mensch wie die andern, und wie Ihr sehet, bin ich noch nicht alt, und es darf Euch nicht schwer fallen, das zu thun; vielmehr müßt Ihr es noch wünschen; denn während Ferondo im Fegfeuer seyn wird, werde ich Euch des Nachts Gesellschaft leisten, und Euch den Trost verschaffen, den Jener Euch geben sollte.

Niemand in der Welt wird die Sache jemals erfahren; denn Jedermann glaubt von mir das, was Ihr kurz zuvor selbst noch geglaubt habt, und noch weit mehr. Weiset das Geschenk, welches Gott Euch zusendet, nicht zurück; denn Viele wünschen das, was Ihr hier haben könnt und haben werdet, wenn Ihr meinem Rathe verständiger Weise Gehör gebt. Ueberdieß habe ich schöne und kostbare Juwelen, die Niemand anders gehören sollen, als Euch. Thut also, meine süße Hoffnung, für mich das, was ich so gern für Euch thue." Die Dame senkte ihr Gesicht zur Erde und wußte nicht, wie sie den Antrag ablehnen sollte, und es zuzusagen, schien ihr ebenfalls nicht wohl gethan. Als nun der Abt sah, daß sie Alles gehört habe und mit der Antwort zögere, schien sie ihm bereits halb bekehrt. Daher setzte er noch viele andere Worte zu den ersteren hinzu, und ehe er zu Ende war, hatte er ihr auch glauben gemacht, es sey wohlgethan, weßhalb sie ihm verschämt sagte, sie sey ganz zu seinem Befehl, jedoch erst dann, wenn Ferondo im Fegfeuer sey. Hierauf sprach der Abt sehr zufrieden: „Wir werden schon dafür sorgen, daß er sobald als möglich dahin kommt. Machet nur, daß er morgen oder an einem andern Tage hieher komme und hier sich aufhalte." Nach diesen Worten steckte er ihr heimlich einen wunderschönen Ring an die Hand und entließ sie. Die Dame, über das Geschenk erfreut, und nach weiteren begierig, kehrte zu ihren guten Freundinnen zurück, und ging mit ihnen heim. Wenige Tage darauf kam Ferondo in die Abtei, und als ihn der Abt sah, beschloß er, ihn in das Fegfeuer zu schicken. Er suchte ein Pulver hervor von wunderbarer Stärke, das er in den Gegenden des Orients von einem großen Fürsten empfangen hatte, der behauptete, daß der Alte vom Berge sich dieses Mittels bediene, wenn er Jemand in sein Paradies schicken

oder daraus hervorholen wolle, und daß es, in größeren oder kleineren Portionen gegeben, ohne irgend einen Schaden stark oder weniger stark einschläfere, so daß man den Schlafenden für todt halte, so lange die Wirkung daure. Dieses Pulver gab er dem Ferondo, der es nicht bemerkte, in einem nicht ganz hellen Becher Wein im Keller zu trinken, führte ihn dann in den Kreuzgang, wo er mit mehreren seiner Mönche an Ferondo und seiner Dummheit Spaß hatte. Es dauerte nicht lange, als das Pulver seine Wirkung that und Ferondo in einen plötzlichen und langen Schlaf fiel, so daß er auf den Füßen stehend einschlief und im Schlafe umfiel. Der Abt stellte sich, als sey er betrübt über dieß Ereigniß, ließ ihn entkleiden, kaltes Wasser herbeibringen, das man ihm in's Gesicht spritzte, und ließ verschiedene andere Mittel anwenden, wie wenn es von Blähungen oder andern Umständen herkäme. Als jedoch der Abt und die Mönche sahen, daß Alles dieß nichts half, den Puls fühlten und kein Gefühl entdecken konnten, waren sie ganz fest überzeugt, er sey gestorben. Sie schickten daher an seine Frau und seine Verwandten, die alle schleunig kamen, und nachdem die Frau mit ihren Verwandten zuvor geweint und geklagt hatte, ließ ihn der Abt, so gekleidet wie er war, in einen Sarg legen. Die Dame kehrte nach Hause zurück, sagte, sie werde sich niemals von dem Kind trennen, das sie von ihm hatte; sie blieb also zu Hause und begann ihren Sohn zu erziehen und den Reichthum des Ferondo zu verwalten. Der Abt stand des Nachts mit einem Mönch aus Bologna, der sein Vertrauter war, und in jenen Tagen angekommen war, auf. Sie zogen Ferondo leise aus dem Sarg und trugen ihn in eine Grube, zu der kein Licht eindringen konnte, und welche den Mönchen, die einen Fehler gemacht hatten, zum Gefängniß diente. Hierauf

zogen sie ihm die Kleider aus, kleideten ihn aufs Neue wie einen Mönch, legten ihn auf einen Bund Stroh und ließen ihn liegen, bis er erwachen würde. Mittlerweile hatte der bolognesische Mönch vom Abt Alles erfahren, was er zu thun hatte, ohne daß sonst irgend ein Mönch etwas davon erfuhr; und jener Mönch mußte warten, bis Ferondo sich rege. Der Abt ging am folgenden Tage mit einigen seiner Mönche zum Besuch in das Haus der Dame, die er schwarz gekleidet und in Trauer antraf. Er tröstete sie ein wenig und erinnerte sie auf eine feine Weise an ihr Versprechen. Die Dame, die sich frei sah und weder Ferondo noch sonst Jemand zu scheuen hatte, überdieß einen andern Ring am Finger des Abts bemerkte, erklärte sich bereit, und verabredete mit ihm, daß er in der folgenden Nacht kommen sollte. Als daher die Nacht gekommen war, ging der Abt, in die Kleider Ferondo's gehüllt und von seinem Mönche begleitet, zu der Dame, mit der er sich bis zum Morgen aufs Trefflichste unterhielt und alsdann in seine Abtei zurückkehrte; einen Weg, den er auf diese Weise oft genug machte und da ihm manchmal auf dem Hin- und Herweg Jemand begegnete, so glaubte man, Ferondo gehe hier um und müsse Buße thun. Auf diese Weise wurde von den dummen Leuten des Dorfs viel darüber gesprochen, und auch mit der Gattin Ferondo's, die recht wohl wußte, wer es war. Als Ferondo aufwachte, ohne zu wissen, wo er sich befinde, trat jener Mönch von Bologna zu ihm ein, mit furchtbarer Stimme, mit Ruthen in der Hand, faßte ihn und gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge. Ferondo heulte und schrie, und fragte immerwährend: „Wo bin ich denn?“ worauf der Mönch antwortete: „Du bist im Fegfeuer!“ — „Wie,“ sprach Ferondo, „bin ich denn gestorben?“ Der Mönch antwortete: „Allerdings!“ Nun

begann Ferondo sich selbst und seine Frau und sein Söhnchen zu beklagen, und sprach die sonderbarsten Dinge von der Welt. Als ihm der Mönch zu essen und zu trinken brachte, sprach Ferondo: „Essen denn die Todten?“ der Mönch antwortete: „Ja, und was ich dir hier bringe, hat deine Frau diesen Morgen in die Kirche gesandt, um Messen für deine Seele zu lesen, und Gott will, daß man es dir hier vorstelle.“ Hierauf sprach Ferondo: „O Herr, gib ihr viel Glück; ich hatte sie sehr lieb, ehe ich starb, so daß ich sie die ganze Nacht in den Armen hielt und sie beständig küßte, auch noch etwas Anderes that, wenn mich gerade die Lust ankam.“ Hierauf begann er, da er großen Appetit verspürte, zu essen und zu trinken, und da der Wein nicht allzugut war, sagte er: „Zum Henker! warum hat sie dem Priester nicht vom Wein aus dem Fasse gegeben, das an der Mauer liegt?“ Nachdem er gegessen hatte, faßte ihn der Mönch aufs Neue und gab ihm mit denselben Ruthen wieder eine tüchtige Tracht Prügel. Nachdem Ferondo sich ausgeschrieen hatte, rief er: „Warum thust du mir das an?“ Der Mönch sprach: „Weil Gott es befohlen hat, daß man dir dieß jeden Tag zweimal anthun solle!“ — „Und aus welchem Grunde?“ sprach Ferondo. Der Mönch antwortete: „Weil du eifersüchtig warst, da du doch die beste Frau in der ganzen Gegend hattest.“ — „O Gott!“ rief Ferondo, „du sagst wahr, und die allersanftmüthigste. Sie war süßer als Confect: aber ich wußte nicht, daß Gott es für ein Verbrechen achte, wenn der Mann eifersüchtig sey, sonst wäre ich es nicht gewesen.“ Der Mönch sprach: „Dieß hättest du bedenken sollen, während du noch drüben warst, und dich bessern; und wenn es je geschieht, daß du zurückkehrst, so sorge dafür, daß du wohl im Sinne trägst, was ich dir jetzt thue, damit du nicht wieder eifersüchtig werdest.“

Ferondo sprach: „Kehren denn die Todten wieder zurück?“ Der Mönch antwortete: „Ja, wenn Gott will!“ — „O,“ rief Ferondo: „Wenn ich jemals zurückkehre, werde ich der beste Ehemann von der Welt seyn. Ich werde sie niemals schlagen, ihr niemals eine Schmähung sagen, außer wegen des Weins, den sie mir diesen Morgen geschickt hat, und daß sie mir kein Licht sandte, so daß ich im Finstern essen muß.“ Der Mönch sprach: „Sie hat wohl Lichter geschickt, aber sie wurden in der Messe verbrannt.“ — „O,“ rief Ferondo, „du sagst wahr; wenn ich wieder zurückkehre, will ich sie thun lassen, was sie nur wollen wird. Aber sage mir, wer bist denn du, der du mir dieß thust?“ — Der Mönch antwortete: „Ich bin auch gestorben, und war aus Sardinien: und weil ich einmal einem Herrn zu sehr zur Eifersucht rieth, wurde ich von Gott zu der Strafe verurtheilt, daß ich dir zu essen und zu trinken und die Schläge geben muß, bis Gott uns von einander befreit.“ Ferondo sprach: „Befindet sich Niemand hier außer uns Zweien?“ Der Mönch antwortete: „Wohl noch Tausende; aber du kannst sie weder sehen noch hören, so wenig als sie dich.“ Hierauf sprach Ferondo: „Wie weit sind wir denn wohl von unserer Gegend hier entfernt?“ — „O,“ sagte der Mönch, „viele tausend Meilen weiter als von Cacheremo.“ — „Ach, das ist wohl sehr weit,“ sagte Ferondo, „und ich glaube fest, wir sind ganz außer der Welt.“ Unter solchen und ähnlichen Gesprächen, zwischen Essen und Prügeln wurde Ferondo gegen zehn Monate hingehalten, in welcher Zeit der Abt mit dem besten Erfolg die schöne Dame besuchte und sich mit ihr aufs Vortrefflichste unterhielt. Aber wie sich eben das Schicksal trifft, die Dame wurde schwanger und sagte es, sobald sie es bemerkte, dem Abt. Deßhalb schien es nun Beiden nöthig, daß Ferondo

unverzüglich aus dem Fegfeuer zurückkehre und sie ihn dann glauben mache, von ihm schwanger zu seyn. Der Abt ließ ihm daher in der folgenden Nacht mit einer verstellten Stimme ins Gefängniß zurufen: „Ferondo, ermuthige dich; Gott will, daß du in die Welt zurückkehrest; du wirst dort von deiner Frau ein Kind bekommen, das du Benedikt nennen sollst; denn diese Gnade widerfährt dir auf die Fürbitten deines frommen Abts und deiner Frau und des heiligen Benedikts." Als Ferondo dieses hörte, war er sehr erfreut und sprach: „Das gefällt mir gut. Gott sey dafür gelobt, und gebe dem Abt und dem heiligen Benedikt und meinem lieben zuckersüßen Weib viel Glück." Nun gab ihm der Abt wieder im Wein so viel von jenem Pulver, daß er etwa vier Stunden schlafen mußte. Während dieser Zeit legten sie ihm seine Kleider wieder an und brachten ihn in den Sarg, in welchem er begraben worden war. Morgens gegen Tag wachte Ferondo auf und sah durch eine Spalte des Sarges Licht, das er seit zehn Monaten nicht mehr gesehen hatte. Daher glaubte er lebendig geworden zu seyn und rief: „Oeffnet mir! Oeffnet mir!" zugleich stieß er mit seinem Kopf so stark an den Sargdeckel, daß er ihn, da er nicht sehr schwer war, aufhob und wegschob. Als auf das Geräusch die Mönche, welche die Frühmesse gesungen hatten, herzuliefen, die Stimme Ferondo's erkannten, und ihn aus dem Sarge steigen sahen, wurden sie dadurch sehr erschreckt, ergriffen die Flucht und liefen zu ihrem Abt. Dieser stellte sich, als ob er sich gerade von seinem Gebet erhebe und sprach: „Habt keine Furcht, meine Söhne, nehmt das Kreuz und das heilige Wasser. Folget mir nach und laßt uns sehen, was die Macht Gottes uns zeigen will." So geschah es auch. Ferondo war ganz bleich, wie es natürlich ist, wenn man so lange Zeit zugebracht hat, ohne

das Licht zu sehen, aus dem Sarge gestiegen und als er den Abt sah, warf er sich ihm gleich zu Füßen und sprach: „Mein Vater! Eure Gebete und die des heiligen Benedikt und meiner Frau haben mich aus der Pein des Fegfeuers erlöst und mich ins Leben zurückgerufen: deßhalb bitte ich Gott, daß er Euch für Eure ganze Zukunft recht viel Glück geben möge.“ — Der Abt sprach: „Gelobt sey Gottes Allmacht! Gehe nun, mein Sohn, da Gott dich hieher zurückgesandt hat, und tröste deine Frau, die, seitdem du dieses Leben verlassen hast, stets in Thränen schwamm, und lebe von jetzt an stets als Freund und Diener Gottes.“ Ferondo sagte: „Ehrwürdiger Herr, das hat man mir auch gesagt: lasset mich nur jetzt machen. Sobald ich sie finde, werde ich sie küssen, so gerne habe ich sie.“ Als der Abt mit seinen Mönchen allein war, stellte er sich, als wundere er sich über diese Begebenheit ungemein und ließ andächtig das Miserere singen. Ferondo kehrte auf sein Dorf zurück, wo Jedermann, der ihn sah, vor ihm floh, wie man vor etwas Fürchterlichem zu thun pflegt; er rief jedoch alle zurück und versicherte ihnen, er sey von den Todten auferstanden. Auch seine Frau hatte Furcht vor ihm. Nachdem er jedoch die Leute etwas ermuthigt hatte und sie sahen, daß er lebte, fragten sie ihn über verschiedene Dinge aus, und er, wie wenn er verständiger zurückgekommen wäre, gab Allen Antwort, erzählte ihnen Geschichten von den Seelen ihrer Verwandten und plauderte ihnen über sich selbst die schönsten Fabeln vom Fegfeuer vor; auch erzählte er in voller Versammlung die Offenbarung, die ihm vor seiner Auferweckung durch den Mund des Ragnolo Braghiello geworden war. Als er nun zu seinem Weibe zurückgekehrt und wieder in den Besitz seiner Güter getreten war, schwängerte er sie, wie er glaubte, und der Zufall

wollte, daß gerade zur rechten Zeit nach der Meinung der Thoren, die da glauben, eine Frau müsse gerade neun Monate schwanger gehen, die Dame ein Söhnlein gebar, das man Benedikt Ferondi nannte. Die Rückkehr des Ferondo und seine Reden, aus denen Jedermann wirklich glaubte, er sey von den Todten auferweckt worden, erhöhten den Ruf von der Frömmigkeit des Abts ungemein. Ferondo, der seiner Eifersucht halber viele Prügel erhalten hatte, war dadurch geheilt und war von da an, wie der Abt der Frau versprochen hatte, nie mehr eifersüchtig. Hiemit zufrieden, lebte die Dame ehrbar mit ihrem Manne, wie zuvor, so jedoch, daß sie, wenn sie es bequem konnte, gerne mit dem frommen Abte zusammen kam, der ihr in ihren dringendsten Bedürfnissen so gut und sorgfältig gedient hatte.

Neunte Novelle.

Julie von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel, und verlangt Beltram von Roussillon zu ihrem Gemahl. Dieser muß sie wider seinen Willen zur Frau nehmen, geht nachher aus Unmuth nach Florenz, und verliebt sich hier in eine junge Dame. Julie, als diese junge Dame verstellt, schläft bei ihm, und erhält von ihm zwei Kinder, wodurch sie ihm theuer wird und er sie zum Weibe nimmt.

Da die Königin dem Dioneo ihr Wort halten wollte, so war nur noch sie selbst übrig; nachdem daher Lauretta mit ihrer Erzählung zu Ende war, begann sie, ohne darauf zu warten, daß die Ihrigen sie erst dazu aufforderten, aufs liebenswürdigste folgendermaßen:

Wer kann jetzt eine Novelle erzählen, die für schön gehalten werden könnte, nachdem man die der Lauretta gehört hat? Diese hatte schon dadurch viel voraus, daß sie nicht die erste war: denn manche Andere hätte unter diesen Umständen nicht gefallen, wie es denn auch wohl denen, die heute noch erzählt werden müssen, gehen wird. Gleichwohl will ich Euch die Geschichte erzählen, wie sie nun auch ausfallen mag, die mir in Beziehung auf das vorgeschlagene Thema einfällt.

Es lebte im Königreich Frankreich ein Edelmann, mit Namen Isnard Graf von Roussillon. Dieser hatte, weil er fast immer krank war, stets einen Arzt um sich, den man Meister Gerard von Narbonne nannte. Der genannte Graf hatte nur einen einzigen Sohn, mit Namen Beltram, einen schönen, anmuthigen Jungen, mit welchem noch andere Kinder seines Alters erzogen wurden, unter denen sich auch eine Tochter jenes Arztes befand, mit Namen Julie. Diese faßte zu jenem Beltram eine übermäßige, glühende Liebe, wie sie ihrem Alter gar nicht eigen zu seyn schien. Als nun der Graf starb und Beltram dem König überlassen blieb, mußte er nach Paris gehen, worüber das Mädchen ganz untröstlich war; und als ihr Vater bald darauf starb, wäre sie unter einem anständigen Vorwande gerne nach Paris gegangen, um Beltram zu sehen; allein sie wurde, da sie sehr reich und das einzige Kind war, scharf bewacht. Schon hatte sie das Alter der Mannbarkeit erreicht, und noch konnte sie Beltram nicht vergessen, und wies viele Männer zurück, mit denen sie sich nach dem Wunsche ihrer Verwandten vermählen sollte, ohne einen Grund für ihre Weigerung anzugeben. Nun geschah es, daß, während sie noch mehr als je von Liebe zu Beltram brannte, von dem sie gehört hatte, daß er ein schöner, junger Mann geworden sey, die Nachricht ihr zu Ohren kam, der König von Frankreich habe eine Geschwulst auf der Brust gehabt, und da diese schlecht geheilt worden sey, so sey eine Fistel zurückgeblieben, die ihm außerordentlich viel Schmerz und Beschwerde verursache, und für die man noch keinen tüchtigen Arzt aufgefunden habe, so Viele es auch mit der Heilung versucht hätten; alle diese hätten vielmehr die Sache verschlimmert, worüber der König ganz in Verzweiflung sey, und nun von keinem mehr Rath und Hülfe

annehmen wolle. Ueber diese Nachricht war die junge Dame sehr erfreut, und glaubte dadurch nicht nur einen guten Grund zu erhalten, um nach Paris zu reisen, sondern wenn die Krankheit wirklich die wäre, für die sie dieselbe der Beschreibung nach hielt, so dachte sie, es könne ihr bei dieser Gelegenheit leicht gelingen, Beltram zum Mann zu erhalten. Da sie nun von ihrem Vater Vieles gelernt hatte, so bereitete sie aus verschiedenen Kräutern, die gegen das Uebel, das sie sich vorstellte, gut sind, ein Pulver, stieg zu Pferde und kam nach Paris. Das Erste war, daß sie sich Mühe gab, Beltram zu sehen; dann trat sie vor den König und bat sich die Gnade aus, daß er ihr sein Uebel zeigen möge. Als der König die schöne, anmuthige und junge Dame sah, konnte er ihr ihren Wunsch nicht versagen und zeigte es ihr. Nachdem sie es gesehen hatte, faßte sie sogleich die sichere Hoffnung, es heilen zu können und sprach: „Gnädigster Herr, wenn es Euch gefällt, so will ich Euch, ohne alle Mühe und Beschwerde für Euch, innerhalb acht Tagen von diesem Uebel heilen.“ Der König mußte über die Worte des Mädchens innerlich lachen und dachte: „Was die Aerzte der Welt nicht gewußt und nicht gekonnt haben, wie soll das eine junge Dame können?“ Er dankte ihr daher für ihren guten Willen und antwortete: er habe sich vorgenommen, keinen Rath eines Arztes mehr anzunehmen. Hierauf sprach die junge Dame: „Gnädigster Herr, Ihr verschmäht meine Kunst, weil ich jung und ein Frauenzimmer bin; aber ich erinnere Euch, daß ich nicht mit meiner Wissenschaft heile, sondern mit der Hülfe Gottes und der Wissenschaft Gerards von Narbonne, der mein Vater und zu seinen Lebzeiten ein berühmter Arzt war.“ Hierauf sprach der König zu sich selbst: „Vielleicht ist mir dieses Weib von Gott zugesandt; warum soll ich

ihre Kunst nicht probiren, da sie doch sagt, sie könne mich, ohne Beschwerde für mich heilen?" Er entschloß sich daher, eine Probe anzustellen und sprach: „Meine junge Dame, und wenn Ihr, nachdem ich Euch zu Liebe meinen Vorsatz gebrochen habe, mich doch nicht heilet, was soll ich dann thun?" — „Gnädiger Herr," sprach die Jungfrau, „laßt mich nur machen, und wenn ich Euch innerhalb acht Tagen nicht heile, so laßt mich verbrennen; wenn ich Euch aber gesund mache, was soll mir dann werden?" Hierauf antwortete der König: „Ihr scheint noch ohne Mann zu seyn; wenn Ihr Euer Versprechen haltet, will ich Euch gut und vornehm verheirathen." Die Jungfrau sprach darauf: „Gnädigster Herr, das gefällt mir, daß Ihr mich verheirathen wollt; aber ich will gerade Den zum Mann, den ich mir auswähle, wobei ich jedoch keinen von Euren Söhnen oder aus dem königlichen Hause überhaupt wählen werde." Der König versprach ihr dieses augenblicklich. Die Jungfrau begann nun ihre Kur, und in kurzer Zeit, noch ehe der Termin abgelaufen war, hatte sie den König gesund gemacht. Als sich der König geheilt fühlte, sprach er: „Meine junge Dame, Ihr habt einen Mann wohl verdient." — „Dann, gnädigster Herr," sprach die Jungfrau, „habe ich Beltram von Roussillon verdient, in den ich mich schon in meiner Jugend verliebte, und den ich seitdem stets aufs glühendste liebte." Es schien nun zwar dem König nichts Geringes, ihr diesen zum Manne zu geben; aber da er es einmal versprochen hatte, wollte er doch sein Versprechen halten, ließ ihn rufen und sprach zu ihm: „Beltram, Ihr seyd jetzt groß und ein vollendeter Edelmann; wir wollen daher, daß Ihr zurückkehrt und die Herrschaft über Eure Grafschaft übernehmet, und daß Ihr eine junge Dame mit Euch nehmet, die Wir Euch zur Gattin ausersehen haben." Beltram sprach:

„Und wer ist diese junge Dame, gnädigster Herr?“ Hierauf antwortete der König: „Das ist dieselbe, die mir durch ihre Arznei die Gesundheit zurückgegeben hat.“ Beltram, der sie kannte und gesehen hatte, fand sie nun zwar schön; da er jedoch wußte, daß sie nicht von einem Geschlechte sey, dessen Verwandtschaft seinem Adel anstehe, sagte er ganz unwillig: „Gnädigster Herr, Ihr wollet mir also eine Arzneienmischerin zur Frau geben? Das wolle Gott nicht gefallen, daß ich je eine solche Frau nehme!“ Hierauf sprach der König: „So wollet Ihr also, daß Wir unser Wort brechen sollen, das Wir, um unsere Gesundheit wieder zu erlangen, der Dame verpfändeten, die zum Lohne dafür Euch zum Manne verlangte.“ — „Gnädigster Herr,“ sprach Beltram, „Ihr könnet mich zwingen und als Euren Lehensmann geben, wem Ihr wollt; aber das versichere ich Euch, daß ich mit dieser Heirath nie zufrieden seyn werde.“ — „Das werdet Ihr schon seyn,“ sprach der König, „denn die Dame ist schön und sehr verständig und liebt Euch sehr; daher hoffen Wir, Ihr werdet mit ihr noch glücklicher seyn, als mit einer Dame von noch so vornehmem Adel.“ — Beltram schwieg, und der König ließ große Anstalten zum Hochzeitfeste treffen. Und als der bestimmte Tag kam, heirathete Beltram, so sehr sich auch sein Herz dagegen sträubte, im Angesicht des Königs die Dame, die ihn mehr als sich selbst liebte. Er hatte jedoch bereits bedacht, was zu thun sey; er erklärte daher, daß er in seine Grafschaft zurückkehren und dort seine Ehe vollziehen wolle, und beurlaubte sich bei dem König. Er stieg zu Pferde, reiste jedoch nicht in seine Grafschaft, sondern nach Toskana; und als er erfuhr, daß die Florentiner mit den Sanesern im Kriege begriffen waren, entschloß er sich, den Krieg mitzumachen. Man nahm ihn ehrenvoll

und mit Freuden auf, machte ihn zum Hauptmann einer Heeresabtheilung, und da er von den Florentinern gut gehalten wurde, blieb er bei ihnen und hatte gute Tage. Die Neuvermählte, hiemit gar nicht zufrieden, ging, in der Hoffnung, ihn durch ihr gutes Benehmen in seine Grafschaft zurückzurufen, nach Roussillon, wo sie von Allen als ihre Herrin empfangen wurde. Als sie sich überzeugte, daß durch die lange Abwesenheit des Grafen Alles verwirrt und vernachläßigt worden war, brachte sie, als eine verständige Dame, Alles mit größter Mühe wieder in Ordnung, worüber sich die Unterthanen sehr freuten und sie darum auch sehr theuer hielten und große Liebe zu ihr faßten, so daß sie den Grafen hart tadelten, daß er mit ihr nicht zufrieden sey.

Nachdem die Dame Alles in Ordnung gebracht hatte, zeigte sie es durch zwei Edelleute dem Grafen an und bat ihn, wenn an ihr die Schuld liege, daß er nicht in seine Grafschaft käme, so möchte er es ihr kund thun, dann werde sie sich, ihm zu Liebe, entfernen. Der Graf gab ihnen aber die harte Antwort: „Damit mag sie es halten, wie sie will; ich werde dann erst zu ihr zurückkehren, wenn sie diesen Ring am Finger und ein von mir erzeugtes Kind auf den Armen tragen wird.“ Der Ring war ihm außerordentlich theuer, und er trennte sich nie von ihm, weil er eine gewisse Eigenschaft hatte, durch die man Alles erfahren konnte. Die Edelleute sahen aus seiner Antwort deutlich genug die Unmöglichkeit, ihn zurückzuführen; und da sie sich überzeugt hatten, daß sie nicht im Stande seyen, ihn durch ihre Vorstellungen zu bewegen, kehrten sie zu der Dame zurück und brachten ihr seine Antwort. Diese war sehr betrübt, und nach langem Nachdenken entschloß sie sich, Alles zu versuchen, ob sie nicht jene zwei Bedingungen erfüllen könnte, um

dadurch ihren Mann zu sich zurückzuführen. Nachdem sie ihren Entschluß gefaßt hatte, versammelte sie einen großen Theil der edelsten und besten Männer der Grafschaft, erzählte ihnen in der Ordnung und mit beweglichen Worten, was sie dem Grafen zu Liebe schon gethan hätte, zeigte ihnen den Erfolg davon, und sagte ihnen am Schlusse, es sey nicht ihre Absicht, den Grafen durch ihren Aufenthalt in der Grafschaft in beständiger Verbannung zu erhalten, vielmehr beabsichtige sie, den Rest ihres Lebens der Pilgerschaft und frommen Werken zum Heil ihrer Seele zu widmen; auch bat sie dieselben, die Verwaltung der Grafschaft zu übernehmen und es dem Grafen anzuzeigen, sie habe ihm seine Besitzungen frei und in geordnetem Zustande zurückgelassen und sich entfernt, in der Absicht, nie mehr nach Roussillon zurückzukehren. Während sie so sprach, vergoßen die trefflichen Männer reichliche Thränen, und baten sie inständig, sie möchte doch ihren Entschluß ändern; aber vergebens. Nachdem sie ihre Unterthanen Gott empfohlen hatte, machte sie sich mit einem Vetter und ihrer Kammerfrau in Pilgerkleidung, wohl versehen mit Geld und kostbaren Juwelen auf den Weg, ohne daß Jemand wußte, wohin sie ging, und reiste, ohne sich aufzuhalten, nach Florenz. Hier kam sie zufällig in eine kleine Herberge, die von einer rechtschaffenen Wittwe geführt wurde, quartirte sich hier wie eine arme Pilgerin ein, begierig, Nachrichten von ihrem Herrn zu erfahren. Da geschah es, daß sie des andern Tages Beltram zu Pferde mit seinen Soldaten vorüberziehen sah; und ob sie ihn gleich auf der Stelle recht wohl erkannte, fragte sie gleichwohl die rechtschaffene Wittwe, wer es sey. Die Wirthin gab ihr zur Antwort: „Es ist ein fremder Edelmann, mit Namen Graf Beltram, ein anmuthiger, ritterlicher, in dieser Stadt sehr beliebter junger Mann, der

in unsere Nachbarin, eine edle Dame, die aber sehr arm ist, außerordentlich verliebt ist. Es ist eine sehr ehrbare, junge Dame, die nur wegen ihrer Armuth noch nicht geheirathet hat, sondern bei ihrer Mutter, einer klugen und rechtschaffenen Frau lebt; und vielleicht hätte sie, wenn ihre Mutter nicht gewesen, dem Grafen schon seinen Willen gethan." Die Gräfin überlegte diese Worte genau, und nachdem sie Alles recht gefaßt, setzte sie ihren Entschluß fest; und nachdem sie das Haus und den Namen der Dame, deren Tochter von dem Grafen geliebt wurde, erfahren hatte, ging sie eines Tages in der Stille in Pilgerkleidung dahin. Sie fand die Dame und ihre Tochter in sehr ärmlichen Umständen, grüßte sie und sagte zu der Mutter: sie möchte, wenn sie es erlaube, mit ihr sprechen. Die vornehme Dame erhob sich und erklärte sich bereit, sie zu hören; und nachdem sie in einem Zimmer allein waren und Platz genommen hatten, begann die Gräfin: „Gnädige Frau, es scheint, Ihr seyd auch keine Freundin des Glückes, wie ich; allein, wenn Ihr wollet, könnet Ihr wohl mich und Euch selbst trösten." Die Dame versetzte: sie wünsche nichts sehnlicher, als sich auf ehrbare Weise aus der Noth zu helfen. Die Gräfin fuhr fort: „Mir ist Euer Vertrauen nöthig; wenn ich mich auf dieses verlasse und Ihr betrügt mich, so verderbet Ihr Eure und meine Sache." Die edle Dame antwortete: „Saget mir getrost Alles, was Ihr wollt; von mir werdet Ihr niemals betrogen werden." Nun erzählte die Gräfin von dem ersten Anfange ihrer Liebe, wer sie sey und was ihr bis auf diesen Tag begegnet war, und erzählte dieß Alles auf eine Weise, daß die vornehme Dame ihren Worten glaubte; da sie schon durch Andere davon gehört hatte, und Mitleid mit ihr fühlte, fuhr sie fort: „Ihr habt nun, außer meinen übrigen Beschwerden, auch die zwei

Bedingungen gehört, die ich erfüllen muß, wenn ich meinen Mann wieder erhalten will: und hiezu kann mir auf der Welt Niemand verhelfen, ausgenommen Ihr, wenn es wahr ist, was ich gehört habe, daß nämlich der Graf, mein Gemahl, in Eure Tochter sterblich verliebt ist.“ Hierauf sprach die Dame: „Ob der Graf meine Tochter liebt, weiß ich nicht; aber er thut so. Was kann jedoch ich in dieser Sache thun?“ — „Gnädige Frau,“ antwortete die Gräfin, „ich will es Euch sagen; zuerst aber will ich Euch bemerken, was die Folge davon seyn soll, wenn Ihr mir dienet. Ich sehe, daß Eure Tochter schön und mannbar ist; und so viel ich gesehen und gehört habe, behaltet Ihr sie nur deßhalb zu Hause, weil Ihr kein Vermögen habt, um sie auszustatten. So will ich denn für den Dienst, den Ihr mir leisten werdet, von meinem Gelde ihr sogleich ein solches Heirathsgut aussetzen, wie Ihr selbst es für angemessen achten werdet, um sie anständig zu verheirathen.“ Dieses Anerbieten gefiel der Dame, die sehr bedürftig war; dennoch aber sprach sie, weil sie einen hohen Sinn hatte, folgendermaßen: „Gnädige Frau, sagt mir nur, was ich für Euch thun kann, und wenn es schicklich für mich ist, werde ich es gerne thun, und Ihr mögt dann thun, was Euch beliebt.“ Die Gräfin antwortete: für mich ist es nothwendig, daß Ihr durch eine Person, der Ihr vertrauen könnt, meinem Gemahl, dem Grafen, sagen lasset, Eure Tochter sey bereit, ihm ganz seinen Willen zu thun, wenn sie überzeugt seyn dürfe, daß er sie wirklich so liebe, wie er vorgebe, dieß werde sie jedoch nicht eher glauben, als bis er ihr den Ring sende, den er an der Hand trage, und von dem sie wisse, daß er ihm sehr theuer sey. Wenn er Euch nun diesen Ring sendet, so gebt Ihr ihn mir, und lasset ihm dann sagen, Eure Tochter sey bereit, ihm seinen Willen zu

thun. Hierauf lasset Ihr ihn hieher kommen, und anstatt Eurer Tochter legt Ihr in der Stille mich an seine Seite. Vielleicht schenkt mir Gott seine Gnade, daß ich schwanger werde, und wenn ich dann seinen Ring am Finger und ein Kind von ihm im Arme habe, werde ich ihn zum Manne zurückerhalten, und als sein Weib bei ihm wohnen, wozu dann Ihr die Veranlassung seyd." — Der Edeldame schien dieß eine schwierige Sache, denn sie fürchtete, es möchte Schande für ihre Tochter daraus entstehen; da sie jedoch bedachte, daß die Dame mit allem Recht ihren Mann zurückerhalte, und daß sie sich also für eine gerechte Sache thätig erweise, gab sie, im Vertrauen auf ihre ehrbare Neigung, nicht nur das Versprechen, sondern verschaffte sich auch nach wenigen Tagen auf vorsichtige und geheime Weise den Ring, so schwer dieß auch dem Grafen fiel, sorgte auch aufs trefflichste dafür, daß die Gräfin statt ihrer Tochter zu dem Grafen zu liegen kam. Nach dem Willen Gottes wurde die Dame von dieser ersten Umarmung, die der Graf aufs zärtlichste ausübte, mit zwei Knäbchen schwanger, wie sich bei der Geburt, als diese erfolgte, zeigte. Und nicht bloß einmal verschaffte die Edeldame der Gräfin die Umarmungen ihres Gatten, sondern oft; und die Sache ging so herrlich von Statten, daß man kein Wort davon erfuhr und der Graf stets der Meinung war, er sey bei der Dame, die er liebte, nicht bei seiner Gattin. Des Morgens bei der Trennung gab der Graf ihr immer werthvolle Juwelen, welche die Gräfin sorgfältig aufbewahrte. Als sie sich schwanger fühlte, wollte sie die Edeldame nicht auch mit diesem Dienste belästigen, sondern sprach: „Gnädige Frau, Gott und Euch sey es gedankt, ich habe meinen Zweck erreicht, deßhalb ist es jetzt Zeit, daß ich Euch nach Euerm Wunsche beschenke, und mich dann ent-

ferne." Die Edeldame antwortete, wenn sie ihr ein Geschenk geben wolle, so sey sie damit zufrieden, übrigens habe sie das, was sie gethan habe, nicht nur in der Hoffnung auf eine Belohnung gethan, sondern weil sie es für recht gehalten habe. Die Gräfin antwortete: „Ihr sprecht ganz nach meinem Willen; und so will denn ich das, was Ihr von mir verlangen werdet, Euch nicht als Belohnung geben, sondern um ein gutes Werk zu thun, und so muß ich auch handeln." Hiedurch genöthigt, bat die Edeldame ganz verschämt um 100 Livre, um ihre Tochter zu verheirathen. Die Gräfin, die ihr ansah, wie sie sich schämte, und ihre bescheidene Forderung hörte, gab ihr 500, und so viele schöne und werthvolle Juwelen, daß sie wohl noch so viel an Werth betrugen, worüber die Edeldame hocherfreut war und der Gräfin aufs innigste dankte, die von ihr Abschied nahm und in eine Herberge zog. Die Edeldame, um Beltram die Veranlassung, in ihr Haus zu kommen oder zu senden, zu nehmen, ging ebenfalls mit ihrer Tochter aufs Land zu Verwandten; und Beltram reiste bald darauf, von seinen Unterthanen aufgefordert, nach Hause, als er hörte, daß die Gräfin sich entfernt hatte. Als die Gräfin erfuhr, daß er Florenz verlassen habe und in seine Grafschaft zurückgekehrt sey, war sie hoch erfreut; sie blieb in Florenz bis zu ihrer Entbindung, gebar zwei Knäbchen, die ihrem Vater ganz ähnlich waren, und ließ sie aufs sorgfältigste behandeln. Als es ihr Zeit schien, machte sie sich auf den Weg, und kam, ohne erkannt zu werden, nach Montpeiller. Hier ruhte sie mehrere Tage aus; und als sie erfuhr, wie es dem Grafen gehe und wo er sich aufhalte, und hörte, daß er am Allerheiligentage in Roussillon ein großes Fest für Ritter und Damen halte, reiste sie, wie gewöhnlich als Pilgerin gekleidet, dahin. Als sie die Ritter und Damen im

Palast des Grafen versammelt glaubte, um zur Tafel zu gehen, begab sie sich, ohne ihre Kleidung zu ändern, mit ihren Knäbchen im Arme, in den Saal, ging durch Männer und Frauen hindurch, bis zu dem Grafen, warf sich vor ihm auf die Kniee, und sprach weinend: „Mein Herr, ich bin Deine unglückliche Gattin, die, um Dich in Deine Grafschaft zurückkehren zu lassen, gramvoll lange durch die Welt gereist ist. Ich bitte Dich bei Gott, daß Du jetzt die Bedingung mir haltest, die Du mir durch die zwei Edelleute, welche ich an Dich sandte, hast stellen lassen, — siehe hier auf meinen Armen, nicht einen, sondern zwei Knaben von Dir; siehe hier auch Deinen Ring. Jetzt ist es also Zeit, daß ich von Dir als Gattin aufgenommen werde, wie Du versprochen hast.“ Als der Graf dieß hörte, fiel er fast in Ohnmacht; er erkannte den Ring und auch die Kinder, so ähnlich waren sie ihm. Dennoch sagte er: „Wie kann das seyn?“ Nun erzählte die Gräfin, zur großen Verwunderung des Grafen und aller Anwesenden, der Ordnung gemäß Alles, was geschehen war. Als nun der Graf erkannte, daß sie die Wahrheit sprach, und ihre Standhaftigkeit und Liebe, so wie die zwei hübschen Knaben sah, legte er, um sein gegebenes Wort zu lösen und aus Willfährigkeit gegen alle seine Ritter und Damen, die ihn sämmtlich baten, er möchte sie jetzt als seine rechtmäßige Gattin aufnehmen und verehren, seine übermäßige Grausamkeit ab, hieß die Gräfin sich vom Boden erheben, umarmte und küßte sie, erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder als seine Söhne an. Hierauf ließ er sie anständige Kleider anziehen, und stellte, zur größten Freude aller Anwesenden, wie derer, welche davon hörten, ein großes Fest an, das diesen und noch mehrere Tage dauerte; ehrte sie von diesem Tage an als seine Frau und Gattin, und schätzte und liebte sie ungemein.

Zehnte Novelle.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rustico lehrt sie, wie man den Teufel in die Hölle steckt. Später wird sie die Frau des Neerbal.

Dioneo, welcher die Erzählung der Königin mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, fing, als er sah, daß sie zu Ende war, und daß zu guter Letzt er noch an die Reihe komme, ohne auf einen Befehl zu warten, lächelnd also an: Meine anmuthigen Damen, Ihr habt wohl nie davon gehört, wie man den Teufel in die Hölle steckt; ohne mich daher um das Thema zu bekümmern, über das Ihr heute den ganzen Tag über gesprochen habt, will ich Euch dieses lehren. Wenn Ihr dieß gehört habt, könnt Ihr vielleicht damit Eure Seele noch retten, und daraus erkennen, daß, obgleich Amor die freundlichen Paläste und geschmückten Zimmer lieber bewohnt als dürftige Hütten, er doch zuweilen auch unter dickem Gebüsch, auf hohen Gebirgen und in wüsten Höhlen seine Macht zeigt, woraus Ihr ersehen könnet, daß seiner Gewalt Alles unterworfen ist.

Ich komme also zur Erzählung; und sage, daß in der Stadt Capsa in der Barbarei ein sehr reicher Mann lebte, der neben andern Kindern auch eine schöne, anmuthige Tochter hatte, mit Namen Alibech. Da diese nun keine Christin war,

und von vielen Christen, die in der Stadt lebten, den christlichen Glauben und den Dienst Gottes sehr rühmen hörte, fragte sie eines Tages Jemanden, auf welche Art man am leichtesten Gott dienen könne. Dieser antwortete ihr, diejenigen dienen Gott am besten, die alles Weltliche fliehen, wie die, welche sich in die Einöden der Wüste von Thebais zurückziehen. Das einfältige Mädchen, das erst etwa 14 Jahre alt war, machte sich nun, nicht aus eigentlichem Verlangen nach einem geistlichen Leben, sondern aus kindischem Antriebe, ohne Jemanden ein Wort davon zu sagen, am folgenden Morgen heimlich auf den Weg nach der thebai'schen Wüste, kam, nach vielen Anstrengungen, nach mehrtägiger Reise in der Wüste an, und ging, als sie eine kleine Hütte sah, auf diese zu, an deren Thüre sie einen frommen Mann sitzen sah. Dieser wunderte sich über ihren Anblick, und fragte sie, was sie suche. Sie antwortete, von Gottes Geist getrieben, suche sie ihm zu Dienste zu leben, wie auch einen Mann, der sie darin unterweise. Der gute Mann, der ihre Jugend und Schönheit sah, und fürchtete, wenn er sie bei sich behalte, möchte ihm der Teufel einen Streich spielen, lobte ihren guten Vorsatz, gab ihr Wurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu essen, und Wasser zu trinken und sprach: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein frommer Mann, der dich in dem, was du suchst, weit besser unterrichten kann, wie ich, zu ihm mußt du gehen," und so schickte er sie fort. Als sie zu diesem gekommen war, und dort auf die nämliche Weise fortgeschickt wurde, kam sie zur Hütte eines jungen Einsiedlers, der sehr fromm und gut war und Rustico hieß, an diesen richtete sie dieselbe Frage, wie an die vorigen. Dieser wollte seine Festigkeit auf die Probe stellen, und schickte sie daher nicht, wie die andern, fort, sondern behielt sie bei sich in der Hütte,

und als die Nacht kam, machte er ihr ein Bett aus Palmblättern und hieß sie auf dieses sich niederlegen; als dieses geschehen war, fing schon die Versuchung einen Kampf mit seinen Kräften an, und bald mußte er sich, ehe noch ein bedeutender Angriff erfolgt war, gefangen geben. So ließ er die heiligen Gedanken, Gebete und die Furcht bei Seite, und begann, die Jugend und Schönheit des Mädchens in der Erinnerung sich vorzustellen, und darüber nachzudenken, wie er es mit ihr halten müsse, damit sie nicht merke, daß er das, was er von ihr verlange, aus schlechtem Willen wünsche. Daher stellte er ein Paar Fragen an sie, und sah, daß sie noch nie einen Mann erkannt hatte, und so einfältig war, wie sie aussah. Er beschloß nun, sie unter dem Schein, Gott zu dienen, zur Befriedigung seiner Wünsche zu bewegen. Er setzte ihr zuerst weitläufig auseinander, wie sehr der Teufel ein Feind Gottes sey, und machte ihr dann einleuchtend, der Dienst, durch welchen man sich Gott am angenehmsten machen könne, sey der, wenn man den Teufel in die Hölle stecke, zu der ihn Gott verdammt habe. Die Jungfrau fragte ihn, wie man dieß anstelle. Hierauf sprach Rustico: Du wirst es bald sehen, thue nur, was du mich jetzt thun siehst. Er fing an, die wenigen Kleider, die er trug, abzunehmen, und war ganz nackt, und so machte es auch das Mädchen; dann kniete er nieder, wie wenn er zu Gott beten wollte, und ließ das Mädchen gerade vor sich über stehen.

Als sie nun so vor ihm stand, wurde Rustico noch weit mehr von Fleischeslust entbrannt, da er ihren schönen Körper sah, und die Auferstehung des Fleisches war sehr sichtbar bei ihm. Als Alibech dieses bemerkte, staunte sie und sprach: „Rustico, was ist denn das, was ich hier bei dir sehe, das so immer weiter hervorsteht, und das doch ich nicht habe?“

— „O meine Tochter,“ sprach Rustico, „das ist der Teufel, von dem ich dir gesprochen habe, jetzt sieh nur zu, der macht mir die größte Beschwerde, so daß ich es kaum aushalten kann.“ Hierauf sprach die Jungfrau: „O Gott sey gelobt, jetzt sehe ich, daß ich in dieser Beziehung besser daran bin, als du, weil ich keinen solchen Teufel habe.“ Da sprach Rustico: „Wohl wahr, aber du hast dafür etwas anderes, was ich nicht habe.“ Hierauf sprach Alibech: „O was denn?“ Und Rustico antwortete: „Du hast die Hölle, und ich sage dir, ich glaube, Gott hat dich um des Heils meiner Seele willen hierhergeführt, denn wenn dieser Teufel mir so viel Beschwerde macht, und du wolltest so mitleidig seyn, und mir erlauben, ihn in die Hölle zu stecken, so würdest du mir dadurch große Erleichterung verschaffen und Gott einen großen Dienst erweisen, wenn du doch einmal, wie du sagst, nur dessentwillen hierhergekommen bist.“ Die Jungfrau antwortete treuherzig: „O mein Vater, weil ich die Hölle habe, so thue es nur, wie es dir gefällt.“ Hierauf sprach Rustico: „Meine Tochter, sey gesegnet: gehen wir also, und stecken wir ihn hinein, daß er mich nachher in Ruhe lasse.“ Nach diesen Worten führte er die Jungfrau auf ein Bett, und unterwies sie, wie sie sich benehmen müsse, damit man diesen Gottverfluchten ins Gefängniß thun könne. Die Jungfrau, die in ihrem Leben noch keinen Teufel in die Hölle gesteckt hatte, fühlte zum erstenmal ein wenig Schmerz, und sagte daher zu Rustico: „Ja wahrhaftig, mein Vater, es muß eine schlimme Sache um diesen Teufel seyn, der in der That ein Feind Gottes zu seyn scheint; denn sogar in der Hölle macht er noch Schmerz.“ Rustico antwortete: „Meine Tochter, es wird schon anders werden.“ Und damit es auch anders werde, steckten sie ihn sechsmal hinein, ehe sie sich von dem Bette entfernten, und

dadurch nahmen sie ihm seinen Uebermuth, daß er nun recht gerne Ruhe gab. Als er ihm jedoch in der Folge wieder zurückkehrte, und die Jungfrau gehorsam sich bequemte, ihn wieder zur Ruhe zu bringen, fing sie an, Gefallen an dem Spiel zu finden, und sagte zu Rustico: „Ich sehe wohl, die weisen Männer in Capsa sprachen wahr, daß der Dienst Gottes etwas so Süßes sey, und ich erinnere mich in der That nicht, daß irgend etwas mir so viel Vergnügen gemacht hätte, wie dieses Stecken des Teufels in die Hölle, und daher glaube ich auch, daß jeder ein dummes Thier ist, der sich nicht dem Dienst Gottes widmet.“ Oft ging sie daher zu Rustico und sagte: „Mein Vater, ich bin hierhergekommen, um Gott zu dienen, und nicht um müßig da zu stehen, daher wollen wir den Teufel in die Hölle stecken.“ Einmal sagte sie: „Rustico, ich weiß nicht, warum der Teufel aus der Hölle flieht, denn wenn er eben so gerne darin wäre, als die Hölle ihn aufnimmt und behält, würde er gar nicht mehr herausgehen. Indem so die Jungfrau Rustico oft einlud und zum Dienste Gottes aufmunterte, hatte sie ihn in kurzer Zeit so entkräftet, daß er zu einer Zeit, wo ein Anderer geschwitzt hätte, fror. Daher begann er der Dame vorzustellen, man dürfe den Teufel nicht züchtigen oder in die Hölle stecken, außer wenn er im Uebermuth das Haupt erhebe; und wir haben ihm dermaßen zugesprochen, daß er jetzt Gott bittet, ihn in Ruhe zu lassen. Dadurch legte er der Jungfrau auf eine Weile Stillschweigen auf. Als sie jedoch sah, daß Rustico sie nicht mehr anging, um den Teufel in die Hölle zu thun, sagte sie eines Tags zu ihm: „Rustico, wenn der Teufel jetzt gezüchtigt ist, und dir keine Beschwerde mehr macht, so läßt mich dagegen seine Hölle nicht mehr ruhen; es wäre daher sehr gut, wenn du mit deinem Teufel dazu

mitwirken würdest, die Unruhe meiner Hölle zu zähmen, wie ich mit meiner Hölle dazu mitgeholfen habe, deinem Teufel seinen Uebermuth auszutreiben." Rustico, der von Wurzeln und Wasser lebte, konnte ihren Anforderungen nur halb versprechen. Er sagte daher: um die Hölle zu zähmen, seyen gar viele Teufel nöthig, doch werde er thun, was er könne, und befriedigte sie einmal, aber er war so schwach, daß es gerade war, wie wenn eine Bohne in den Rachen eines Löwen fällt. Die Jungfrau meinte deßwegen, er diene Gott nicht so, wie sie gerne möchte, und war sehr unzufrieden. Während jedoch auf diese Weise zwischen dem Teufel des Rustico und der Hölle der Alibech, in Folge des allzu vielen Verlangens auf der einen und der Schwäche auf der andern Seite dieser Zank obwaltete, geschah es, daß in Capsa Feuer ausbrach, und der Vater der Alibech mit allen seinen Kindern und seinem ganzen Hause verbrannte, so daß Alibech sein ganzes Vermögen erbte, und da ein junger Mann, mit Namen Neerbal, der durch großen Aufwand all sein Vermögen verschwendet hatte, hörte, Alibech sey noch am Leben, machte er sich auf den Weg, um sie zu suchen, und als er sie fand, ehe der König das große Vermögen ihres Vaters, als eines Mannes, der ohne Erben gestorben, eingezogen, führte er sie, zur großen Freude des Rustico, aber gegen ihren Willen, nach Capsa zurück, nahm sie zur Frau, und durch sie das große Vermögen als Erbe in Besitz. Als sie nun von den Frauen, noch ehe Neerbal bei ihr geschlafen hatte, gefragt wurde, mit was sie in der Wüste Gott gedient habe, antwortete sie, sie habe ihm dadurch gedient, daß sie den Teufel in die Hölle gesteckt habe; und Neerbal habe eine große Sünde begangen, daß er sie diesem Gottesdienste entzogen habe. Die Frauen fragten nun weiter: „Wie steckt man denn den Teufel

in die Hölle? „Und nun zeigte es ihnen Alibech mit Worten und Zeichen, worüber jene dermaßen lachen mußten, daß sie vielleicht jetzt noch lachen, und unter Lachen sagten sie ihr: „Gräme dich nicht, Töchterchen; denn das läßt sich auch hier recht gut thun; Neerbal wird mit dir Gott schon zu dienen wissen. Als nun diese Frauen die Geschichte in der Stadt herum erzählten, wurde es zum gewöhnlichen Sprichwort „der angenehmste Dienst, den man Gott thun könne, sey, den Teufel in die Hölle zu stecken," und dieses Sprichwort ist übers Meer gewandert und ist jetzt noch im Schwung. Darum, meine jungen Damen, denen die Gnade Gottes Noth thut, lernt den Teufel in die Hölle stecken, denn das ist Gott angenehm und ein Vergnügen für beide Theile, und es kann daraus viel Gutes kommen.

Mehr als tausendmal hatte die Erzählung des Dioneo die sittsamen Damen zum Lachen gebracht, so sehr gefiel sie ihnen. Als sie zu Ende war, und die Königin sah, daß die Zeit ihrer Herrschaft abgelaufen, nahm sie den Lorbeerkranz vom Haupte, setzte ihn anmuthig dem Filostrato aufs Haupt und sprach: „Nun wollen wir sehen, ob der Wolf die Schafe besser zu leiten weiß, als das Schaf die Wölfe leitete." Als Filostrato dieß hörte, sprach er lächelnd: „Wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre, so hätten die Wölfe die Schafe gelehrt, den Teufel in die Hölle zu stecken, so gut, als Rustico die Alibech es lehrte: nennt uns daher nicht Wölfe, da ihr ja keine Schafe gewesen seyd. Uebrigens werde ich, wie man es verlangt, die Herrschaft führen." Neifile antwortete: „O Filostrato, Ihr hättet, während Ihr uns unterwiesen hättet, List und Verstand lernen können, wie Rustico von Lamporecchio durch die Frauen; Ihr hättet die Sprache gewiß auch zurückerhalten, wenn die

Gebeine ohne Lehrer reden gelernt haben würden.“ Filostrato sah ein, daß wenn er Pfeile absandte, sie dafür mit Sicheln kamen, daher ließ er die Witzreden und wandte sich dazu, seine Regierungsmaßregeln zu treffen. Er ließ daher den Haushofmeister rufen und ließ sich sagen, wie die Sachen überhaupt stehen, und wie er erfuhr, daß Alles in Ordnung war, und einsah, daß er für die Bedürfnisse der Gesellschaft sorgen müsse, traf er für die Dauer seiner Herrschaft verständige Anordnungen, wandte sich dann an die Damen und sprach: „Meine liebenswürdigen Damen, es ist mein Unglück, daß ich, obwohl ich das Gute recht wohl vom Schlimmen unterscheiden kann, durch die Schönheit Einer von Euch stets der Liebe unterthan war, und weder die Demuth, noch der Gehorsam, noch ein beständiges Nachgeben hat mich davor geschützt, daß es immer schlechter mit mir wurde. Und so glaube ich auch, wird es fortgehen, bis zum Tode. Deßhalb soll auch morgen über Nichts anders gesprochen werden, als über ein Thema, das meinem Schicksal am meisten entspricht, nämlich von Personen, deren Liebe ein unglückliches Ende hatte, weil einmal ich den unglücklichsten Ausgang erwarte; und in der That scheint auch der Name, den Ihr mir gebt, recht darauf zu passen.“ — Hierauf erhob er sich und beurlaubte Alle bis zum Abendessen. Der Garten, in dem sie sich befanden, war so schön und lieblich, daß Niemand hinausging, um irgend anderswo mehr Vergnügen zu empfinden. Da die Hitze der Sonne schon abgenommen hatte, und keine Beschwerde mehr machte, wenn man den Rehen, Kanninchen und andern Thieren, die ihnen während des Erzählens hundertmal in die Quere gelaufen waren, nachgehen wollte, so machten sich einige dieses Vergnügen, Dioneo und Fiammetta sangen von Guiglielmo und der Dame

von Vergiu, Filomena und Panfilo spielten Schach, und so ging die Zeit schnell hin bis zum Abendessen. Neben dem schönen Brunnen waren die Tische gedeckt und nun speisten sie mit bestem Appetit zu Nacht. Filostrato, um nicht aus dem Gleise zu gehen, das von der vorigen Königin beobachtet worden war, befahl nach aufgehobener Tafel der Lauretta, einen Tanz zu beginnen und ein Lied zu singen. Diese sprach: „Mein Herr, fremde Lieder weiß ich keine, und auch von den meinen fällt mir keines ein, das für eine so heitere Gesellschaft ganz passen würde, wollt Ihr jedoch eines hören, so will ich gern eines singen.“ Der König sprach: „Nichts von dir kann anders seyn als schön und anmuthig, und daher singe eines, wie es dir gerade einfällt. Hierauf sang Laurette mit lieblicher Stimme, aber etwas trauriger Geberde, folgendes Lied, wozu die Uebrigen den Chor mitsangen:

Wer hat, sich zu beklagen,
So herben Grund wohl, außer mir,
Die, ungeliebt, vergebens mich verzehre.

Der Mond und Sternen zeichnet ihre Bahn,
Hat mich, zu seiner Freude,
Mit holdem Reiz und Schönheit angethan,
Daß wer hienieden höhern Geistes ist,
Ein Bild des Ideals in mir erblickt,
Das Ihm vor Angesicht beständig steht.
Doch dieses arme Herz,
Vergebens sucht es Einen, der's verstände,
Drum muß es trauern, ja verzweifeln.

Zwar einst war Einer, der mich liebte, der
Die Jungfrau sanft in seine Arme nahm,
Der ganz und innig meiner Liebe lebte,
Und Götterlust aus meinen Blicken sog.
Die Zeit, die wie ein Traum vorüberflog,
War mir und meiner Liebe nur geweiht.

Und ich, wie macht' ich seiner auch mich würdig!
Jetzt hat ein hart Geschick ihn mir entrissen.

Darauf ein stolzer Jüngling kam, vermessen,
Der sich voll Keckheit um mein Herz bewarb;
Mich fest umschlungen hielt, und, falschen Wahns,
Mit eifersücht'gen Grillen mich erzürnte.
Dieß brachte mich an der Verzweiflung Rand.
Soll ich, die ich zum Besten vieler Menschen
Geboren bin, nur einem Einz'gen dienen?

Fluchen muß ich meinem Unglück,
Wenn ich, meine Kleider wechselnd,
Alle Schönheit, Anmuth meines Körpers sehe,
Daß ich dennoch glücklich mich nicht fühle!
O schmerzenvolle Schönheit,
Wär' ich zuvor gestorben,
Eh' ich dich also mußt erkennen lernen!

O theurer Mann, den ich zuerst geliebt,
An dessen Herz ich so beglückt mich fühlte,
Der jetzt im Himmel ist, bei seinem Schöpfer;
Voll Mitleid mußt zu mir du niederschauen,
Die ich bei keinem andern dein vergessen kann:
O laß die Flamme nicht verloren seyn,
Die stets in meinem Herzen brennen wird,
Und führe mich zu dir in jene Räume.

Hier endete Lauretta ihr Lied, das von den Andern aufgeschrieben und von den Verschiedenen verschieden verstanden wurde, und einige wollten auf gut mailändisch verstehen, ein gutes Schwein sey besser als ein schönes Mädchen. Andere hatten ein reineres, besseres und wahreres Verständniß, wovon jedoch jetzt nicht zu reden ist. Inzwischen hatte der König auf Gras und Blumen Fackeln anzünden lassen, ließ andere Lieder singen, bis die Sterne sich neigten, und es Zeit schien, zu schlafen, und nun befahl der König Allen, nachdem er ihnen gute Nacht gewünscht, auf ihre Zimmer zurückzukehren.

Und ich, wie macht' ich seiner auch mich würdig?
Jetzt hat ein hart Geschick ihn mir entrissen.

Darauf ein stolzer Jüngling kam, vermessen,
Der sich voll Frechheit um mein Herz beworben,
Mich jetzt verführen will; nein, falscher Drache,
Mit Abscheu ließ ich dich von mir entfernen.
Dich brachte mich an der Verzweiflung Rande
Soll ich, die ich zum Besten vieler Menschen
Geboren bin, nur einem Einzigen dienen?

Flüchten muß ich meinem Unglück,
Wenn ich meine Kleider angeschaut,
Alle Schönheit, Anmuth meines Körpers sehe,
Daß ich dennoch glücklich mich nicht fühle!
O schmerzenvolle Schönheit,
Wär' ich immer ...
Eh' ich dich also nicht erkennen lernte!

O theurer Mann, den ich zuerst geliebt
Im ...
Der jetzt im Himmel ist, bei seinem Schöpfer,
Soll Mitleid auch zu mir nun niederschauen,
Die ich bei seinem Andenken nur vergessen kann?
O laß die Flamme nicht verloren seyn,
Die ... in meinem Herzen brennen mußte,
Und führe mich zu dir in jene Räume.

Hier endete Laurette ihr Lied, das von dem Zuhörer aufgeschrieben und von den Verständigeren verschieden verstanden wurde, und einige wollten gar gut malitiös verstehen, ein gutes Schwein sey besser als ein schönes Mädchen. Andere hatten ein reineres, besseres und mehreres Verständniß, wovon jedoch jetzt nicht zu reden ist. Inzwischen hatte der König auf Gras und Blumen Fackeln anzünden lassen, ließ andere Lieder singen, bis die Sterne sich neigten, und es Zeit schien, zu schlafen; und nun befahl der König Allen, nachdem er ihnen gute Nacht gewünscht, auf ihre Zimmer zurückzukehren.

Inhalt.

Erster Tag,

an welchem, nachdem der Verfasser die Veranlassung erzählt hat, durch welche die nachher auftretenden Personen zu geselliger Unterhaltung zusammengeführt werden, unter dem Regiment der Pampinea über das gesprochen wird, was gerade einem Jeden gefällt.

Erste Novelle.

Panfilo.

Ciappelleto betrügt durch eine falsche Beichte einen frommen Bruder und stirbt; und obgleich er zu Lebzeiten ein sehr schlechter Mensch gewesen war, wird er nach seinem Tode für sehr fromm gehalten und San Ciappelleto genannt . . . . S. 32

Zweite Novelle.

Neifile.

Der Jude Abraham geht, von Jeannot de Sevigny veranlaßt, an den Hof nach Rom; und nachdem er die Schlechtigkeit der Geistlichen beobachtet hat, kehrt er nach Paris zurück und wird Christ . S. 49

Dritte Novelle.

Filomena.

Der Jude Melchisedek entgeht durch Erzählung von drei Ringen einer großen Gefahr, die ihm Saladin bereitet hatte . . . . S. 55

Vierte Novelle.

Dioneo.

Ein Mönch, der eine höchst strafwürdige Sünde begangen hat, entzieht sich dadurch, daß er denselben Fehler auf eine feine Weise seinem Abt vorhält, der verdienten Züchtigung . . . . . S. 59

Fünfte Novelle.

Fiammetta.

Die Marquise von Montferrat löscht durch ein Hühnergericht und einige anmuthige Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich S. 64

Sechste Novelle.

Emilie.

Ein ehrlicher Mann beschämt durch eine gute Rede die schlechte Heuchelei der Ordensbrüder . . . . S. 68

Siebente Novelle.

Filostrato.

Bergamino stichelt mit einer Erzählung von Primasseau und dem Abt von Cligny feiner Weise auf den Geiz, der plötzlich den Herrn Cane della Scala befallen hatte . . . . S. 72

Achte Novelle.

Lauretta.

Guiglielmo Borsiere verspottet mit verständigen Worten den Geiz des Herrn Ermino de Grimaldi . . . . S. 78

Neunte Novelle.

Elise.

Der König von Cypern wird durch die feine Rede einer gascognischen Dame von seiner Feigheit geheilt . . . . S. 82

Zehnte Novelle.

Pampinea.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf eine feine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr hatte beschämen wollen . S. 84

Zweiter Tag,

an welchem, unter dem Regiment der Filomena, über Personen gesprochen wird, welche nach vielen widrigen Schicksalen endlich unverhofft zu einem glücklichen Ziele gelangen.

Erste Novelle.

Neifile.

Martellino, der sich lahm gestellt hat, thut, als habe der heilige Erich ihn geheilt; aber sein Betrug wird entdeckt und er geschlagen und dann gefangen genommen; und nachdem er in Gefahr gekommen ist, gehangen zu werden, kommt er endlich glücklich davon . . . S. 93

Zweite Novelle.

Filostrato.

Rinaldo d'Asti wird beraubt, kommt nach Castel Guiglielmo und wird von einer Wittwe beherbergt, und nachdem ihm seine Verluste ersetzt worden sind, kehrt er gesund und wohl nach Hause zurück . S. 100

Dritte Novelle.

Pampinea.

Drei Jünglinge verschwenden ihr Eigenthum und verarmen; ein Neffe von ihnen, der aus Verzweiflung nach Hause zurückkehrt, wird unterwegs mit einem Abte bekannt, der, wie es sich später findet, die Tochter des Königs von England ist, die ihn zum Gemahl nimmt, seinen Oheimen ihre Güter zurückgibt und ihrem Gatten ein glückliches Loos bereitet . . . . S. 108

Vierte Novelle.

Lauretta.

Landolfo Ruffolo verarmt, wird Seeräuber, von den Genuesern gefangen und leidet Schiffbruch; auf einer Kiste voll kostbarer Juwelen entkommt er, wird in Corfu von einer Frau aufgenommen, und kehrt nach Hause zurück . . . . S. 120

Fünfte Novelle.

Fiammetta.

Andruccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen und erlebt in einer Nacht drei gefährliche Abenteuer; kommt aber glücklich davon und kehrt mit einem Rubin nach Hause zurück . S. 127

Sechste Novelle.

Emilie.

Frau Beritola verliert ihre Söhne, wird auf einer Insel bei zwei jungen Rehen gefunden, und kommt nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne, bei dem Herrn, in dessen Hause sie ist, in Dienst, schläft bei dessen Tochter und wird ins Gefängniß gesetzt. Auf Anlaß des Aufruhrs in Sicilien heirathet er, von seiner Mutter wieder erkannt, die Tochter seines Herrn, findet seinen Bruder wieder, und sie kommen wieder zu Ansehen . . . . S. 144

Siebente Novelle.

Panfilo.

Der Sultan von Babylonien sendet seine Tochter als Verlobte an den König von Algarve. Diese kommt durch verschiedene widrige Zufälle in einem Zeitraum von vier Jahren an verschiedenen Orten in die Hände von neun Männern. Zuletzt kehrt sie zu ihrem Vater zurück und wird von diesem, als reine Jungfrau, dem König von Algarve, wie das erstemal, zugesandt . . . . S. 161

Achte Novelle.

Elise.

Der Graf von Angers wird fälschlich angeklagt, geht in die Verbannung, und läßt seine beiden Söhne an verschiedenen Orten in England zurück. Als er unerkannt von Schottland zurückkehrt, findet er sie in glücklicher Lage. Als Knecht kommt er in die Dienste des Königs von Frankreich; und nachdem seine Unschuld erkannt worden ist, wird sein früheres Ansehen wieder hergestellt . . . . . . S. 188

Neunte Novelle.

Filomena.

Bernabo aus Genua verliert, von Ambruogiuolo betrogen, sein Vermögen und gibt den Befehl, seine unschuldige Gattin zu tödten; sie entkommt und dient in Mannskleidern dem Sultan, findet den Betrüger wieder, führt Bernabo nach Alexandrien, und nachdem der Betrüger gestraft worden ist, legt sie ihre weiblichen Kleider wieder an und kehrt mit ihrem Manne wieder reich nach Genua zurück . S. 208

Zehnte Novelle.

Dioneo.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo di Chinzica seine Gattin: dieser erfährt es, reist ihr nach, wird ein Freund Paganino's und fordert sie zurück. Paganino beruft sich auf den Willen der Frau; diese will nicht zu ihrem Gatten zurückkehren, sondern wird nach dem Tode des Herrn Ricciardo die Gattin Paganino's S. 221

Dritter Tag,

an welchem unter dem Regiment der Neifile von Personen erzählt wird, die etwas Heißersehntes durch Gewandtheit sich verschafft, oder etwas Verlornes wieder erlangt haben.

Erste Novelle.

Filostrato.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm, und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen alle bei ihm schlafen wollen S. 241

Zweite Novelle.

Pampinea.

Ein Reitknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf: Agilulf merkt die Sache, schweigt, macht den Thäter ausfindig und scheert ihn. Der Geschorene scheert alle Uebrigen auf gleiche Weise und entgeht dadurch seiner Strafe . . . . S. 250

Dritte Novelle.

Filomena.

Unter dem Schein der Beichte und des reinsten Gewissens veranlaßt eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, einen frommen Bruder, daß dieser, ohne es zu bemerken, ihr die Mittel verschafft, um ihr Verlangen vollkommen befriedigen zu können . . . S. 257

Vierte Novelle.

Panfilo.

Don Felice unterweist den Bruder Puccio, wie er selig werden könnte, wenn er Buße thue: Bruder Puccio thut Buße und Don Felice macht sich unterdessen mit der Frau des Bruders gute Stunden S. 270

Fünfte Novelle.

Elise.

Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein Pferd und erhält dadurch Gelegenheit, mit seiner Erlaubniß seine Gattin zu sprechen. Da sie schweigt, so antwortet er in ihrem Namen und der Ausgang entspricht seiner Antwort . . . . S. 277

Sechste Novelle.

Fiammetta.

Ricciardo Minutolo liebt die Gattin des Filippello Fighinolfi, da er weiß, da diese eifersüchtig ist, so macht er sie glauben, Filippello werde Tags darauf mit seiner Gattin in einem Bade seyn. Dadurch bewirkt er, daß sie dahin geht, und während sie glaubt, bei ihrem Manne gewesen zu seyn, zeigt es sich, daß Ricciardo bei ihr war S. 285

Siebente Novelle.

Emilie.

Tedaldo entzweit sich mit einer Dame und verläßt Florenz. Nach einiger Zeit kehrt er, als Pilger verkleidet, dahin zurück, spricht mit der Dame, macht ihr ihren Fehler einleuchtend, befreit ihren Mann, der ihn getödtet haben sollte, vom Tode, versöhnt ihn mit seinen Brüdern, und führt mit der Dame ein vergnügtes Leben . . S. 296

Achte Novelle.

Lauretta.

Ferondo, der ein gewisses Pulver genommen hat, wird als todt begraben. Der Abt, der mit der Frau des Ferondo vertrauten Umgang hat, nimmt ihn aus dem Grabe, legt ihn in ein Gefängniß und macht ihn glauben, er sey im Fegfeuer. Dann wird er wieder erweckt und muß ein Söhnlein, des der Abt mit seiner Frau gezeugt hatte, als das seinige erziehen . . . . S. 317

Neunte Novelle.

Neifile.

Julie von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel, und verlangt Beltram von Roussillon zu ihrem Gemahl. Dieser muß sie wider seinen Willen zur Frau nehmen, geht nachher aus Unmuth nach Florenz, und verliebt sich hier in eine junge Dame. Julie, als diese junge Dame verstellt, schläft bei ihm, und erhält von ihm zwei Kinder, wodurch sie ihm theuer wird, und er sie zum Weibe nimmt . . . . S. 330

Zehnte Novelle.

Dioneo.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rustico lehrt sie, wie man den Teufel in die Hölle steckt. Später wird sie die Frau des Nerbal S. 342

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boccaccio, Giovanni, / Röder, W. / Clauss, Carl

Boccaccio's sämmtliche Romane und Novellen

Bd.: 1

Stuttgart 1844

P.o.it. 184 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10754386-6